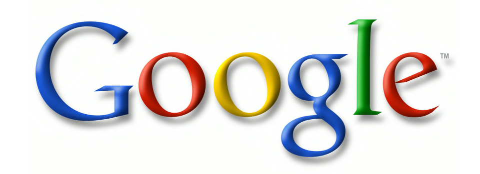





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



Lessing

im Urtheile seiner Zeitgenossen

von

Julius W. Braun.



Lessing
im Urtheile seiner Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen,

Lessing und seine Werke betreffend,

aus den Jahren

1747—1781,

gesammelt und herausgegeben

von

Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken.

In zwei Bänden.

Erster Band.
1747—1772.

Berlin.
Verlag von Friedrich Stahn.
1884.


INSTITUTION
UNIVERSITY
1 5 MAR 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Vaterlande, mir bei meiner Arbeit so überaus freundlich ihre Hülfe liehen, sage ich hiermit meinen aufrichtigsten, verbindlichsten Dank!

Ich habe nicht viele Wünsche an das Geschick. Aber diesen Einen Wunsch hab' ich denn doch: Daß es mir, nach Beendigung meines „Goethe“, vergönnt sein möge, ausgerüstet mit meinen heutigen Kenntnissen, Erfahrungen und Verbindungen, das ganze Sammelwerk vom ersten bis zum letzten Bande noch einmal zu überarbeiten!

Es sind wiederholt Anfragen an mich gelangt, ob nicht auch ein „Klopstock“, „Wieland“, „Herder“ von mir zu erwarten seien: Ich habe darauf nur zu erwidern, daß ich leider nicht mehr in der Lage bin, noch ferner pecuniäre Opfer bringen zu können, wie ich es bei Herstellung dieser acht Bände seither habe thun müssen.

Berlin, den 25. August 1883.

Julius W. Braun.

Inhaltsverzeichniß.

Vorrede V

1747.

Der junge Gelehrte. Damon 1

1749.

Lustspiele 3
Die alte Jungfer 3
Der Eremite 4
Die Juden. Der Freygeist. Die alte Jungfer . . 5

1750.

Der Schatz. Beyträge zur Aufnahme und Historie des Theaters 6

1751.

Kleinigkeiten 8

1753.

Schriften 10
Schriften. Erster und zweyter Theil 10
Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser des gelehrten Artikels in den Hamburgischen Correspondenten 11
Leßings Entgegnung 11
Schriften. Erster und zweyter Theil 12

1754.

S. G. Langens Schreiben an den Verf. der gelehrten Artikel in den Hamburgischen Correspondenten . 17

Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in den Hamburgischen Correspondenten 19
Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange 19
Ein Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange . 21
Ein VADE MECUM für den Hrn. Sam. Gotth. Lange 22
Henzi 24
Sam. Gotth. Lange's Schreiben an den Hamburgischen Correspondenten 25
Schriften. Dritter und vierter Theil 28
M. S. G. Langens Schreiben an Hrn. Pastor Nicolai zu Frankfurt 29
Nicolais Antwortschreiben an Hrn. Pastor Lange 30
Schriften. Dritter Theil 32
Schriften. Vierter Theil 35
Schriften. Dritter und vierter Theil 37
Schriften. Dritter und vierter Theil 39
Theatralische Bibliothek. Erstes Stück 41
Theatralische Bibliothek. Erstes Stück 42
Theatralische Bibliothek. Erstes Stück 43

1755.

Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius 48
Theatralische Bibliothek. Zweites Stück 49
Schriften. Fünfter und sechster Theil 51
Theatralische Bibliothek. Erstes bis fünftes Stück . 52
Schriften. Fünfter und sechster Theil 54
Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius . 55
Schriften. Sechster Theil 59
Schriften. Fünfter und sechster Theil 60
Theatralische Bibliothek. Zweytes Stück 61
Theatralische Bibliothek. Zweytes Stück 62
Theatralische Bibliothek. Drittes Stück 64

1757.

Abhandlung vom Trauerspiele 66
Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland, von G. S. Nicolai . 66

Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften . . . 67

1758.

Briefe über Miß Sara Sampson 69
Vermischte kritische Briefe 87

1759.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 1.—12.. . 88
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 13.—19. . 90
Briefe, die neueste Litteratur betreffend 92
Briefe, die neueste Litteratur betreffend. Erster Theil 93
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 20.—30. . 93
Theatralische Bibliothek. Viertes Stück. 95
Friedrichs von Logau Sinngedichte 97
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 30.—39. . 98
Philotas 100
Friedrichs von Logau Sinngedichte 102
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 40.—44. . 104
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 32.—43. . 106
Friedrichs von Logau Sinngedichte 107
Fabeln 108
Fabeln 109
Briefe, die Einführung des engländischen Geschmacks in Schauspielen betreffend 111
Briefe, das Neueste aus der Litteratur betreffend. I. Theil 116
Philotas 117
Polytimet 121

1760.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 45.—52. . 122
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 53.—76. . 123
Fabeln 126
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 45.—52. . 129
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 61.—67 . 132
Das Theater des Herrn Diderot. 134
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 77.—91. . 135
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 92.—106. . 137
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 107.—119. 139

Fabeln 140
Leßingische unäsopische Fabeln 141
Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 77—114. . 144
Fabeln 145
Leßingische unäsopische Fabeln 145
Leßing, Mitglied der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin 151
Sendschreiben über Herrn Leßings Sinngedichte . . 151

1761.

Fabeln 159

1762.

Fabeln 161

1765.

Auszug eines Schreibens aus Paris 163

1766.

Briefe, die neueste Litteratur betreffend, XXIII.-XXIIII. Theil 164
Laokoon 164
Lieder der Deutschen, herausgegeb. von Ramler . 165
Laokoon 166
Laokoon 170
Laocoon 171
Laokoon 171
Laokoon 173
Laokoon 174

1767.

Ueber die neuere deutsche Litteratur 176
Minna von Barnhelm 177
Minna von Barnhelm 178
Hamburgische Dramaturgie 179
Lustspiele, zwey Theile 180
Lustspiele: Erster und zweyter Theil 182
Minna von Barnhelm 183
Miß Sara Sampson, in Greifswald dargestellt . 185
Hamburgische Dramaturgie wird nachgedruckt . . 185
Laokoon 186

Hamburgische Dramaturgie 188
Hamburgische Dramaturgie 189
Lustspiele. Zwey Theile 190
Minna von Barnhelm 194
Der Schlaftrunk. Arabella. Die neue Matrone von Ephesus 195
Hamburgische Dramaturgie 195
Minna von Barnhelm, Darstellung in Leipzig . . 196
Lustspiele. Zwei Theile 197
Herder über Lessing 200

1768.

Minna von Barnhelm, Darstellung in Wien 201
Minna von Barnhelm, in Berlin dargestellt . . . 208
Hamburgische Dramaturgie 209
Minna von Barnhelm, in Berlin dargestellt . . . 209
Klotz an Leßing 209
Klotz an Leßing 211
Briefe antiquarischen Inhalts. Erster Theil . . . 216
Das Verdienst. An Herrn L — — g 217
Briefe an Herrn Leßing und Herrn Klotz . . . 217
Allgemeine Grabschrift deutscher Dichter 218
Briefe antiquarischen Inhalts. Erster Theil . . . 218
Minna von Barnhelm, Darstellung in Hamburg . 228

1769.

Theater der Deutschen. Sechster Theil 232
Leßings Bibliothek soll verkauft werden 232
Briefe antiquarischen Inhalts. Erster Theil . . . 233
Kritische Wälder. Erstes Wäldchen 234
Briefe antiquarischen Inhalts. Erster Theil . . . 237
Hamburgische Dramaturgie 238
Briefe antiquarischen Inhalts 239
Wie die Alten den Tod gebildet 239
Wie die Alten den Tod gebildet 240
Minna von Barnhelm 241
Briefe antiquarischen Inhalts. Zweyter Theil . . 244
Minna von Barnhelm 244
Minna von Barnhelm 247
Leßing, Bibliothekar zu Wolfenbüttel 251
Herr Heyne an Herrn Leßing 251

Herr Antiquarius Lessing an seinen Bruder, den Zeitungsschreiber 254
Herr D. Bauer in Nürnberg an Herrn M. Leßing 258
Laokoon 260
Hamburgische Dramaturgie. Zwei Bände 284
Ein Nachdruck, eben derselben in zween Bänden . 284
Hamburgische Dramaturgie. Erster Theil 290
Litterarische Briefe an das Publicum. Erstes Paquet 304
Anmerkungen über Herrn Leßings Laokoon, nebst einigen Nachrichten, die deutsche Litteratur betreffend, von Christoph Gottlieb v. Murr. 306
Karl Gottholds Leßings zwey Lustspiele: Der Wildfang, ohne Harlekin 308
Der Lotteriespieler, von eben demselben 308
Der stumme Plauderer, von eben demselben . . . 308
Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Theil . . . 309
Kleinigkeiten. Vierte Auflage. 310

1770.

Wie die Alten den Tod gebildet 311
Leßings Bild 312
Leßing arbeitet am Catalogus der Wolfenbüttelischen Bibliothek 312
Berengarius Turonensis 313
Wie die Alten den Tod gebildet 319
Anthologie der Deutschen, herausgegeben v. Christian Heinrich Schmidt 320
Fortsetzung der Nachricht von den theatralischen Vorstellungen in der Leipziger Michaelismesse 1769 324
Lustspiele. Erster Theil. Zweiter Theil 325
Fables et Dissertations sur la nature de la Fable traduites de l'allemand de M. Gotthold Ephraim Lessing, par M. d'Antelmy . . . 327
Aesopus oder Versuch über den Unterschied zwischen Fabel und Mährchen von Ernst Ludwig Daniel Huch 329
Kleinigkeiten. Vierte Auflage 329
Hamburgische Dramaturgie. 1ter Th. 2ter Th. . . 330

1771.

Berengarius Turonensis 335

Gedichte von Andreas Scultetus 337
Briefe antiquarischen Inhalts. 1ter Theil. 2ter Theil 337
Briefe von Hrn. Lessing und Hrn. Klotz betreffend des erstern Werk Laokoon und des letztern Werk von geschnittenen Steinen 344
Wie die Alten den Tod gebildet 345
Anthologie der Deutschen, herausgegeb. von Christian Heinrich Schmid 348
Miß Sarah Sampson, ins Dänische übersetzt . . 349

1772.

Vermischte Schriften. Erster Theil 350
Wie die Alten den Tod gebildet 351
Emilia Galotti, Darstellung in Braunschweig . . 351
Emilia Galotti, in Braunschweig dargestellt . . . 352
Emilia Galotti 352
Emilia Galotti 354
Emilia Galotti 366
Emilia Galotti, in Berlin dargestellt 368
Emilia Galotti 369
Vermischte Schriften, erster Theil 371
Emilia Galotti 373
Emilia Galotti 373
Emilia Galotti 375
Trauerspiele 378
Prolog über Emilia Galotti im Charakter des Marinelli 380
Epilog in Charakter des Odoardo 381
Emilia Galotti, in Hamburg dargestellt 381
Anmerkungen über die Vorstellung der Emilia Galotti auf der Hamburgischen Bühne . . . 382
Ueber die Hamburgische Bühne. An Herrn Professor S. in G. Erstes und 2tes Schreiben . . . 385
Tageregister sämmtlicher von der Kochischen Gesellschaft bis jetzt in Berlin aufgeführten Stücken 385
Emilia Galotti 386
Emilia Galotti, in Hamburg dargestellt 391
Vier Briefe über Emilia Galotti 391
Fünfter Brief über Emilia Galotti 407
Trauerspiele 411
An den Verfasser der Briefe über Emilia Galotti . 412

Trauerspiele 414
Leßings Bildniß 414
Trauerspiele 414
Mina de Barnhelm, ou les avantures des Militaires 416
Vermischte Schriften, — Erster Theil 416
Trauerspiele 425
Vermischte Schriften. Erster Theil 442
Berengarius Turonensis 450
Théatre allemand 452



1747.*)

*) Zeitungsberichte über die erste Darstellung des Lustspieles „Der junge Gelehrte" haben wir nicht finden können; wir geben deshalb, um dieses Stückes überhaupt an dieser Stelle zu gedenken, folgende Notiz aus einem selbständigen, wenn auch später erschienenen Werk, als Anmerkung: 1747.

1747. — Jetzt spielte die Neuberinn zu Leipzig das erstemal den jungen Gelehrten, ein Lustspiel von Gotth. Eph. Lessing, einem Mann, der durch seine Verdienste um unser Theater allein unsterblich wäre, wenn er nicht auch so viele andre Ansprüche auf Unsterblichkeit hätte. Mit einer innigen Kenntniß der Menschen, hat er zuerst auf unsrer Bühne den scharfsinnigsten Observationsgeist verbunden. Bey aller ungezwungenen Simplicität seiner Entwürfe, sind seine Situationen so anziehend, daß sie den Leser und den Zuhörer gleich hinreißen. Ihm haben wir die ächte komische Sprache zu danken. Natürlich und dennoch gewählt, familiär und dennoch witzig, körnigt und dennoch geschmeidig, hat sein Dialog alle die vornehmsten Eigenschaften des dramatischen Stils, und erhält außerdem noch durch die mühsamste Feile eine elegante Nettigkeit. — Den jungen Gelehrten spielte in seiner Neuheit Herr Wolfram mit allen dem Pedantismus und der individuellen Beziehung auf Leipzig, die zu seinem Charakter gehören. — Mit dem Untergange der Neuberinn ist dieses schöne Stück auch von unsern Bühnen verschwunden, außer, daß man es in Wien ein oder zweymal aufgeführt hat.

Diesem ersten Versuche, welcher Lessingen ankündigte, kommt bey weitem nicht bey das Nachspiel: Damon, oder die Freundschaft, welches in einer Hamburgischen Wochen-

1747. schrift, die Ermunterungen, erschien, an denen er damals einige Zeit, nebst Fuchs und Mylius, Antheil nahm. — Er hatte bereits an einem Trauerspiele, gereizt durch die Neuberische Bühne, angefangen und es fast vollendet. Allein er vernichtete es, als er hörte, daß Koch die Neuberinn verlassen wollte.

Chronologie des deutschen Theaters*), (ohne Verlagsort) 1775, pag. 128—129.

---

*) Verfasser: Christian Heinrich Schmid, Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit zu Gießen.



1749.

Berlin.

— Man erwartet auch hier eine Sammlung lesenswürdiger Lustspiele, welche ehistens die Presse verlassen, und den sinnreichen Herrn **Lessing** aus **Camenz** in der Oberlausitz zum Verfasser haben. Man wird darinn folgende Stücke, deren Aufschriften die Neugier reizen, antreffen: 1) den jungen Gelehrten, 2) die alte Jungfer, 3) die Stärke der Einbildung, 4) Weiber sind Weiber, in fünf Aufzügen; 5) der Jude in einem Aufzuge, 6) der Freygeist in fünf Aufzügen in Versen. 1749.

Jenaische Gelehrte Zeitungen, Jena, 1749, 18. Octobr.*)

*) Die von Lessing selbst verfaßten Anzeigen seiner Arbeiten dürfen in dieser Sammlung nicht fehlen; wir geben dieselben als Anmerkungen.

Berlin. Man sieht allhier *die alte Jungfer, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von G. E. L.*

Non tu nunc hominum mores vides?
Dum dos sit, nullum vitium vitio vortitur.

Plautus.

Berlin, 1749. In Octav. 4½ Bogen. Der Herr Verfasser dieses Lustspiels hat bereits in einigen von ihm herausgekommenen Lustspielen seine besondere Stärke in der komisch theatralischen Dichtkunst gezeiget, und man muß gestehen, daß er für die Schaubühne gebohren zu seyn scheint. Man darf nicht glauben, daß dieses Lustspiel eine Satire auf die alten Jungfern sey, in so fern sie alte

1749. Jungfern sind. Die alten Jungfern gehören auch zur besten Welt, und sie können selten was davor, daß sie alt geworden sind, ehe sie Männer bekommen haben. Der Herr Verf. malt nur das Lächerliche, welches man bey vielen alten Jungfern, in Ansehung der Verheyrathung antrift*) bey verschiedene andere sehr lustige Charaktere darinen vor, z. B. der Charakter gewisser lächerlicher Poeten in Person des Herrn Kräusels. Kurz, dieses Lustspiel ist sehr scherzhaft, und doch fein, sehr lebbaft und doch nicht übertrieben, sehr beißend, und doch nicht anzüglich. Der Herr Verf. wird sich die Liebhaber des Theaters sehr verbinden, wenn er ferner seine Stärke in denselben zu ihrem Vergnügen und für Verbesserung der Sitten anwenden wird. Dieses Lustspiel ist in dem Vossischen Buchladen für 2 Gr. zu haben.

Berlinische privilegirte Zeitung,**) Berlin, 1749, 10. May.

Berlin. In den hiesigen Buchläden sieht man ein scherzhaftes Gedicht auf 2 Bogen in Quart, dessen Aufschrift: **Der Eremite. Eine Erzählung.** Vacui lusimus. Hor. Kerapolis 1749. Wer den Weller und Schrevel noch nicht ganz vergessen hat, der wird aus dem untergesetzten erdichteten Orte gleich schließen, daß dieses Gedicht auf diejenige große Zunft gerichtet ist, deren Moliere in seiner Männer- und Weiberschule in allen Ehren so fleißig erwähnet, und welche wir hier nicht nennen wollen, theils aus Hochachtung gegen ihre unsichtbaren Kronen; theils darum, weil dabey mancher einen Griff an seine Stirne thun würde, welcher bey der Jugend ein Aergerniß geben könnte. Das Gedicht ist scherzhaft genung, daß man ihm viele Leser versprechen kann, und witzig genung, daß man es den Liebhabern der Dichtkunst mit gutem Gewissen anpreisen kann. Sein Verf. scheint aus der uralten Anakreontischen Familie herzustammen, und mehr als 16 poetische Ahnen zu zählen. Fragt man von was für einer Gattung der Eremit ist, von welchem dieses Gedicht handelt, so antwortet der Poet:

> Daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt
> Zu Schwägern oder Kindern hat.

Wir wollen nur noch einige Zeilen, welche dem Dichter im Vorbeygehen eingefallen sind, her setzen:

> Kömmt mir einmal der Einfall ein,
> Und ein Verleger will so gnädig für mich seyn,
> Mich in groß Quart in Druck zu nehmen:
> So könnt ich mich vielleicht bequemen,
> Mit hundert Englischen Moralen,
> Die ich im Laden nicht gesehn, zu pralen,
> Exempelschätze, Sittenrichter,

---

*) Hier scheint im Original eine Zeile zu fehlen.
**) Rüdigersche, nachmals Vossische Zeitung.

Die alten und die neuen Dichter,
Mit witzgen Fingern nachzuschlagen,
Und was die sagen und nicht sagen,
In einer Nota abzuschreiben ꝛc.

Es wird mancher ein Stück aus seinem Lebenslaufe in diesem Gedichte finden, und sich also die 2 Gr. nicht gereuen lassen, die er in dem Vossischen Buchladen dafür ausgeben möchte.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1749, 9. September.

Auch folgende Notiz dürfte von Interesse sein:

1749. Herr Lessing sorgte in diesem Jahre eifrig für unsre Bühne, Denn erstlich verfertigte er sein Nachspiel, die Juden, eine vortreffliche Ehrenrettung eines verachteten Volkes. Wegen seines sonderbaren Inhalts ist es sehr selten, und so viel ich weiß, nur von Döbbelin aufgeführt worden. Noch wichtiger ist der Freygeist, eines unsrer ausgearbeitesten Charakterstücke, welches nicht so oft und allgemein gespielt wird, als es verdient. Endlich habe ich noch von ihm eine Farce, die alte Jungfer anzuzeigen, die er selbst verworfen, welche aber Koch ehedem vorgestellt hat.

Chronologie des deutschen Theaters, 1775, pag. 141—142.



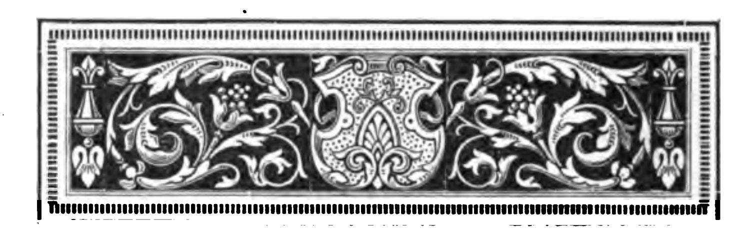
1750.*)

1750. *) Wir lesen ferner Folgendes:

1750. Von diesem Jahre habe ich eine vortreffliche Bereicherung unseres Theaters, nehmlich Lessings Modernisirung von dem Trinummius des Plautus, unter dem Titel: der Schatz, anzumerken. So sehr es der Leser auch von der Seite bewundert, daß es ohne alle weibliche Rollen ausgearbeitet ist, so hat es doch eben deswegen auf den niedersächsischen Bühnen keinen großen Beyfall finden wollen. — Einen kleinen Anfang machte eben dieser große Mann bereits jetzt, sich der dramatischen Kritik anzunehmen. Er sammelte nehmlich, in Gesellschaft von Mylius, die Beyträge zur Aufnahme und Historie des Theaters, welche zu Stutgard herauskamen, und schon mit dem vierten Stücke wieder aufhörten. Diese vier Stücke aber enthalten: 1) Einen sehr überflüssigen und seichten Beweis, daß die Schauspielkunst eine freye Kunst sey, von Mylius nach Wolfischer Methode geführt; 2) Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Plautus; 3) Corneillens Abhandlung von dem Nutzen und den Theilen der dramatischen Gedichte; 4) Voltairens Betrachtungen über die Trauerspiele und Komödien der Engländer; 5) Theatralische Neuigkeiten aus Paris; 6) Nachrichten vom Französischen und Operntheater zu Berlin; 7) Eine Uebersetzung von den Gefangenen des Plautus; 8) Corneillens Abhandlung vom Trauerspiel; 9 Eine unbedeutende Untersuchung von Mylius, ob man im Lustspiel die Charaktere übertreiben solle; 10) Beschreibung des Leipziger Operntheaters; 11) Die Klitia des Machiavell von Mylius übersetzt; 12) Eine Kritik über die Gefangenen des Plautus

13) Werenfelsens Rede zur Vertheidigung der Schauspiele, aus dem Lateinischen übersetzt; 14) Riccobonis Art du Theatre; 15) Corneillens Abhandlung über die drey Einheiten; 16) Nachricht vom Operntheater zu Stutgard; 17) Beschreibung eines Freyberger Schuldramas. 1750.

Chronologie des deutschen Theaters, 1775, pag. 151—153.



1751.*)

1751. *) Von Lessing selbst verfaßt ist ferner folgende Anzeige:

Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten. 1751. in 8 & 6 Bogen. Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benannt habe, damit er der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste seyn, diejenigen davon mit zu verdammen die sie verdammt; sie, der zum Verdruß er wohl einige mittelmäßige Stücke für schön erkennen wird. Er wagt es sogar, wann er ihr anders vorgreiffen darf, sie, durch uns, selbst anzuzeigen, und die Kenner ersuchen zu lassen, in seiner Sammlung folgende gänzlich zu überschlagen: An den Anakreon; Die Sparsamkeit: Der Vetter und die Muhme: Die Ente: Der bescheidene Wunsch: Das Schäferleben: Der Schifbruch und die Redlichkeit. Noch sind einige andere, welche sie mit schonenden Augen ansehen mögen. Diese wenigen würden gewiß weggeblieben seyn, wenn sie dem Verfasser nicht schon ganzer drey Jahre aus den Händen gewesen wären. Und kann man es ihm zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht ist. Unterdessen wollen wir ein Paar von denen hersetzen, die er selbst für gut erkennt = =. Er selbst? Warum nicht? Sollte er nicht eben so wohl wissen dürfen, was an seiner Arbeit gut ist, als was es nicht ist?

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne,
Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathe, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris
Die Welt der Enkel kennen?
Die Namen sind sehr schöne,

1751.

Sprach meine holde Schöne.
Wähl selbst. Du kanst mich Doris
Und Galathe und Chloris,
Und = = = wie du wilst mich nennen,
Nur nenne mich die Deine.

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben!
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt ich sollen leben,
So wär das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn alsdann die Traube,
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da mein Freund = = Ey nun, ich glaube,
Das Paradies wär = = auch nicht mehr.

Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Das sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten stöhret.
Sie bet. Mein Ohr ist selber Zeuge,
Denn ihre Schönheit geht allmälig auf die Neige.
Sie bet mit brünstigen Gebehrden:
Laß unser Angesicht, HERR, nicht zu Schanden werden.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1751, 4. Dec.



1753.

1753. **Berlin.** C. F. Voß hat in der abgewichenen Messe in 2 Bändchen in Duodez sauber drucken lassen: **G. E. Lessings Schriften.** Diese in gebundner und ungebundner Schreibart ausgearbeitete Schriften enthalten für die Freunde der schönen Wissenschaften so viel Anmuthiges und Einnehmendes, daß wir ihnen zu einer andern Zeit einen ausführlicheren Artikel widmen müssen, ob es gleich sonsten unsere Mode eben nicht ist, ein Buch zweymal anzukündigen. Diesmal wollen wir nun bloß die gründliche Kritik über den deutschen Horaz des Herrn Pastors Lange aus dem 24ten Briefe des 2ten Theils bekannter machen; und wir sind gleichgültig dabey, wenn die Verehrer dieser Uebersetzung von uns sagen, daß wir solches aus Gemächlichkeit oder aus einer Abneigung für die Partheygänger der ungereimten Dichtkunst gethan haben.

(Folgt Mittheilung des Briefes in dieser und der nächsten Nummer [178 und 179] des Blattes).

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1753, 10. November.*)

---

*) Auch folgende Anzeige ist von Lessing verfaßt:

G. E. Leßings Schriften. Erster und zweyter Theil. Berlin bey Christ. Fr. Voß. 1753. in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen. Der erste Theil dieser Schriften enthält zwey Bücher Lieder, Fabeln, Sinnschriften und Fragmente ernsthafter Gedichte. Diese letztern hat der

Hamburg. Beym Verleger dieser Zeitung ist zu haben: „**Samuel Gotthold Langens** Schreiben an den „Verfasser des gelehrten Artikels in den Hamburgischen „Correspondenten wegen der im 178sten und 179sten Stück „eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz.“ Halle, bei Johann Just. Gebauer. 2 Bogen in 8. Wir wollen diese critische Vertheidigung nur vorläufig anzeigen, und nächstens einen Auszug davon liefern. Sie kostet 2 Schillinge. 1753.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten, Hamburg, 1753, 22. December.*)

Verfasser seinen Lesern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu ersparen, den er selbst empfunden hat, wenn er um einige wenige schöne Stellen gelesen zu haben, zugleich nicht wenig schlechte, und sehr viel mittelmäßige hat lesen müssen. Der zweyte Theil bestehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundschaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan. Wenn es übrigens wahr ist, daß verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken, den Beyfall der Kenner, gedruckt oder geschrieben, schon erhalten haben, so kan man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung selbst nicht zuwider seyn wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1753, 13. Nov.

---

*) Hierauf veröffentlichte Leßing folgende Erklärung:

Gleich jetzo erhalte ich zwei Bogen in Oktav, welche in Halle bey Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind: **Samuel Gotthold Langens, Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artickel in den Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178 und 179sten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horatz.** Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Critik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kan. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren,

1753.

Berlin.

Im Voßischen Verlage sind Leßings kleine Schriften in Duodetz herausgekommen: der erste Theil macht ohne die Vorrede 336. und der zweite 264. Seiten zusammen also ein Alphabeth und 1. Bogen aus. Die vor 2. Jahren von ihm ohne seinen Nahmen herausgegebenen so genannten Kleinigkeiten sind zwar ein Theil dieser Schriften, darin sie, wiewohl sehr geändert wieder vorkommen, ja sie haben auch die Gelegenheit zu dieser Sammlung gegeben, weil ein uns unbekannter, den Herr Leßing in der Vorrede mit H. bezeichnet, sie so sehr billigte, daß er Lust bekam sich selbst vor den Verfasser derselben auszugeben: doch sind sie nur ein sehr kleiner Theil, wie man auch aus der Bogen=Zahl urtheilen kann: denn aus einer viel größern Schrift und sehr weitläufig gesetzt machten sie nur 5. Bogen aus, daß wir sie ohngefähr vor den 10ten Theil der hier angekündigten Schriften halten können. Haben wir irgend Poesien mit Vergnügen und Bewunderung gelesen, so sind es diese Leßingischen. Ein Recensente, der so oft schlechte und mittelmäßige Verse zur Strafe, und gute aus Pflicht lesen muß, verliert leicht etwas von Neugier oder Em=

---

von ihm, der meine Vermuthung nicht das erstemal übertrift. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bey grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25sten Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem critischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausfoderung abkaufen sollen. Ich weis hierauf nichts zu antworten, als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boßhaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Leßing.

Berlinische privilegirte Staats- und gelehrte Zeitung, Berlin, 1753, 27. Dec.

1753. pfindung; allein diese kleinen Schriften haben dem Recensenten die Zeit der Arbeit, und der Ruhe geraubt, daher wir bey andern Lesern eine noch heftigere Empfindung von Vergnügen zuverläßig hoffen. Im ersten Theil machen Lieder den Anfang; diese handeln zwar gröstentheils von Liebe und Wein, sind aber nicht so geschrieben, wie manche dem Haupt-Inhalt nach gleiche, da, wenn man eins gelesen hat, schon alle bekannt sind, und man auch ohne Alter einen natürlichen Ueberdruß an Liebe und Wein bekommt. So sehr viel sie aber auch unerwartetes und reitzendes haben, so sind sie doch noch der Theil des Buchs gewesen, so uns nur am schwächsten vergnügte. Auf diese folgen Oden, Fabeln, Sinngedichte, wobey unsere Lust immer gewachsen ist. Der Wunsch, den H. L. den Sinngedichten vorsetzet:

> Wer wird nicht einen Klopstock loben?
> Doch lesen sollt ihn jeder? Nein!
> Wir wollen weniger erhoben,
> Und fleißiger gelesen seyn.

kann nicht unerfüllet bleiben. Zwey Frantzosen zu Berlin, deren Streit sehr bekannt geworden ist, scheinen bisweilen die Materie des Gedichtes zu seyn, wenn wir sie gleich nicht vor die Herrn X und Y halten, deren Tapferkeit und Klugheit S. 193. besungen wird. Es sind auch einige Lateinische Sinngedichte angehänget, die der Muse des Herrn L. Ehre machen, und indem sie die Wahrheit bestätigen, daß man zugleich ein Lateinischer und Deutscher Dichter seyn könne, uns zu einem beßern Bekannten des Horatz Hoffnung machen, als derjenige Uebersetzer ist, den Herr L. im zweiten Theil beurtheilet. Noch schöner und wichtiger sind die am Ende des ersten Theils angehängten Fragmente oder Proben aus längern Gedichten. Das über den jetzigen Geschmack in der Poesie zürnt mit den überhäufften Regeln, und verbietet so gerecht als satyrisch, durch Regeln ein Dichter zu werden, wenn man es nicht von Natur ist. Ob wir gleich die Regeln deswegen ehren und vielleicht etwas höher schätzen als Hr. L. weil es uns belustigt, den Grund und die Quelle des Vergnügens, so wir empfunden, zu entdecken, und dabey über die menschliche Seele Betrachtungen anzustellen, und weil man sie

1758. nöthig hat, wenn man einem der kein Dichter ist, zu der in Auslegung der Bibel unentbehrlichen poetischen Hermeneutick Anweisung geben will: so wünschen wir doch diesem Gedicht recht viele und folgsame Leser. Was vor eine erwünschte Seltenheit der Gedichte, in denen wir eigentlich nichts eintzelnes tadeln können, würde die Folge davon seyn! Die Religion ist nur der Anfang eines ausführlichen Gedichts, welcher das Elend beschreibt, darin wir Menschen uns finden, und daraus den Zweifel herleitet, ob ein so unseeliges Ding ein Werck der Hände GOttes seyn könne. Dieses hat uns im ersten Theil am allerbesten gefallen, und auf die Fortsetzung begierig gemacht: jedoch der Anfang des Trauer-Spiels, Samuel Henzi, so im 2ten Theil von S. 148 bis 180 stehet, hat alles vorige übertroffen. Eine Probe können wir davon nicht geben; denn alles ist Probe; der Affect ist unnachahmlich starck. Die Kürtze und das Ende ist uns recht verdrießlich gewesen: und wenn Hr. L. unsere Bitte bey sich gelten lassen will, so wird er es uns bald gantz zu lesen geben. Damit wir nicht einen uns gantz unbekannten Dichter partheyisch zu loben scheinen, so bekennen wir, daß einige selten vorkommende Härtigkeiten in dem Sylben-Maaß, z. E. wenn S. 163. Donner und 210. blöder, ein Jambus seyn sollen, uns fehlerhaft geschienen: allein bey so ungemeinen Schönheiten sind diese Mängel ein Nichts, und unser Tadel ist ein solches aber als Herr Leßing S. 96. beschreibt. Die beiden tugendhaftesten Characters des Gedichts sind Steiger von Seiten des Raths, und Henzi von Seiten der Misvergnügten: hingegen Dücret stellet die Person des allerärgsten Böjewichts vor. Hat er dabey so verführerisch und scheinbar ehrlich reden können, als er hier redet, so ist das Laster sehr beredt gewesen, und hat der Tugend beynahe ein Eigenthum geraubet, dabey es dennoch Laster bleibt. Wenn Henzi das Dücretische Verzeichniß derer, so ermordet werden sollten, lieset, so bricht er aus:

Steiger? Wie? der soll der erste seyn?
Der Redlichste des Raths? das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen.
Er kann Berns Vater seyn. Bern seufzet noch
um ihn.

Ob die Charakters der Geschichte gemäß sind, und wie weit diese befolget ist, können wir in einer solchen Entfernung von Bern gar nicht urtheilen, sondern wir stehen nur vor die Schönheit des Gedichts. Doch in diesem zweyten Theil sind nicht nur Gedichte, sondern auch ungebundene Briefe von merkwürdigem Inhalt. Lemnii erste und zu Wittenberg selbst noch herausgekommenen Gedichte werden entschuldiget, und ziemlich wahrscheinlich behauptet, daß Lutherum (von deßen Größe sonst Hr. L. sehr richtige Begriffe hat) sich von der Hitze wegen des dem Cardinal Albertus ertheilten Lobes habe übernehmen lassen. Hingegen wird von der schändlichen und elenden Läster-Schrift des Lemnius, monacho-pornomachia, eine Nachricht ertheilt, welche um der Seltenheit des Buches willen desto neuer und angenehmer ist. Herr Pr. Walch wird S. 55. ein Zweifel gegen die Leutseligkeit der Catharina von Bora gemacht, bey dem uns wol eine mögliche Antwort beygefallen ist, die wir aber lieber von ihm selbst vollständiger erwarten. Von der jetzigen Pantomime urtheilet er im 12ten Briefe anders, als einige Bewunderer schöner Zierrathe: er findet darin einen läppischen Geschmack. Vom Rhein zu reden fürchtet er sich beynahe: glaubt aber billig, daß er nur die zu Feinden habe, denen er nicht habe wollen zu Willen seyn, doch könne man schöne Gedichte mit und ohne Reime haben, und es sey eine republicanische Freyheit auch hierin das beste. Den Messias bewundert er, und findet merkliche Fehler darinnen. S. 133. findet man so gar eine Uebersetzung desselben in Lateinische Verse angefangen. Von Herrn Prof. Meier urtheilt er S. 92. 101. und im ersten Theil S. 285. gar nicht so, wie es diesem gefallen wird. Zwischen dem, was einige den Bodmerischen und Gottschedischen Geschmack nennen möchten, hält nicht allein seine erhabene, gedankenreiche, und flüßige Muse, sondern auch seine Critik eine Mittelstraße; und wenn er von Herrn Bodmers Denkungs-Art oft abweicht, so wird hinwiederum S. 199. und 251. des ersten Theils eines Herrn G**. und seiner Muse nicht im besten gedacht. Niemand wird schlechter mit seiner Critik zufrieden seyn, als der Herr Pastor Lange, aus dessen so lange ausgearbeiteter Uebersetzung des Horatz er

1753.

1753. unerträgliche Fehler sammlet, wo Herr Lange seinen Schriftsteller nicht verstanden hat. Der erste ist, daß er

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim

verdeutscht:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweyhundertmahl
Des ewgen Schlafes Becher durstig getruncken:

und die andern sind diesem gleich. Sie werden es bey unsern Lesern entschuldigen, daß wir von dieser Uebersetzung die unangenehme Nachricht nicht haben geben wollen. Wir haben bey dem ersten Blick in das Buch zwar andere, aber eben so offenbahre Fehler bemerket, als Herr Leßing, und die desto weniger Entschuldigung litten, weil nach der Vorrede das vornehmste Verdienst dieser Uebersetzung in der Treue bestehen soll, die so weit gehet, daß Herr Lange sich die Freyheit untersaget, in seiner Uebersetzung den geringsten Strich des Uhrbildes zu ändern. Den Beschluß machen einige Entdeckungen von Fehlern in dem Jöcherischen Gelehrten-Lexicon, die so von der Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers, als das vorige von seinem Geiste und Geschmack zeugen. Herr L. verspricht, daß diesen beiden Theilen bald noch mehrere folgen sollen: wir sehen ihnen begierig entgegen, und vermuthlich werden unsere Leser eben so gesinnet seyn.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen*), Göttingen, 1753, 31. December.

*) Derzeitiger Herausgeber: Johann David Michaelis.



1754.

Halle.

Hr. Leßing hat in dem zweyten Theil seiner Schriften, unter andern auch einen weitläuftigen Brief mit einrücken lassen, in welchem er viele Schulschnitzer anmerket, die er in der Uebersetzung des Horaz, die wir von dem Hrn. Pastor Lange erhalten haben, gefunden zu haben glaubt. Die Freude über die Entdeckung, daß er einen der verdientesten Männer in den schönen Wissenschaften, tadeln könnte, hat ihn so weit verblendet, daß er sich berechtiget hielt, ihm niederträchtig zu begegnen. Wir haben bey der Anzeige der Leßing'schen Schriften im vorigen Jahrgang S. 686. dieses mit gutem Vorbedacht übergangen*). Gleicher Meinung konnten wir nicht mit ihm seyn: ein dictatorischer Machtspruch: der Hr. Censor hat Unrecht, schien uns in unnöthige Streitigkeiten zu verwickeln, und durch eine Entdeckung seiner Vergehungen wollten wir dem gelehrten Hrn. Langen nicht vorgreifen. Andere Zeitungen haben weniger Zurückhaltung nöthig zu haben geglaubt: und diß hat uns Gelegenheit gegeben folgenden gründlichen Aufsatz zu erhalten: **S. G. Langens Schreiben an den Verf. der gelehrten Artikel in den Hamburgischen**

1754.

*) Den Jahrgang 1753 der Jenaischen Gelehrten Zeitungen konnten wir nicht beschaffen.

1754. **Correspondenten, wegen der im 178. und 179. St. eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horaz 8. 30 S.** Hr. Leßing hat in allen vierzehn Stellen aus dieser Uebersetzung gemeistert und auf iede Erinnerung wird ihm geantwortet, so daß die Stelleñ in der Ordnung, wie sie im Horaz stehen, auf einander folgen. Zwey davon sind so beschaffen, daß Hr. Leßing nicht ohne Grund getadelt. Er ist so glücklich gewesen einen Fehler zu entdecken den Hr. Lange selbst bemerket, und schon vor einigen Jahren in den corrigendis angezeigt hat. Es ist die Stelle, wo ducentia durch zweyhundert übersetzt ist: die andre aber ist wo luminibus remotis durch: mit abgewandten Blicken, gegeben ist. Die Zahl dieser wirklichen Fehler hat Hr. Lange selbst noch durch einen vermehrt, der seiner eigenen Anzeige nach im 3. B. Ode 26. zu finden ist. Zwey andre Stellen sind von Hrn. Leßing deswegen für fehlerhaft ausgeschryen worden, weil er, aus Begierde Fehler zu häufen, auch der Druckfehler wegen tadelt. Nun sind noch zehen so genannte Schnitzer übrig; aber es wendet sich nun das Blatt, und Hr. Lange beweiset aus dem Zusammenhange, und aus den Zeugnissen der bewährtesten Commentatoren über den Horaz, daß der, welcher schnitzert, nicht er, sondern sein Censor sey. Vierzehn furieuse Anfälle, unter denen eigentlich nur ein einiger trifft, machen uns eben nicht begierig die Geschicklichkeit des Hrn. Leßings auf diesen KampfPlatz in mehreren Anfällen zu sehen. Er hat schon lange, wie hier berichtet ist, den Hrn. Pastor mit der Entdeckung einiger hundert Schulschnitzer bedrohet, und auf erhaltne Nachricht, daß Hr. Lange selbige schriftlich gern annehmen werde, verlangt, es sollte ihm derselbe seine Kritiken, gleich einem Verleger, bezahlen. Wir wollen nur einen Vorrath von 200ten setzen, so fehlen noch 186. deren Anzeigen die unpartheyische Welt ihm gern schenken wird. Ob es andrer Orten, wo man eben so offenbare Fehler gefunden zu haben glaubt, eben so leicht seyn werde solche anzuzeigen, als sie gefunden zu haben vorzugeben, solches wird die Zeit lehren. So viel Hrn. Leßing belangt, so müssen wir noch melden, daß er nächstens auch diejenigen Gründe vernehmen wird, welche zeigen daß seine dem Hrn. Prof.

Walch gemachte Einwürfe, die Catharina von Bora betreffend, ebenfalls von keiner Erheblichkeit sind. 1754.

Jenaische Gelehrte Zeitungen, Jena, 1754, 30. Januar.*)

Halle.

Gegen den S. 1413. des vorigen Jahres**) angeführten Tadel seiner Uebersetzung des Horatz hat sich der Hr.

*) Auch folgende Anzeige ist von Lessing verfaßt:

Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschenformate ausgefertiget von G. E. Leßing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12 mo. Wenn es wahr ist, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geschmacks sind, und daß man nur aus seinen Oden, was Oden sind, lernen kan; wenn es wahr ist, daß man gegen die deutschen Uebersetzungen aller Klassischen Schriftsteller überhaupt, nicht scharf genug seyn kan, weil sie die vornehmsten Verführer sind, daß sich die Jugend die Originale nur obenhin zu verstehen begnügen läßt; wenn es wahr ist, daß die Fehler solcher Männer, die ohne eine tiefe critische Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derselben heissen wollen, ansteckender als andrer sind: so wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hrn. Pastor Lange wegen seines verdeutschten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringschätzigsten, sondern wenigstens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausspruche des Horaz ernsthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklicheres für sich thun können, als daß er auf die Leßingische Critik mit so vielem Lermen geantwortet hat. Wann er sich dieselbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, so würden vielleicht noch manche in den Gedancken geblieben seyn, daß die darinen getadelten Stellen die einzig tadelswürdigen wären. Aus diesen Gedanken aber werden hoffentlich auch seine geschworensten Freunde durch dieses Vade mecum gebracht werden, welches seinen Namen aus der abgeschmackten Langenschen Spötterey über das unschuldige Format der Leßingschen Schriften erhalten hat. Der Verfasser zeigt ihm darinne unwidersprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geschichtskunde, weder Wissenschaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenschaften besitze, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beynahe zuviel wäre, daß der Herr Pastor seine Beschämung an mehr als einem Orte finden sollte. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4. Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1754, 17. Januar.

**) Vom 31. December.

1754. Pastor Samuel Gotthold Lange auf 2 Octav-Bogen verantwortet, die den Titel führen, **Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artickel in den Hamburgischen Correspondenten, wegen der im 178. und 179. Stück eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horatz.** Gegen seinen ungemein geschickten Gegner äussert er eine Verachtung, die von unserm Urtheil von diesem Manne, von dem wir weiter nichts wissen, als daß wir seine Schriften gelesen haben, vollkommen abgehet. S. 5. meint er, die Natur habe Hrn. Leßing die Gabe der Einfälle und Schertze versaget, und da er diese erzwingen wolle, so verfalle er in das pöbelhafte: eine Beschreibung von der wir gerade das Gegentheil bey Hr. Leßing, angetroffen zu haben meinen. Hingegen finden wir in der Langischen Schrift überall einen Spott oder Zorn, dem nicht allein das wahre, sondern auch das feine und anständige mangelt. Einige Fehler gesteht er; der von uns angeführte, da er ducentia durch zweyhundert übersetzt, soll eine Art vom Druckfehler seyn, weil man seine Handschrift nicht lesen können. Die meisten vertheidigt er. Levis, (oder vielmehr laevis) soll, wenn die erste Syllbe lang ist, auch leicht heissen können, und Horatius das Syllbenmaß nicht beobachten, damit Hr. Lange nicht gefehlt habe. Wir führen nicht mehr Beyspiele an, die uns zu sehr überhäuffen: gestehen aber, daß, da uns Hrn. Leßings Antwort früher als die Langische Schrift in die Hände gefallen, wir Anfangs nicht glauben können, daß Hr. Lange das geschrieben haben sollte, was Hr. Leßing widerlegte. Allein seine Schrift, die wir jetzt auffinden hat unsere Erwartung übertroffen. Das eintzige, wo Hr. Lange vertheidiget werden kann, doch ohne gebilliget zu werden, ist, da er es entschuldiget, daß er das Wort priscus vor Cato vor einen Nahmen angenommen, und Priscus Cato übersetzt hat. Er giebt vor, Hr. Lessing habe ihm seine Critik gegen Geld zur Unterdrückung angeboten; und beschließt seine Schrift mit einer Fabel, die nicht so abgefasset ist, daß sie vergnügen oder überreden kann.

Berlin.

1754. Gegen diese Schrift hat Hr. Leßing auf 96 Seiten herausgegeben **ein Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange, Pastor in Laublingen. In diesem Taschen-Format ausgefertiget, von Gotth. Ephr. Leßing.** Diese nachdrückliche, aber nicht ungesittete Satyre, die voller Gelehrsamkeit und ohne Kunst ist, wird bleiben, wenn man von der vorigen Schrift nichts mehr weiß. Wer Latein verstehet, wird gar nicht zweifeln können, auf wessen Seite das Recht sey. Die eintzige etwas unentschiedene Streitigkeit über den Ausdruck priscus Cato, beleuchtet Hr. Leßing mit einer Gelehrsamkeit, welche auch denen angenehm und brauchbar ist, die den Horatz verstehen, und macht die Langische Erklärung unwahrscheinlich. In einer angenehmen Ausschweifung sucht er zu behaupten, daß Plutarch (den zwar Hr. Lange nicht anführet, als der nur neuere gelesen zu haben scheint, ohne die Quellen zu kennen) sich geirret habe, wenn er vorgiebt, daß Cato zuerst Priscus geheissen. Er meint, Plutarch habe das Beywort, priscus, das einen Mann von dem alten Schrot und Korn bedeutet, nach seiner bekannten Unkunde der Lateinischen Sprache vor einen Nahmen angesehen, weil es so oft von dem Cato vorkomme. Daß er Hr. Langen auf seines sel. Vaters Grammatik verweiset, und viele andere Stellen, sind zwar sehr empfindlich, allein sie behalten doch immer einen gewissen lachenden Anstand, der sie angenehm macht, wenn man auch wünschte, daß sie verschonender wären. Die zuletzt angeführte Langische Beschuldigung scheint er vollkommen zu widerlegen. Nach den angeführten Worten eines Briefes, den ein vertrauter Freund des Hrn. Langens an ihn geschrieben hat, thut ihm dieser Freund den Vorschlag, die Censur über den Langischen Horatz an Hr. Langen vor das ordentliche honorarium, so ihm der Verleger gebe, zu überlassen. Es wird sich zeigen, ob der Freund des Hrn. Langen, der von beiden streitenden Partheyen (vielleicht mit Veränderung eines Buchstabens) P. N. genannt wird, die Richtigkeit dieses Briefes durch sein Stillschweigen erkennen, oder ihr wiedersprechen wird.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1754, 2. Merz.

Berlin.

1754. Von daher haben wir unmittelbar folgende Schrift vor wenigen Tagen erst erhalten, die wir bis iezt noch in unsern hiesigen Buchläden vermissen. **Ein VADE MECUM für den Hrn. Sam. Goth. Lange, Pastor in Laublingen, in diesem Taschen-Formate ausgefertigt von Gotth. Ephr. Lessing.** 1754. Es ist dieses in eben dem Format abgedruckt, in welchem wir die beliebten Schriften des Hrn. Lessings erhalten, und deren wir bereits S. 686. unsrer g. Z. vom vorigen Jahre Meldung gethan haben. Aus diesem erhellet zugleich sattsam, daß wir die glückliche Muse und den lehrreichen Witz des Hrn. Leßings zu schätzen wissen; und die Hochschätzung, die wir diesem widmen, ist auch ietzo noch so groß wie damals. Daß wir aber seinen dermaligen Gegner, den Hrn. Langen, als einen glücklichen Horazischen Dichter, hochachten, mögen wir auch nicht bergen; und wir haben ihn in dieser Hochachtung selbst zum Vorgänger. Wir sind so freymüthig zu sagen, daß dies die Ursache war, warum wir in der Anzeige der Leßingischen Schriften, die wir mit ungeheucheltem und fast zärtlichen Beyfall aufgenommen, des Angriffs nicht Meldung thaten, der den Hrn. Langen betroffen hatte; ia wir glaubten durch Verschweigung desselben, dem verdienten Ruhme des Hrn. Leßings nichts zu entziehn. Die Vertaidigung des Hrn. P. Langens wider denselben kam uns bald darauf in die Hände, und es schien uns solche vieles vor sich zu haben, daß wir nach unserer Unpartheilichkeit, mit der wir den Hrn. Leßing sein verdientes Lob zuerkannt, gewissermassen glaubten, als dürften die Anfälle und Vorwürfe des Hrn. Lessings eben nicht die stärksten und gegründesten seyn; ia es that uns fast wehe, den Hr. Lange einer Beschimpfung ausgesetzt zu sehn, die uns desto grösser schien, da sie von einem so geschickten Dichter als Hr. Leßing ist, ihm zugefügt werden sollten. An Zeit fehlte es uns, die Verantwortung des Hrn. Lange so zu prüfen, wie es der Hr. Leßing, in dieser neuen Schrift, zu thun genöthigt war. Darum konnte ihre Beurtheilung in unsern Anzeigen fast nicht anders ausfallen, als sie ausgefallen ist. Jetzt da wir das Vergnügen

erhalten, das uns auch die kritische Gelehrsamkeit des Hrn. Lessings in den Schriften eines Horazes gewähret, die neuen GegenEinwendungen desselben zu lesen: so können wir nicht anders, als auch dieser die Gerechtigkeit in unserm Urtheil wiederfahren lassen, nach welchem wir allerdings die Prüfungen desselben ietzo für weit gegründeter und wichtiger ansehen und halten, als es bey der ersten kurzen Anzeige der begangenen Fehler möglich war. Wir nehmen indessen keinen weitern Theil an dem ganzen Streite, den beide gelehrte Gegner mit einander ausmachen mögen, als in so weit die Gegeneinanderhaltung der zwischen ihnen gewechselten Schriften ein Urtheil davon zu fällen erlaubet. Da wir beide Dichter ungemein hoch schätzen, beide auch der hiesigen teutschen Gesellschaft, als Mitglieder, wahrhaftig Ehre machen: so können wir unsern aufrichtigen Wunsch fast nicht bergen, daß doch dies gesellschaftliche Band, das auch dieselben mit einander verbindet, wenn auch der Streit noch fortgesezt werden sollte, mehr zu einer gelehrten Unterredung, welche Freundschaft und Liebe beseelen und keine Verbitterung vorstellen darf, als zu gehässigen Anreden und beschimpfenden Vorwürfen, sie auffordern möchte! Unendlich grösser würde das Vergnügen gewesen seyn, das uns die so witzige als in der That mit einer gesunden Kritik abgefaßte ietzt angezeigte Schrift des Hrn. Leßings, beym Durchlesen geschenkt hat, wenn wir eine in solchen hätten vermissen sollen. Es hat derselbe inzwischen die Gegengründe des Hrn. Langens auf die ihm vorgeworfenen Fehler im Uebersetzen des Horazes nicht nur beantwortet, sondern ihm auch in ieder Ode des ersten Buchs seines übersetzten Dichters noch mehr dergleichen Stellen gewiesen, die eine Verbesserung nöthig haben. Die Nachricht, daß Hr. Leßing seine Anmerkungen dem Herrn Pastor Langen zum Verkauf angebothen haben soll, hat er hinlänglich entkräftet: und es scheinet fast, daß der uns unbekannte Freund von beiden, so gut seine Absicht ohne Zweifel gewesen ist, nicht die besten Mittel gewählt habe, seinen beiden Freunden nützlich zu seyn.

1754.

Jenaische Gelehrte Zeitungen, Jena, 1754, 20. Mart.

Berlin.

1754. Wir haben zwar bereits im vorigen Jahre*) Hrn. Leßings kleine Schriften angezeiget: da aber indessen von einem andern Mitarbeiter dieser Anzeigen, der jene Recension noch nicht gelesen hatte, eine anderweitige Anzeige eingelaufen ist, in welcher das Trauerspiel, Henzi, aus den wahren historischen Umständen, die nicht jedem so bekannt sind, beurtheilet wird; so haben wir nicht unterlassen wollen, diese Stelle der Recension noch mit abdrucken zu lassen, die vermuthlich unsern Lesern angenehm seyn wird.

Die Critic über des Hrn. Langens Horaz, und über den Anfang des Meßias sind Beweise vom guten Geschmake unsers Verfassers. Die Auftritte im ersten und andern Aufzuge des Trauerspiels Samuel Henzi aber erfordern eine Anmerkung. Selbst wenn man von alten Geschichten redet, so wird die Beybehaltung der Characteren der Personen und Völker unumgänglich erfodert. Man hat allemahl den P. Corneille gerühmt, weil er seine Römer als Römer hat reden lassen, und dem Racine hat man es übel genommen, daß er die galanten Sitten seiner Franzosen in Alexanders und Oedips Zeiten angebracht hat, wann man aber eine neue Geschichte beschreibet, davon die Hauptpersonen grossen theils noch beym Leben sind, so hat man noch eine weit grössere Verpflichtung die Wahrheit zu sagen. Und hier hat der Hr. L. gar sehr gefehlt, ob wir wol ganz gerne diesen Fehler auf dieienigen mündlichen Nachrichten zurück schieben, die er zum Grunde des Trauerspiels gelegt hat. Wir sind aber der Wahrheit und der Gerechtigkeit schuldig, die Characteren der unglücklichen Verschwornen nach der Natur abzuschildern, weil sie unser Dichter zum Nachtheil einer beträchtlichen Republic verstellt hat. Es ist actenmäßig durch die Bekenntnisse der Schuldigen erwiesen, daß Micheli Ducret, der eben damahls schon in einem freyen Gefängnisse war, nicht der Urheber der blutigen Rathschläge ist, die man in Bern hat ausführen wollen. Er war, und ist noch ein Enthusiaste für die Democratie, und er gab den Verschwornen Rähte, aber

* Unterm 31. December.

nichts so grausames. Die grausamen Anschläge sind in Futters, Werniers und andrer Gehirne theils ausgebrütet und theils gehegt worden, und Henzi hat sich denselben gar nicht wiedersetzt. Er war dabey so wenig ein Mitglied des Rahtes oder seines Amtes beraubt, als einer der andern, und sie hatten alle wol Ursache, wenn es ohne Laster hätte geschehen können, eine Veränderung ihrer Umstände zu wünschen. Wernier's Character ist unendlich verstellt, und Micheli hat niemals daran gedacht, die Zusammenverschwörung zu offenbaren. Wir wollen des Unglückes schonen, und dieienigen, die ihre Uebelthat mit ihrem Blute bezahlt haben, in ihrem bedaurlichen Grabe ruhen lassen, sonst könnten wir alles in ein helleres Licht setzen, und zumahl vom Henzi ganz andre Gemühts-Eigenschaften erweißlich machen, als ihm der Hr. Leßing zuschreibt. 1754.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1754, 25. Merz.

Hamburg. Im 178sten und 179sten Stücke dieser Zeitung vom vorigen Jahre theilten wir unsern Lesern die Leßingische Beurtheilung des verdeutschten Horaz mit. Herr Pastor Lange ließ dawider zwey Bogen in 8. herausgehen, unter dem Titel eines **Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artikel in dem Hamburgischen Correspondenten.** Herr **Leßing** erwiederte ihm durch ein **Vade mecum** für den Hn. **Sam. Gotth. Lange,** welches im Anfange des itzigen Jahres zu Berlin auf 4 Bogen in 12 gedruckt ist. Diesen Schulstreit zu verewigen, wäre nun mehr das Wort wieder an Hn. Lange. Er hat sich aber begnüget, uns einen Brief zustellen zu lassen, den wir auf sein Verlangen und zu seiner Beruhigung hier wörtlich einrücken:

Mein Herr!

„Mein Gegner, Herr Leßing, hat mir geantwortet, „und seinen Tadel, den ich widerleget habe, zu vertheidigen „gesucht. Er hat, seiner Meinung nach, in meiner

1754. „Uebersetzung des Horatz grobe Schulschnitzer gefunden. Er „will durchaus Recht haben. Damit er nun den Leser „verblende, so verändert er nicht nur die Streitfrage, und „nimmt seine Zuflucht zu andern Lesearten und zu den „verschiedenen Meynungen der Ausleger, sondern wendet „auch alles an, was zur gelehrten Chicane gehöret; ja, „um mich lächerlich zu machen, leihet er mir auch einige „von seinen eigenen Gedanken, und widerleget sie. Doch „er läßt es dabey nicht bewenden. Er sucht neue Fehler „auf, und wo ihm Gründe fehlen, ersetzt er solche mit „Schimpfwörtern. Er will überall mit Gewalt ein „witziger Kopf seyn, und mit der Geissel der Satyre um „sich schlagen. Da er aber statt derselben auf eine seit „50 und mehr Jahren ungebrauchte Art alle Gesetze des „Wohlstandes verletzet, so ist nunmehr mein Streit mit „ihm aus. Ich würde zu wenig Vertrauen in jeden ver„nünftigen Leser setzen, wenn ich mich rechtfertigen wollte. „Es kann mich nichts besser vertheidigen, als des Gegners „Vademecum. Selbst die mir schuld gegebene Verläumdung „wird durch die von ihm angeführte Stelle eines Briefes „des Hn. P. N. gerechtfertiget; und wenn ich die Briefe, „so mir Freunde schreiben, drucken lassen wollte, würde „jeder sehen, ob ich meinen Gegner verleumdet. Genug, „Herr P. N. hat mir deutlich geschrieben, mein Gegner „würde seine Schrift, die er zum Druck bereit hätte, mir „nicht zusenden, wenn ich sie ihm nicht als einem Verleger be„zahlen wollte. Meine critischen Anmerkungen über den „Horatz sollen das, was sich der Mühe verlohnet, berühren; „auch werde ich gegen den gelehrten, vernünftigen und „höflichen Gegner, den ich in den neuen Erweiterungen „des Erkenntnisses und des Vergnügens bekommen, mich „in eben diesem Journal mit dem ehesten über verschiedene „Stücke näher erklären. Im übrigen wünsche ich, daß des „Hn. Leßings Vade mecum in jedermanns Händen seyn „möchte; und ich ersuche Sie, mein Herr, diesen Brief „drucken zu lassen, damit ich dadurch Gelegenheit bekomme, „öffentlich einen jeden zu ersuchen, des Hn. Gegners „Gegenantwort zulesen. Wenn denn die vernünftige Welt „lachen wird, so erlaube ich meinem Gegner gern, zu „seinem Troste zu gedenken, sie lache über mich. Dieses

„kleine Vade mecum ist im gewissen Verstande ein voll- 1754.
„kommenes Werkgen ex horrido speciosum, oder aus
„Häßlichkeit schön. Ich verharre,

Mein Herr,

Dero

ergebener

Lange.

Wir lassen dem Hn. Pastor Lange alle seine Verdienste, und kein Unpartheyischer wird dem Hn. Leßing die Ehre einer gründlichen Wissenschaft und eines feinen Witzes streitig machen, wenn er ihn nach seinen in zween Theilen herausgegebenen Schriften beurtheilet. Nur bedauern wir, beyde Gegner in einem Gezänke verwickelt zu sehen, wobey sie das Didicisse fideliter Artes aus den Augen setzen. Herr Lange hat in seinem zu Halle gedruckten Schreiben sich wegen vieler angeschuldigten Fehler gut vertheidigt, und andere zu seinem Ruhme freywillig eingestanden. Er hätte aber sehr wohl gethan, bloß bey der Sache zu bleiben, ohne persönliche Bitterkeit einzumengen, und ohne auf das freundschaftliche Urtheil der Rostockischen Gelehrten Nachrichten eitel zu seyn, wodurch er den Horaz fast unverbesserlich verdeutscht haben soll. Herr Leßing ist in seinem Vade mecum ganz unkennbar. Er übertrifft seinen Gegner an unbeschreiblicher Unbescheidenheit, und steiget auf die niedrichsten Schimpfworte hinab. Wir können nicht anders glauben, als daß er in einer ganz übereilten Hitze geschrieben hat. Er bemüht sich, zuvörderst seine alten Critiken zu rechtfertigen, und geht hiernächst das erste Buch der Horazischen Oden durch, worinn er bey jeder dem Herrn Lange einen unvergeblichen Schnitzer weisen will. Es ist unsere Sache nicht, alle Stellen anzuführen, vielweniger darüber unsere Gedanken zu eröffnen. Wir erinnern uns nur bey flüchtiger Durchlesung einen vermeinten Schnitzer bemerkt zu haben, der sehr gröblich scheint, und gleichwol sich sehr leicht retten läßt. Auf der 83sten Seite bey Gelegenheit der 23sten Ode des ersten Buches sagt Hr. Leßing mit dem gewöhnlichen Glimpfe: „Wann ich doch ihres seligen Hrn.

1754. „Vaters lateinische Grammatik bey der Hand hätte, so „wollte ich ihnen Seite und Zeile citiren, wo sie es finden „könnten, was sequor für einen casum zu sich nimmt. Ich „habe Schulmeister gekannt, die ihren Knaben einen Esels„kopf an die Seite mahlten, wenn sie sequor mit dem „Dativo construirten. Lassen sie einmal sehen, was sie „gemacht haben?

„Tandem desine matrem
„Tempestiva sequi viro.

„Dieses übersetzen sie:

„Laß die Mutter gehen
„Nun reif genung, dem Mann zu folgen.

„Sie haben also wirklich geglaubet, daß man nicht sequi „matrem, sondern sequi viro zusammen nehmen müsse.“

Hätte Hr. Leßing nicht bloß zur Schmälerung des Hrn. Lange jeden Schatten eines Fehlers erhascht, sondern nach der Billigkeit seines Gegners Parthey auf einige Augenblicke nehmen wollen; so würde er bald gefunden haben, daß Hr. Lange die Worte: Tandem desine matrem sequi übersetzt habe: Laß die Mutter gehen, und daß dieser Ausdruck, wenn er gleich platt und unpoetisch ist, so viel sagt, als: Höre auf der Mutter zu folgen. Eben so leicht würde es ihm gewesen seyn, zu bemerken, daß die Worte: Tempestiva viro durch das Deutsche: Nun reif genung, dem Mann zu folgen, paraphrasirt sind, und der Redensart gleich gelten: Die du mannbar bist. Genung hiervon! Wir wünschen, daß Hr. Leßing nicht fernerhin seine Größe auf eine schimpfliche Verkleinerung anderer gründen, sondern seinen erworbenen Ruhm dadurch erweitern möge, daß er fortfahre, der Welt nützliche und angenehme Werke zu geben. Alsdenn werden Freunde des guten Geschmacks seine Schriften mit Vergnügen zu ihrem Vade mecum machen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1754, 7. und 8. May.*)

*) Folgende Anzeige ist ebenfalls von Lessing verfaßt:

G. E. Leßings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. In 12mo. 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt

Halle.

Wir haben des Streites gedacht, in den Hr. Magister Leßing und Herr Pastor Lange wegen der Uebersetzung gerathen sind, die der letztere von dem Horatz gemacht hat. Unsere Leser werden sich erinnern, daß Herr Lange seinen Gegner beschuldigte, er habe ihm seine Critik gegen Geld angeboten, damit sie Hr. Lange unterdrücken könnte; und das hingegen Hr. Lessing sich auf einen Brief des Herrn Pr. N. berief, in welchem dieser Freund des Hrn. Pastor Langen ihm das honorarium, so er von einem Verleger erhalten könnte, anbietet oder anzubieten scheint, wenn er die Critik Hrn. Langen überliesse, um seinen Horatz selbst darnach auszubessern. Diese Hr. Pr. N., der nunmehr seinen Brief an Hrn. Leßing öffentlich vor ächt erkennet, ist der Hr. Professor Nicolai zu Frankfurt an der Oder. Folgende Schriften, welche beyde streitende Theile von dem Verdacht dieses unrühmlichen Antrages lossprechen, müssen billig von uns angezeiget werden. 1754

Die erste ist, **M. S. G. Langens Schreiben an Hrn. Pr. N. zu Fr. welches die Streitigkeit mit dem Hrn.**

---

dieser Theile mit den eignen Worten des Verfassers anführen. „Den „dritten Theil, sagt er, habe ich mit einem Mischmasche von Critik „und Litteratur angefüllt, der sonst einen Autor Deutscher Nation „nicht übel zu kleiden pflegte. Es ist Schade, daß ich mit diesem „Bändchen, nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in Latei- „nischer Sprache habe erscheinen können. Die wenigen Abhandlungen „desselben sind alle Rettungen überschrieben. Und wen glaubt „man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, „die es mir nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter „Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden." — — Es sind dieser Rettungen an der Zahl viere 1) Rettungen des Horaz. 2) Rettung des Cardanus. 3) Rettung des Inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers. 4) Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit. Die blosen Titel sind für diejenigen lange genug, die sie nicht selbst lesen wollen. — — Der vierte Theil enthält Lustspiele, wovon das eine der junge Gelehrte, und das andere die Juden, heißt. Das erste ist schon 1748 in Leipzig auf dem Neuberischen Schauplatze, nicht ohne Beyfall, aufgeführt worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1754, 21. May.

1754. **Leßing wegen der Uebersetzung des Horaz betrift.** (2 1/2 Bogen in Octav.) Was die Haupt-Sache anbetrift, die Hrn. Langen nöthigte, an den Hrn. Pr. Nicolai öffentlich zu schreiben, so meldet er, Hr. Nicolai habe ihm zuerst (im Jahre 1752) von Hrn. Leßings Vorsatz, ihn anzugreifen, Nachricht gegeben, mit dem Zusatz, er, Hr. N. wolle dieses so viel als möglich hintertreiben. Hr. Lange habe ihm davor gedanckt, und sich erklärt, allen gegründeten Erinnerungen Platz zu lassen, daher es gut seyn würde, wenn Hr. Leßing ihm dieselben schriftlich zuschicken wollte. Hr. Nicolai, habe erwidert: er habe Hrn. Langens Gedancken seinem Widersacher, den er noch nicht nennen wolle, geschrieben, allein er hätte einmahl seine Schrift zum Druck bestimmt, und er würde sich nicht dazu verstehen, ihm die Handschrift zu senden, wenn er ihm nicht so viel davor geben wollte, als ein Verleger geben würde.

Diesen Umstand klärt des Hrn. **Pr. N. zu Fr. Antwortsschreiben an Hrn. Pastor Lange** (1 Bogen) deutlicher und zu beider Theile Vergnügen auf. Er meldet, der an beide Theile geschehene Antrag rühre blos von ihm her, indem er gern den Streit, dessen Heftigkeit er vorher gesehen habe, und jetzt bedaure, verhüten wollen: Hr. Leßing habe an den Vorschlag nie gedacht, der in seinem Munde wenigstens geitzig lassen würde: und er, Hr. N., sey allenfalls entschlossen gewesen, gleichsahm selbst Verleger zu werden, und Hrn. Leßing vor seine Mühe zu befriedigen, wenn Hr. Lange es nicht thun wollte.

In beiden Schreiben kommen noch sonst einige zu diesem Streit gehörigen Sachen vor. Hr. Lange wünscht, daß alle Leser das Vade mecum des Hrn. Leßings haben möchten, weil er meint dessen ungesittete Schreib-Art werde Hrn. Leßing verdächtig machen, und ihn entschuldigen. So heftig dünckt ihn die Schreibart seines Widersachers zu seyn, die freylich nicht von den sanftesten ist. Indessen ist wol Hr. Lange zum wenigsten nicht gelinder als sein Gegentheil: z. E. S. 6. schreibt der Hr. Pastor Lange, Hr. Leßing ergreiffe bald die Pritsche des Harlequins, bald einen groben Baurenprügel: das witzige in seinem Vade mecum sey ex horrido speciosum, auf teutsch verteufelt schön: S. 7. er theile mit solcher Zuversicht Schläge aus,

als wenn er Profos auf dem Parnaß wäre: S. 16. er habe dergleichen Einwurf schon zum voraus von einem vermuthet, der kein sanum sinciput hätte, u. s. f. Die Hitze nimmt ihn dergestalt ein, daß er S. 20. meint, Hr. Leßing kenne blos die Schalen und Worte, nicht den Kern und die Sache bey Horatii-Poesie: er könne sie als ein Schulbuch lesen, aber nicht als Wercke eines Dichters: weil er nehmlich an seiner Uebersetzung nicht so wohl poetische Fehler, als den unrichtig gefasseten Sinn des Lateinischen Dichters tadelte: denn würde er hingegen Hrn. Leßings Angriff wichtiger schätzen, wenn er mehr ästhetisch als philologisch wäre. S. 22. will er die Uebersetzung

desine matrem
Tempestiva sequi viro

durch

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

vertheidigen. Er leugnet, daß er construirt habe, sequi viro: sondern er sagt, die Worte, desine matrem sequi, habe er kurtz und gut übersetzt, laß die Mutter gehen, und tempestiva viro recht wörtlich gegeben, nun reif genug dem Mann zu folgen. Das recht wörtliche finden wir hier nicht, doch wollen wir unsern Lesern in ihrem Urtheil darüber nicht vorgreifen, ob es ein blosser Zufall sey, daß in dem einen Vers das Wort folgen aus paraphrastischer Freiheit ausgelassen, und dem unmittelbar folgenden aus gleicher Freyheit eingeschaltet ist.

Hr. Pr. Nicolai erinnert ihn gar freundschaftlich, seinem Gegner, der sich auch in der Art und Heftigkeit des Widerspruchs übereilt haben möchte, nicht blos von der verhaßten Seite anzusehen, und wünscht, daß er sich mit ihm zu einer neuen Uebersetzung des Horatii vereinigen möchte. Wenn ihm aber Hr. Lange die Schuld der so sehr tadelhaften Uebersetzung der Worte, pocula Lethaeos ducentia somnos, gern auf denjenigen schieben zu wollen scheint, der die Correctur besorget hat, d. i. auf Hrn. P. Nicolai selbst, so erinnert er ihn, daß er bey der Correctur weder Pflicht noch Erlaubniß gehabt habe, das

1754. deutsche mit dem lateinischen zu vergleichen, und es nach diesem zu ändern.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen. 1754, 3. Junius.

Berlin.

Der dritte Theil der Leßingischen Schriften beträgt in eben dem kleinen Format als die vorigen, 260. Seiten, und enthält lauter gelehrte Abhandlungen, nehmlich Rettungen verstorbener Schriftsteller. Der erste, dem er diesen Dienst erzeiget, ist Horatius, den man der gröbsten Laster der Unkeuschheit, und der Furchtsamkeit beschuldiget hat. Die zur ersten Beschuldigung angewandten Worte Svetonii: ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocumque respexisset ibi ei imago coitus referretur: entkräftet er etwas durch Bemerkung des traditur und dicitur, hält sie aber endlich gar vor untergeschoben. Seneca erzählt etwas gleiches von Hostio: Herr L. vermuthet, daß die Aehnlichkeit der Namen Hostius und Horatius einen, der den Lebenslauff des letztern mit Anmerkungen am Rande bereicherte, verführt habe, ein fremdes Verbrechen dem Dichter aufzubürden. Wenigstens lautet Augusti Urtheil von Horatio gar anders, als jene Erzählung. Die Liebe in seinen Oden ist, wie öfters bey den Poeten, nicht wirklich sondern nur gedichtet, wovon er viel besondere Anmerkungen über eintzelne Stellen macht. Die Worte in der 7ten Ode des zweiten Buches, aus denen man ihn einer schändlichen Flucht beschuldiget, relicta non bene parmula, erklärt er gleichfalls nicht historisch, sondern vor eine bloße Nachbildung dessen, was dem Dichter Alcäus begegnet ist, so wie das folgende:

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit äere,

offenbar keine historische Nachricht, sondern eine Nachbildung

bildung der Homerischen Helden ist. Beyläuffig behauptet er auch von der bekannten 30sten Ode des ersten Buchs (parcus Decorum cultor) daß sie weder auf die Aenderung der Sekte gehe, noch eine Verspottung der Striker sey, sondern die plötzliche Furcht mahle, die der Dichter bey einem unvermutheten Gewitter empfunden habe: eine Schwachheit, die er auch aus Schmeicheley gegen den Kayser Augustum bekennen, und an sich besingen konte, weil er sie mit ihm gemein hatte. Wir sind zwar noch nicht seiner Meinung; dem ohngeachtet aber macht uns die Probe von Auslegungen eintzelner Stellen des Horatii begierig, mehrere von der Art, oder wohl eine Auslegung des gantzen Horatii von ihm zu sehen. Daß er schwerlich mit Herr Langen zugleich an eine Uebersetzung dieses Werks gehen möchte, wie Herr Nicolai wünschte, sehen wir aus S. 3. und 84. Der zweite, den Herr L. vertheidiget, ist Cardanus, in so fern ihm die Worte igitur his arbitrio victoriae relictis in seinem 11ten Buche de subtilitate, als eine Verleugnung der geoffenbahrten Religion ausgelegt sind. Herr L. zeigt, daß his auf arma gehen könne, und alsdenn der Sinn sey: ich will es dem Glücke überlassen, ob in den Kriegen die Christen oder die Türken den Sieg davon tragen. Cardanus hatte im vorigen die Gründe der christlichen Religion in ihrer völligen Stärke vorgestellet, und hingegen den Muhammedaner sagen lassen, was er schwerlich zum Nachtheil seiner eigenen Religion sagen wird. Zuletzt macht er noch die Anmerkung, daß unsere Gelehrten die harte Beschuldigungen des Cardan den Catholiken nachgesprochen haben, die ihm ungünstig waren, weil er in der bestrittenen Stelle eben das von dem Dienst der Heiligen sagt, was er dem Heiden in den Mund leget, wenn dieser der Vielgötterey das Wort redet. Er will billig, man solle behutsahm verfahren, wenn das Pabstthum einen Schriftsteller verkätzert, und es nicht ohne genaue Prüfung nachsagen. Die 3te Rettung zeiget sehr deutlich wider den Hrn. Pastor Vogt, daß das im Jahr 1652. gedruckte Buch ineptus religiosus im geringsten vor kein gottloses Buch, sondern vor eine Ironie und Satyre wider die damahligen Syncretisten, Cartesianischen Zweifeler, und Böhmisten, kurtz gegen Leute, die der

1754.

1754. strengere Theil unserer Theologen misbilligte, zu halten sey. Das Büchelchen selbst ist Auszugs-Weise eingerücket. Hr. L. wünscht, daß der Hr. Pastor Vogt, gegen den er sonst Hochachtung bezeuget, die Veranlassung des Irrthums melden möge, damit er ihm von der Nachwelt nicht zur Last geleget werden, und seine Schriften nicht bey derselben verdächtig machen möge. Die 4te Rettung ist dem Cochläus, doch nur in einer Kleinigkeit, gewidmet. Unser ehemaliger werthester Hr. College, der Hr. D. Kraft, hatte in seiner Schrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante, in welcher er nach Hrn. L. Urtheil das Haupt-Werck, so er beweisen wollte, glücklich bewiesen hat, noch den Neben-Umstand mit einfliessen lassen: Cochläus habe diese Beschuldigung zuerst und zwar nicht vor Lutheri Ableben vorgebracht. Hiegegen führt Hr. L. eine bisher unbemerckte Stelle aus einem Briefe Alphonsi Baldesi an, der Brüssel am 31 August 1520. unterzeichnet, und unter den Briefen Petri Martyris der 689ste ist. Dieser Brief, den man in der Elzevirischen Ausgabe S. 381. findet, sagt, daß ein Augustinermönch, mit Nahmen Martinus Luther, vielleicht aus Neid gegen die Dominicaner, verschiedene Artikel gegen den Ablaß habe drucken lassen: ferner: habes primam hujus tragoediae scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, & Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis — — Er bemerckt im übrigen sehr wohl, daß die Beschuldigung selbst unrichtig und von H. D. Kraft zernichtet sey, und daß Cochläus diese Rettung in einer Neben-Sache kaum werth seyn würde, wenn man nicht deshalb solche kleine historische Fehler zu entdecken hätte, damit sie nicht unsere Sache verdächtig machen mögen, wenn unsere Gegner sie uns zuerst zeigen sollten. Wir finden in diesem 3ten Theil, auch da wo wir von H. L. abgehen oder noch zweifelhaft sind, so viele mannigfaltige Gelehrsamkeit, und sonderlich so viel besondere Kenntniß eintzelner Stücke in der gelehrten Geschichte, als sonst selten mit so vieler Lebhaftigkeit des Geistes verbunden ist.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1754, 10. Junius.

Berlin.

Der vierte Theil von Hrn. Leßings Schriften beträgt 312 Seiten, darauf wir zwey Lust-Spiele lesen. Das erste, der junge Gelehrte, ist schon vor 6 Jahren auf der Neuberischen Schau-Bühne zu Leipzig aufgeführt, aber noch nie gedruckt: man hat es damahls, wie wir aus der Vorrede des dritten Theils sehen, mit Beyfall aufgenommen, dessen es auch würdig ist. Das zweite führt die Ueberschrift, die Juden, und verdient wegen seiner Absicht eine nähere Bekanntmachung und Beurtheilung als das vorige, obgleich jenes uns noch ausgearbeiteter vorkommt. Der Inhalt ist kurtz dieser: ein Baron wird nahe bey seinen Gütern von zwey vermummeten Dieben überfallen, von einem dazu kommenden Reisenden aber gerettet. Er nimmt diesen mit sich, beherbergt ihn in seinem Schlosse, und weiß nicht genug, wie er ihm seine Danckbarkeit bezeigen soll, so gar daß er ihm zuletzt die Hand seiner Tochter selbst anbietet, wozu diese noch williger als der Vater ist. Man hält indessen die Straßen-Räuber vor Juden, und es wird bey der Gelegenheit von Bedienten und Herrn sehr auf die Juden gescholten, in deren Gesichtszügen der Baron Betrug und Meineid lesen kann. Dem Reisenden wird eine Schnupf-Tabacks-Dose entwendet, das giebt Gelegenheit, daß der Vogt des Gutes seine Taschen vor ihm ausleeren will, um zu zeigen, er habe sie nicht, aus deren einer ihm zwey Juden-Bärte entfallen. Die Diebe werden entdeckt. Als aber am Ende dem Reisenden die Tochter angetragen wird, und er sie verbitten muß, gestehet er, er sey ein Jude, und unter der Verwunderung und Beschämung, darin dieses Geständniß den Baron setzt, hört das Lust-Spiel auf. Der Endzweck gehet auf eine sehr ernsthafte Sitten-Lehre, nehmlich die Thorheit und Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, damit wir den Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lust-Spiel nicht lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts Schwedischer Grävin stehet, beyfallen muß. Bey Lesung beider aber ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des

1754.

1754. Zweifels oder zu künftiger Verbesserung der Erdichtungen dieser Art bekannt machen wollen. Der unbekannte Reisende ist in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmüthig, so besorgt, ob er auch etwan seinem Nächsten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich ist, daß unter einem Volcke von den Grund-Sätzen, Lebens-Art, und Erziehung, das wircklich die üble Begegnung der Christen auch zu sehr mit Feindschaft oder wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, ein solches edles Gemüth sich gleichsahm selbst bilden könne. Diese Unwahrscheinlichkeit störte unser Vergnügen desto mehr, jemehr wir dem edlen und schönen Bilde Wahrheit und Daseyn wünscheten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit findet sich unter diesem Volcke so selten, daß die wenigen Beyspiele davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr mindern, als man wünschen möchte. Bey den Grundsätzen der Sitten-Lehre, welche zum wenigsten der grosse Theil desselben angenommen hat, ist auch eine allgemeinere Redlichkeit kaum möglich, sonderlich da fast das gantze Volck von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Versuchung zum Betruge giebt als andere Lebens-Arten. Wir haben in unsern Gedancken dieses Leßingische Lust-Spiel aus Deutschland nach England hinüber gebracht, wo im vorigen Jahre eine Comödie von der Art nöthig gewesen seyn könnte, um das Volck von seinem ausschweifenden Haß gegen die Juden und von seiner Widersetzung gegen die Juden-Acte zurück zu bringen. Dis wäre ein Schau-Platz, wo es sich Ruhm erwerben könnte. Allein es kam uns stets vor, die Zuschauer würden aus Mangel der Wahrscheinlichkeit, daß es solche Juden gebe, nicht gerühret seyn. Dürften wir Hrn. Leßing einen Vorschlag zu einem andern Lust-Spiel thun, wo er mehr Vortheil finden möchte? Wie? wann er den Juden, den er lobenswürdig machen will, an einen Ort setzte, wo ihn die Unterdrückung, die er mit den Protestanten gemein hat, uns beliebter, und es wahrscheinlicher macht, daß er gegen Christen, die nicht seine Verfolger sind, gut gesinnet seyn werde? Oder wenn er ihn aus jenen Ländern flüchten

1754. liesse? Wie wenn entweder dieses oder ein anderes Lust-Spiel Christen unter eben der Bedrängniß vorstellete unter der die Juden sind, um den Einfluß derselben in die Gemüths-Art zu zeigen, und dadurch einen Theil der Laster der Juden, die mehr Laster ihres Unglücks und ihrer Lebens-Art als der Leute und des Volcks selbst sind, mitleydenswürdiger zu machen. Wir sind versichert, daß Hr. L. uns diese Erinnerungen nicht übel nehmen werde: schätzten wir ihn und seine Schau-Spiele nicht sehr hoch, so würden wir nicht so sorgfältig seyn, die Fehler, die wir zu entdecken meinen, anzuzeigen, damit durch Ausbesserung derselben das Schau-Spiel selbst noch mehr verschönert werden möge. Wir wünschen von ihm, ja wir hoffen noch von seiner geschickten Erfindung und Ausführung, ein Lust-Spiel von der Materie, das sich auch unter solchen Umständen, als vor einiger Zeit in England waren, auf den Schau-Platz wagen und wiedrig gesinneten Zuschauern gefallen könne.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1754, 13. Junius.

Berlin. Der Buchhändler Voß hat von des Herrn G. E. **Leßings kleinen Schriften** den 3ten und 4ten Theil herausgegeben. Sie sind so sinnreich, wie die vorigen, und bestätigen, daß der Verfasser kein bloßer witziger Kopf, wie der größte Theil unserer Belustiger, Bemüher, Beyträger, u. a. sondern ein Mann sey, der sich mit dem Kern der Litteratur und der Wissenschaften genau bekannt gemacht hat, und dessen Feder alles zu beleben weiß. Ein jeder muß den dritten Theil mit Vergnügen lesen, wenn er auch in allen Puncten mit dem Herrn Leßing nicht einerley Meynung seyn sollte. Er enthält lauter Rettungen solcher Männer, deren Ruhm die Einfalt oder der Aberglaube mit unbewiesenen Beschuldigungen hat verdunkeln wollen. Diese sind Horaz, Cardanus, der unbekannte Verfasser des Buchs Inepti Religiosi und Cochläus. Horaz wird wider den Vorwurf der abscheulichsten Ausschweifungen in den Wollüsten, der Feigheit und der Gottesverleugnung vertheidiget. In dem Leben des Horaz, so dem Sueton

1754. noch unbewiesen zugeschrieben wird, findet sich eine bedenkliche Stelle zu seinem Nachtheil; allein, Hr. Leßing zeiget mit einer besondern Geschicklichkeit, daß diese Stelle für verdächtig zu halten sey. Er giebt eine neue und sinnreiche Muthmaßung an, daß ein Abschreiber etwas ziemlich Aehnliches, das Seneca im 1sten Buch seiner Quaest. Natur. wo er von Spiegeln handelt, von einem Hostius erzählet, vom Horatius verstanden und eingeschoben habe. Der Hr. Leßing treibet seine Meynung bis zum höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit; und was kann man mehr bey einer kritischen oder historischen Untersuchung fodern? Die zweyte Rettung betrifft den Cardan, da er die verschiedenen Religionen mit einander im Dialogo aufführt und vergleicht. Er zeiget, daß die Herren, welche in einer gewissen Stelle den Ausspruch und die unchristliche Gesinnung des Cardans zu finden vermeynen, sehr schlechte Helden in der Construction der lateinischen Sprache sind. Die dritte Rettung ist für das Buch Ineptus Religiosus. Der Hr. Vogt und andere Scribenten von raren Büchern, die sich einander auf Treu und Glauben abschreiben und nachbeten, halten dasselbe für ein verdammliches Buch. Herr Leßing beweiset, da er es beynahe übersetzt liefert, daß diese Herren es niemals gesehen oder gelesen, sondern es bloß aus einem Vertrauen zum Hörsagen verworfen haben. Es ist augenscheinlich eine vernünftige Satyre; und der Hr. Verfasser hat durchgehends in einer gesunden Ironie gesaget, was er bey den damaligeu Religionsstreitigkeiten nicht gerade zu sagen durfte. Doch, Satyren und Ironien waren damals eben so wenig, als itzo, jedermanns Ding. In der vierten Rettung kommt C o c h l ä u s vor. Man bemerket durchgehends die Belesenheit, die gründliche Beurtheilung und die lebhafte Schreibart des Hn. Leßings mit einer Aufmerksamkeit, welche ein wahres Vergnügen und eine Hochschätzung für seine Geschicklichkeit zurück läßt. Der vierte Theil seiner angenehmen Schriften enthält zwo Comödien: D e r j u n g e G e l e h r t e und die J u d e n. Vielleicht reden wir ein andermal davon in diesen Blättern.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1754, 26. Julii.

Berlin.

1784. Bey C. F. Voß ist in der vorigen Messe fertig worden: **G. E. Lessings** Schriften dritter Theil. 260. Seiten nebst einer Vorrede von 12 Blättern, in 12. desgleichen eben dieser Schriften, vierter Theil. 312. S. Im dritten Theile liefert uns dieser berühmte Schriftsteller Aufsätze, die zur Kritik und Literatur gehören. Der erste führt den Titel: Rettungen des Horaz. Die Puncte, in welchen Hr. L. die Ehre des Horaz zu retten gesucht hat, sind folgende: Man giebt ihm Schuld, daß niemand wollüstiger, als er gewesen; daß er der feigherzigste Flüchtling gewesen, ob er gleich die Tapferkeit bis zum Entzücken gelobt habe; und daß er endlich der schläfrigste Verehrer der Gottheit gewesen, von der er doch oft sehr erhabene Begriffe zu Tage legt. Das zweyte Stück macht die Rettung des Hieronymus Cardanus aus. Er vertaidigt ihn gegen den Verdacht, den man wider seine Religion aus einer Stelle im XI. seiner Bücher de subtilitate hatte schöpfen wollen; als in welcher er die vier Haupt-Religionen, die Heydnische, Jüdische, Christliche und Mohammedanische mit einander vergleicht, und nachdem er eine gegen die andre hat streiten lassen, mit den Worten schließet: Igitur his arbitrio victoriae relictis etc., welche Worte, die doch nur in der ersten Ausgabe stehen, dem de la Monnoye, dem Scaliger, Mersennus, und Morhof höchst anstößig geschienen; andere zu geschweigen, welche davon nicht glimpflicher geurtheilt haben. Hr. L. zeigt aber in einer sehr lebhaften Schreibart, die ihm durchgängig eigen ist, daß sowohl die Stelle des Cardans selbst, als auch die beygefügten Schlußworte nichts wider die Christliche Religion in sich halten, und daß man nur von Vorurtheilen eingenommen bisher die wahre Construction nicht wahrgenommen, und lieblose Verdrehungen der Stelle des Cardans, die im Zusammenhange deutlich genug ist, gemacht habe; indem die Worte his relictis nicht auf die Religionen gehen, sondern auf die unmittelbar vorher erwähnten arma (Mohammedanorum und Christianorum) zu ziehen sind. Das dritte Stück ist die Rettung des inepti Religiosi und seines ungenannten Verfassers. Die zwey Bog. starke Schrift: Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. J.

1754. S. Anno 1652. in 12. wird vom Hrn. Vogt als ein höchst seltenes aber böses und gottloses Büchelgen beschrieben. Hr. L. sagt, und beweiset wider diesen kritischen Ausspruch, daß der ineptus Religiosus ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelgen sey. Zu dem Ende hat er das ganze Werkgen übersetzt, und dem eigenen Urtheil der Leser es überlassen, ob sie nicht selbst bekennen müßten, daß die ganze Schrift eine Satyre von der Art sey, in welcher das Gegentheil von dem, was man sagen will, überall gesagt wird; und dieses geschieht, wie Hr. L. sagt, oft mit so dürren Worten, daß man sehr tumm seyn müßte, wenn man des Verfassers Meinung nicht fassen wollte. Herr L. bringt hiebey die Muthmassung an, daß der M. J. S. der Josua Schwartz, nachheriger Holsteinischer General-Superintendent seyn könnte; doch gesteht er selbst, daß diese Meinung auf kleinen Wahrscheinlichkeiten beruhe. Der vierte Aufsatz ist die Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit. Hr. D. Kraft hatte noch zu Göttingen 1749. eine Streitschrift, de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haudquaquam per invidiam disputante, vertaidigt, die nachher auch teutsch unter dem Titel: Gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers ans Licht getreten. In dieser behauptet er ausdrücklich, daß 1) Cochläus, und also ein Mann ohne Treu und Glauben, zuerst die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen habe, hervorgebracht, und daß 2) in der Zeit von 1517—1546. kein Mensch iemals daran gedacht habe. Daß beydes falsch sey, will nun Hr. Lessing in diesem Aufsatz durch eine Stelle, die vom Alphonsus Valdesius den 31. Aug. 1520. geschrieben worden, beweisen; worinnen der Haß und Neid der Orden gegen einander als die Ursache der Reformation angegeben wird. Dieser Brief, und noch zwey von eben diesem Verfasser befinden sich mit eingeschaltet in des Pet. Martyris Anglerii Briefen, die, wegen der ganz besondern darinnen enthaltenen Nachrichten, unter den seltenen Schriften dieser Gelehrten, am meisten hochgeschätzt werden. Zwey von den eingeschalteten Briefen des Valdesius betreffen das Reformationswerk; und sind deswegen vom Hrn. L. übersetzt, und diesem Aufsatz einverleibt worden.

1754. Der vierte Theil der beliebten Schriften des Hrn. Lessings enthält zween Lustspiele; das eine: Der junge Gelehrte in drey Aufzügen; welches von der Neuberischen Bande 1748. zu Leipzig zum erstenmale aufgeführt worden. Der Hr. V. sagt hiervon in der Vorrede vor dem dritten Theile, daß ihm diese Art von Narren sehr bekannt worden wäre, und daß, da er unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, es kein Wunder wäre, daß er seine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe gewendet hätte. Er hat sie mit gutem Glücke gebraucht; und sein Stück verdient den besten Stücken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden. Das zweyte Lustspiel: Die Juden; besteht nur aus einem Aufzuge, und ist aus einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung der Juden, eines Volkes, das ein Christ nicht ohne Ehrerbietung betrachten sollte, entstanden. Es ist auch in diesem Stücke viel schönes; ob wir gleich nicht bergen können, daß uns dasjenige, was in einer auswärtigen Zeitung darbey angemerket worden, keine überflüssige Erinnerung zu seyn scheint.

Jenaische Gelehrte Zeitungen, Jena, 1754, 24. August.*)

---

*) Folgende Anzeige ist ebenfalls von Lessing verfaßt:

Gotthold Ephraim Leßings Theatralische Bibliothek. Erstes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß. In 8vo. 19 Bogen. Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stücke an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek ist eine Fortsetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeschränkten Plane. Sie soll nehmlich kein Werk ohne Ende und kein blosser theatralischer Mischmasch werden, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In diesem ersten Stücke kommen lauter Aufsätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufschriften haben. 1. Abhandlungen von den weinerlichen und rührenden Lustspielen. Diese bestehen aus eines französischen Schriftstellers Betrachtungen wider diese neue Art des Komischen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derselben, und aus des Verfassers eignen Gedanken. 2. Leben des Herrn Jacob Thomsons. 3. Auszug aus dem spanischen Trauerspiele Virginia, des Don Augustino de Montiano y Luyando. 4. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine. 5. Leben des Herrn Nericault Destouches.

Berlin.

1754. **Gotth. Ephr. Lessings Theatralische Bibliothek, erstes Stück.** 1754. Wir machen hier ein so angenehmes als nüzliches Werk bekannt, durch das sich der beliebte Hr. Verfasser auch um das teutsche Theater noch weiter ungemein verdient machen kan. Wir ersehen aus der Vorrede, daß durch die Bemühungen, Anstalten und eignen Arbeiten eben desselben die mit Beyfall aufgenommenen **Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters im Jahr** 1750. zu Stande und vier Stüke davon zum Vorschein gekommen sind; auch zugleich finden wir hier die Ursachen entdeckt, warum diese Beyträge so bald aufgehört haben. Es ist der Hr. L. selbst Ursach an dem Ende derselben; indem er sich davon loßgesagt; so wie andere, die von gelehrten Sammlungen Urheber und Mitarbeiter sind, oft sich gezwungen sehen abzutreten, wenn die Stücke der übrigen Verfasser ungleich ausfallen, und die Absichten der Sammler nicht erreichen. Doch wir überlassen es dem Leser die besondern Ursachen in der Vorrede umständlicher selbst zu lesen. Hr. L. sezte indessen in der Stille seine Bemühungen für das Theater fort; und faßte den Vorsatz, in einer Anzahl mäßiger Bände wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten, und bey allen Völkern, nach und nach zu liefern. Das Beste und brauchbareste von der Dramatischen Dichtkunst soll dem zufolge in derselben vorkommen; und die vorzüglichsten, nicht alle, dramatische Dichter sollen sammt ihren besten theatralischen Arbeiten bekannt gemacht werden. Doch werden die alten Dichter am meisten das Augenmerk des Hrn. V. verdienen; wie er dann die dramatischen Werke seiner noch lebenden Landes-Leute nicht beurtheilen, sondern von dem gegenwärtigen Zustand der teutschen Bühne keine Nachricht liefern wird. Zwey Stück sollen inzwischen einen kleinen Band ausmachen; den leztern wird zugleich eine kurze chronologische Skiagraphie

---

6. Ueber das Lustspiel die Juden, in dem 4ten Theile der Lessingschen Schriften. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1754, 17. October.

von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen, in sich enthalten, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. Der Inhalt des erstern Stücks ist folgender. I) Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. II) Leben des Hrn. Jakob Thomson, dessen Bild vor diesem Theil in Kupfer steht. III) Auszug von dem spanischen Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando. IV) Auszug aus dem Schauspieler des Hrn. Remond von Sainte Albine. V) Leben des Hrn. Nericault Destouches. VI) Ueber das Lustspiel, die Juden, in dem vierten Theile der Lessingischen Schriften gegen das 70te St. der göttingischen G. A. Wir bezeugen übrigens in Ansehung dieser theatralischen Bibliothek unsern unpartheyischen Beyfall; und wünschen deren eifrige Fortsetzung.

1754.

Jenaische Gelehrte Zeitungen, Jena, 1754, 30. October.

Berlin.

Der Herr Mag. Leßing hat vergangene Meße den Anfang gemacht, im Voßischen Verlage eine **theatralische Bibliothek** heraus zu geben, die in gewisser Maßen eine Fortsetzung der Beyträge des Theaters ist, welche er vor 4 Jahren anfing, aber bald wider aufgab, weil er einen Mitarbeiter zu unvorsichtig und zu bitter im Beurtheilen fand. Das erste Stück, davon wir ausführlicher reden wollen, damit der Leser sich von den künftigen einen vollständigern Begriff machen könne, liefert sechserley auf 291. Octav-Seiten: 1) Abhandlungen von dem weinerlichen, oder rührenden Lust-Spiele. Es ist eine deutsche Uebersetzung deßen, was ein Frantzose unter dem Titel, Reflexions sur le Comique larmoyant, par M. D. C. wider diese Art der Lust-Spiele, und der Herr Prof. Gellert de Comoedia commovente vor sie geschrieben hat. Herr L. füget endlich sein eigenes Urtheil bey, so dahin gehet: die wahre Comödie, welche beydes, rühren, und zum Lachen

1754. bewegen wolle, sey gleichsahm zwischen dem Poßen-Spiel, so nur Gelächter erwecken, und der weinerlichen Comödie, die nichts als rühren will, in der Mitte: doch sey deshalb die weinerliche Comödie mit dem Poßenspiel eben so wenig in eine Claße zu setzen, als Leute von Stande mit dem Pöbel. Sie werde aber wenigere Zuhörer erhalten, und auch wenigern Nutzen stiften, als die wahre Comödie. Dis Urtheil treffe nicht eigentlich die beliebten Stücke ihres Vertheidigers, des Herrn Gellerts; in denen noch genug lächerliche Charactere der Lasterhaften, und satyrische Züge befindlich, und die rührenden Auftritte nicht die eintzigen, sondern nur die meisten sind. 2) Das Leben Jakob Thomsons. Das Leben dieses großen und tugendhaften Dichters, deßen Geist in der Kindheit und Jugend seinen Lehrern so verborgen blieb, daß auch der eintzige, der ihn etwas kannte, die erste Probe seiner männlichen Dicht-Kunst nach Lesung einiger Zeilen vor großem Erstaunen aus den Händen fallen ließ, ist sehr merckwürdig und unterhaltend, allein eben deswegen muß es in Herrn L. Buche selbst gelesen werden, und leidet hier keinen Auszug, in welchem die Kürtze es durch Weglassung der rührendsten Umstände trocken machen würde. Nur wollen wir ein Paar Proben von den Urtheilen des Herrn L. anführen, weil ihn einige, die vielleicht an ihren Gedichten nichts getadelt, sondern alles gelobet haben wollten, für allzutadelsüchtig ansehen: da doch ohnstreitig nicht ein eintziges Muster der menschlichen Dicht-Kunst gantz untadelich ist, und nicht einmal der Werth eines Gedichtes nach der Reinigkeit von kleinen Fehlern, sondern nach seiner rührenden Schönheit zu schätzen ist. Thomson ist den Deutschen in zwei poetischen Uebersetzungen bekannt. Brocks verdeutschte seine Jahrs-Zeiten, die nach Herrn L. Urtheil viel von ihrer Schönheit in der Uebersetzung verlohren haben, und doch noch bewundert werden: hier zu Göttingen kam 1750. im Van den Hoekischen Verlage seine Tragoedie, Agamemnon, heraus, die Herr L. etwas genauer critisirt. Er war dazu im Stande, weil er selbst eine Uebersetzung davon vorgehabt hatte: dis machte, wie er meldet, daß er Fehler bemerckte, die einem andern unkenntlich geblieben wären; allein eben dis würde auch, wenn Herr L. je tadelsüchtig wäre, ihn hier noch

mehr dazu gemacht haben. Wir finden ihn gar nicht so. Ueberhaupt sagt er, sey die Uebersetzung treu, fließend und starck: doch findet er ein und andermahl ein undeutliches Wort, unrichtige Uebersetzung, und einige kleine Zusätze, die bey einer zweiten Durchsicht wegbleiben sollten. Die Critiquen sind gegründet, außer daß der eine Tadel nicht zwar gehoben, wol aber verkleinert wird, wenn man den Griechischen Wächter, so das Zeichen der Eroberung Trojä bemercken sollte, nicht eben zu einem Helden machen will. Herr L. ist indessen so billig, diese Fehler dem in der Vorrede gemeldeten Umstande zuzuschreiben, daß der erste Entwurf dieser Uebersetzung, und zwar Bogenweise, in die Druckerey gefodert worden: und er meint, da Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget sey, wo das meiste gläntzte, so wären diese Kleinigkeiten kaum anzuführen gewesen. Den Einfall billigt er sehr, daß, da die übrigen Personen, so wie im Grund-Text das gantze Gedichte, in reimlosen Versen reden, Caßandra als eine Prophetin sich allein durch gereimte Verse unterscheidet: er glaubt, auf dem Theater würde dieses die beste Wirckung von der Welt thun. Wir können nicht unterlaßen zu melden, daß dieser gantze Einfall eigentlich von dem Verleger, nehmlich dem seel. Van den Hoek herrühre, welcher erst blos reimlose Verse verlangte, und nachher, da er einen Theil der Uebersetzung mit poetischer Begeisterung durchgelesen, vor die Caßandra den Reim sich ausbat: welches noch dem Geschmack dieses Buchführers Ehre bringt. Die Critiken über Thomsons englische Stücke hat er größestentheils mit dem Englischen Lebenslauf gemein, den er als die Quelle seiner Erzählungen annimmt: daher wir die nicht anführen. 3) einen Auszug aus dem Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando. Der Verfaßer lebt noch, und bekleidet in Spanien ansehnliche Bedienungen. Diese Tragödie hat er im Jahr 1750. geschrieben. Den Auszug hat zwar Herr L. nur aus einer frantzösischen Uebersetzuug machen können, welche Hermilly in diesem Jahre in zwey kleinen Octav-Bändern zu Paris an das Licht gestellet hat; er bringet aber dennoch dem Leser von den theatralischen Wercken der Spanier einen ungemein viel vortheilhaftern Begriff bey, als die meisten

1754. sich zum voraus davon machen möchten. Hierauf folget 4) ein Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remonds von Seinte Albine. Dieses vor 7. Jahren Frantzösisch herausgekommene Buch ist ein System der Kunst, Trauer- und Lust-Spiele vorzustellen, welchem es nicht an solchen Gedanken und philosophischen Betrachtungen über das Entstehen einiger Leidenschaften und des Vergnügens, mangelt, welche selbst denen angenehm und nützlich seyn werden, die gegen das Theater gleichgültig sind. Herr L. nennet es gegen das Ende sehr richtig, eine schöne Metaphysic von der Kunst eines Schauspielers: wir würden es die Aesthetik darin betitelt haben, wenn wir jenen Nahmen nicht vor uns gefunden hätten. 5) Leben des Hern Philip Nericault Destouches. Wir mercken nur daraus den in einem 74jährigen Alter am 5ten Julius dieses Jahrs erfolgten Tod eines so grossen, und auch in wichtigen Geschäfften gebrauchten comischen Dichters an, welchen wir noch nicht angezeiget hatten, wie auch, daß er über die alten und neuen Lust- und Trauer-Spiel-Dichter Commentarios hinterläßt, darin er ihre Wercke beurtheilt. Er hat die Letzten 10. Jahre daran gearbeitet, und ist gewiß bis auf die beiden Corneilles gekommen: ob er aber das Werck gantz zu Stande gebracht, weiß Herr L. nicht. 6) Ueber das Lust-Spiel, die Juden. Es ist eine bescheidene Antwort auf das, was wir im 70ten Stück wegen dieses Lust-Spiels erinnert haben. Wir finden uns zwar nicht völlig überzeuget, allein wir sind über Erinnerungen die wir selbst machen, nicht Richter, sondern der Leser, so beides zusammenhält, kann nunmehr unpartheyisch urtheilen. Nur bitten wir, zu bemercken, daß wir einen so ausnehmend tugendhaften Juden nicht vor unmöglich, sondern vor allzu unwahrscheinlich gehalten haben, ferner, daß auch ein Jude in guten Glücks-Umständen von der übeln Begegnung der Christen, die ihn wenigstens mit Kaltsinnigkeit gegen sie erfüllen kann, nicht eben völlig frey ist, als die auch wol den reichsten trift. Hr. L. hat den Brief eines Juden mit eindrucken lassen, der sich nicht ohne Heftigkeit über unsere Recension beschwert. Wir glauben es Hrn. L. völlig, daß dieser Brief nicht von ihm gedichtet, sondern wircklich von

einem Juden geschrieben sey: auch ohne sein Wort würde die darin herrschende Leidenschaft beweisen, daß er von einem herrühre, der sich sehr vor beleidiget hält, welche so weit gehet, daß er wider alle Wahrscheinlichkeit S. 287. 288. meint, die Recension dieser Comödie, diese grausame Seelen-Verdammung, möchte wol aus der Hand eines Theologen geflossen seyn: und darauf von Beurtheilern redet, die ihr Urtheil mit Blute versiegeln, mit denen wir, wie es scheint, in eine Classe kommen. Man lese doch die gantze Recension nach, und urtheile, ob ein so blutgierig-beschriebener Theologe, wenn er auch eine Comödie recensirte, so reden; ob er von dem Mangel der Tugend unter dem Jüdischen Volck so glimpfliche und zum Theil entschuldigende Ursachen angeben würde, als wir gethan haben. Hätte er ausser dem versteckten Unglauben an Christum, den wir nicht ein mahl erwähnt haben, etwas genannt, so würden es bloß die bösen Sätze der Sitten-Lehre seyn, die einige Jüdische Lehrer geäussert haben, und die man gemeiniglich allen Juden ohne Unterscheid beymisset. Er würde vielleicht gar ihrer Gebete, die ihnen Haß gegen die Christen einflössen sollen, auf eine nicht richtige, aber unter solchen Eiferern nicht ungewöhnliche Art gedacht haben. Hr. Leßing bestimmt nicht, wie viele Theile noch von dieser Bibliothek folgen werden, er verspricht aber, so viel ihm möglich zu eilen: und da nicht zu zweifeln ist, daß sie dem ersten Stücke gleich seyn werden, so wird es an Liebhabern nicht fehlen.

1754

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1754, 7. December.



1755.

Berlin.

1755. Der Herr M. Leßing hat seinem verstorbenen Freunde, Herrn Mylius, die Ehre angethan, einige kleine Schriften von ihm zu sammlen, und unter der Aufschrift, **vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius, gesammlet von Gottholt Ephraim Leßing**, 1754. auf 600 Octav-Seiten, nebst einer Vorrede von 48 Seiten in Spenerischem Verlag heraus zu geben. Es sind 17 prosaische Ausarbeitungen, von gemischtem Inhalt, und 37 Poesien: von denen wir wegen der Menge das Verzeichniß nicht hieher setzen können, und weil sie schon vorhin einzeln herausgekommen, und nur jetzt von Herrn L. gesammlet sind, keine Auszüge mittheilen. Die Vorrede ist beynahe das merckwürdigste, in welcher Herr L. in einigen dem Druck übergebenen Briefen vom 22. April bis 20. Jun. diese Schriften, ja Herrn Mylii Character selbst beurtheilet, und zu seinem Lebenslauff gute Materialien sammlet. Das Urtheil ist strenge, und gar nicht wie man es von der gewöhnlichen Partheylichkeit eines Freundes und Herausgebers erwarten könnte. Er findet gemeiniglich, daß Herr M. sich in seinen Gedichten und witzigen Schriften der Mittelmäßigkeit, die den Leser gleichgültig läßt, nicht genug entzogen habe, und tadelt billig an ihm, daß er zu viel und zu geschwind geschrieben habe, dabey er ihn aber bedauret, daß ihn die Noth zu früh gezwungen habe, ein

Schriftsteller von Profeßion zu werden, und ihn doch gehindert, den dazu nöthigen Schatz einzusammlen. Er giebt einem berühmten Manne, den einige sehr erheben, und andere sehr herunter setzen, ein Theil der Schuld, daß Herrn Mylii natürliche Gaben nicht besser ausgearbeitet sind. Gegen die Beschuldigung, als sey er ein Freygeist und Verächter der Religion gewesen, vertheidiget er ihn, und meldet woher der Verdacht entstanden ist. Ueber die verunglückte Reise macht er den Contribuenten etwas leichtere Gedancken, und entschuldiget Herrn M. mehr, als er vielleicht einige Monath später gethan haben, oder jetzt thun würde, nachdem die Rechnungen des ihm gezahlten Geldes bekannt gemacht sind, mit dem die erwünschte Reise hätte können beschleuniget werden. Er meldet sonst, daß Herr M. der Verfasser der schimpflichen Critik des Hallerischen Gedichts über den Ursprung des Uebels gewesen sey, doch so daß er eines andern Gedancken habe ausdrücken müssen. Ungeachtet dessen, was wir aus Herr L. Munde von der Mittelmäßigkeit dieser Arbeiten des Herrn M. mit Beystimmung wiederhohlt haben, können wir doch sehr vielen Lesern unser Wort geben, daß sie ihnen gefallen werden. So sehr Herr L. ohne Vorurtheil und Gunst von den Schriften seines Freundes, dessen aufrichtiger Freund er gleichfalls gewesen ist und bleibet, urtheilet, so waren sie doch nicht unwürdig gesammlet zu werden: und ob wir gleich nie Herrn M. vor einen vorzüglichen Dichter gehalten haben, so haben wir doch einiges in dieser Sammlung nicht eben mit Entzücken aber doch auch nicht ungern gelesen: und wenn Herr M. gleich mittelmäßig ist, so leuchtet doch eine Natur hervor, die sich über das mittelmäßige hätte schwingen können; und auch dieser Anblick vergnüget.

1755.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1755, 25. Januar.

Gotth. Ephr. Leßings Theatralische Bibliothek. Zweytes Stück. Berlin bey Chr. Fried. Voß 1755. In 8vo. 18

1755. Bogen. Die Einrichtung dieses Werks haben wir bey dem ersten Stücke bereits angezeigt. Zur Folge derselben fährt der Verfasser fort, Abhandlungen zu liefern, welche Theils in die Geschichte des Theaters, Theils in die Critik der theatralischen Dichtkunst und der vornehmsten dramatischen Werke alter und neuer Zeit einschlagen. Der erste Aufsatz in diesem zweyten Stücke handelt von den lateinischen Trauerspielen, die man unter dem Namen des Seneca kennet, aus welchen vors erste der rasende Herkules und Thyest weitläuftig bekannt gemacht werden. Nach einem kurzen Inhalte des erstern, lieset man einen Auszug, in welchen eine Uebersetzung der schönsten Stellen eingeflochten wird. Hierauf folgt eine Beurtheilung desselben und eine Vergleichung mit dem rasenden Herkules des Euripides; ferner werden einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy von diesem Stücke widerlegt, und die neuern Tragödienschreiber angeführt, welche eben denselben Stof bearbeitet haben. Endlich wird ein Vorschlag für einen heutigen Dichter hinzugefügt, und gezeigt, wie man ein Stück nach dem neuern Geschmacke daraus machen könne, was man dabey von dem Euripides und was man von dem Römer beybehalten müsse. Bey dieser Gelegenheit wird die Moral dieses Trauerspiels untersucht, so wohl die, welche nach den beyden alten Mustern darinn liegt, als auch die, welche in die vorgeschlagene Nachahmung gebracht werden kann, und ohne Zweifel eine von den erhabensten seyn würde, die sich jemals ein Dichter auf der Bühne zu lehren unterstanden hat. Beyläufig wird auch noch ein Versuch über ein Stück des lateinischen Dichters gewagt, in welchem die Namen der redenden Personen in Unordnung gerathen sind. Fast auf gleiche Weise verfährt der Verfasser mit dem Thyest. Nach einem ähnlichen Auszuge, und einer ähnlichen Beurtheilung, wird von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts gehandelt, und aus innern Gleichheiten wahrscheinlich erwiesen, daß der rasende Herkules und Thyest einen Verfasser haben müssen. Die neuern Tragödien von der schrecklichsten Rache, die jemals unter Brüdern verübet worden, werden dabey nicht vergessen, und besonders wird der Atreus und Thyest des ältern Herrn Crebillon näher betrachtet, und gezeigt wie

unendlich weit er unter dem Schrecklichen seines lateinischen Musters geblieben sey. Auch die übrigen lateinischen Trauerspiele will der Verfasser in den folgenden Stücken auf gleiche Art durchgehen, und eine ähnliche Methode auch bey den Mustern der Griechen beobachten. Der zweyte Aufsatz enthält die Geschichte des italiänischen Theaters von dem Herrn Ludewig Riccoboni, welcher eine Nachricht von ihrem Verfasser vorgesetzt worden. Der dritte liefert einen beurtheilenden Auszug aus den zwey ersten regelmäßigen Tragödien der Italiäner, der Sophonisbe des Trissino und der Rosemonde des Ruccelai. Der vierte endlich giebt einen gleichen Auszug aus der Calandra des Bibiena, der erstern italiänischen Komödie, welche nach den Regeln der Kunst abgefasset worden. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr. 1755.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1755, 26. April.*)

---

*) Auch folgende Anzeige ist von Lessing verfaßt:

G. Ephr. Leßings Schriften, fünfter und sechster Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß 1755. In 12 mo. 1 Alph. 2 Bogen. Der Verfasser hat diese Theile ohne Vorrede in die Welt geschickt. Es wird daher kein Wunder seyn, wenn wir in der Geschwindigkeit nicht viel mehr davon werden sagen können, als er selbst hat sagen wollen. Sie enthalten beyde Schauspiele; und zwar jeder Theil ein grosses Stück in fünf Aufzügen, und ein kleines in einem Aufzuge. Das grosse Stück im fünften Theile heißt der Freigeist. Diesen Charakter auf die Bühne zu bringen, kann so leicht nicht gewesen seyn, und es wird auf das Urtheil der Kenner ankommen, ob die Schwierigkeiten glücklich genug überwunden worden. Wer nicht zu lachen genug darinn findet, mag sich an dem darauf folgenden Nachspiele der Schatz erhohlen. Wir wollen nicht entdecken, was es für eine Bewandtniß mit diesem Schatze habe, damit gewisse Kunstrichter desto zuversichtlicher sagen können, das Komische desselben falle nicht selten ins Possenhafte. Der sechste Theil fängt mit einem bürgerlichen Trauerspiele an, welches Miß Sara Sampson heißt. — Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein Gott! Findet man in Gottschseds critischer Dichtkunst ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahr seinem lieben Deutschland die drey Einheiten vorgeprediget, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten. Was soll daraus werden? — Das kleine Stück, welches den sechsten Theil beschließt, heißt der Mysogin. Der Verfasser hätte wohl können sagen der Weiberfeind. Denn ist es nicht abgeschmackt seinen

1755. **Berlin.** Christ. Friedr. Voß verlegt: **Gotth. Ephr. Leßings theatralische Bibliothek.** In 8. 1754. Erstes Stück; 18 Bogen. Der wegen seiner schönen Litteratur und Stärke in der Dichtkunst und Kritik allen Liebhabern dieser Wissenschaften rühmlich bekannte Herr Verfasser dieses Werks arbeitete vor einigen Jahren mit an den Beyträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, von welchen im Jahre 1750 vier Stücke zum Vorscheine kamen. Weil er aber mit den Beyträgen seiner Mitarbeiter nicht allerdings zufrieden seyn konnte, so entzog er sich diesem Werke; und dieses brachte es so bald in's Stecken. Er setzte seine Bemühungen für das Theater in der Stille fort, und erwartete die Zeit, da er den damaligen gemeinschaftlichen Zweck mehrerer allein ausführen konnte. Dieser Zweck wird itzt von ihm mit gewissen Einschränkungen ausgeführt, die darinn bestehen, daß das Werk nur eine mäßige Anzahl Bände ausmachen soll, welche zusammen genommen nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen noch nach den andern, enthalten werden, und daß also nicht alles, sondern nur das Beste und Brauchbarste, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben hat, aufgesucht, nicht alle und jede, sondern nur die vorzüglichsten dramatischen Dichter bekannt gemacht, und ihre besten Werke allein vorgenommen werden sollen. Hingegen wird sich der Herr Verfasser weder an die dramatischen Werke seiner itztlebenden Landsleute machen, noch Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen. Zwey Stücke von dieser theatralischen Bibliothek werden jederzeit einen kleinen Band ausmachen, und der letzte davon soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem enthalten, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist.

Sohn Theophilus zu nennen, wenn man ihn Gottlieb nennen kann? Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1755, 3. May.

Jeder Kenner wird dieses Vorhaben für höchst nützlich halten, und dem Anfange der Ausführung seinen vollkommenen Beyfall geben. Herr Leßing bestätiget durch sein erstes Stück das gute Vorurtheil, das das Publicum für Werke von seiner Arbeit heget: denn eine gründliche Gelehrsamkeit, eine reife Kritik und ein gereinigter Geschmack herrschen überall in diesen Blättern. Man lieset in dem ersten Stücke sechs Abhandlungen, deren keiner es an den itztgedachten Eigenschaften fehlet. Das erste sind Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele. Nach einer kurzen Einleitung liefert Herr Leßing hier erstlich einige Betrachtungen über das Weinerlich-Komische, aus dem Französischen des Herrn M. D. C. übersetzt; und gleich darauf des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Lustspiel, aus dem Lateinischen, worinn die wichtigsten Gründe des Franzosen beantwortet sind, ob gleich Herr Gellert dessen Schrift nicht gekannt zu haben scheint. Herr Leßing zieht hierauf die Gründe beyder Abhandlungen kurz zusammen, und giebt eine Entscheidung, die sich vermuthlich den Beyfall aller Kenner erwerben wird. Das zweyte Stück ist das Leben des Hr. Jakob Thomson, dessen Bildniß vor diesem ersten Bande steht. Jedermann kennet diesen Dichter wenigstens aus Herrn Brockes Uebersetzung seiner vier Jahreszeiten. Die Lebensbeschreibung ist aus den Lives of the Poets of Great Britain and Ireland; by Mr. Cibber and other hands, genommen. Das 3te Stück ist ein Auszug aus dem Spanischen Trauerspiele Virginia, des Don Augustino de Montiano y Luyando, dessen Leben vorher kürzlich beschrieben wird. Das 4te ist ein Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine. Diese Auszüge sind mit einer so vollkommenen Einsicht und Kunst gemacht, daß man mehr Nutzen davon haben wird, sie, als die Werke selbst, gelesen zu haben. Das fünfte Stück ist das Leben des Herrn Nericault Destouches; und das sechste enthält Anmerkungen über das Lustspiel: Die Juden, im 4ten Theile der Leßingischen Schriften, worinn sich der Herr Verfasser wegen einiger Urtheile über dieses Stück herausläßt. Diese Schrift ist zu reich, als

1755.

1755. daß man einen nützlichen Auszug für diese Blätter daraus machen könnte: aber eben hierdurch hoffen wir, unsere Leser zu bewegen, es mit desto größerm Verlangen selbst durchzugehen, weil wir versichert sind, daß dieses nicht ohne ihre völlige Befriedigung geschehen werde.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1755, 23. May.

Berlin.

Von Herrn Leßings kleinen Schriften ist in vergangener Messe der fünfte und sechste Theil in Voßischen Verlage herausgekommen. Der fünfte enthält auf 296 Seiten, 1) den Freygeist ein Lustspiel, so 1749 verfertiget ist. Wir haben längstens etwas gutes von der Art gewünschet, und wir müssen gestehen, daß Herr L. hier unsere Hoffnung und Wunsch übertroffen hat, und wir auch von ihm nichts prosaisches mit gleichem Vergnügen gelesen haben. Es ist so aufgeweckt und reitzend, daß es ungeachtet seines ernsthaften Inhalts eines der angenehmsten Lustspiele ist: es stellet den Freygeist nicht auf der verhaßten, ja nicht einmahl eigentlich auf der lächerlichen Seite vor, die bey den meisten Leuten dieser Art doch die gantze auswendige Seite, und das Inwendige dazu ist, sondern es bildet nur seine ungerechten Vorurtheile so ab, daß vielleicht ein Freygeist, der es lieset, sie an sich erkennen und ablegen wird. Vor der Auflösung des Knotens, die wir in gewisser Massen von Anfang an erriethen, haben wir uns unter dem Lesen immer gefurcht: denn wir sahen einen Tausch der Geliebten entgegen, von dem wir vermutheten, daß er unnatürlich, und unglaublich sey, und dabey im Gemüthe des Lesers ein Misvergnügen zurück lassen möchte. Allein Herr L. hat uns sehr angenehm betrogen: der Tausch hatte gerade das Gegentheil von dem an sich, was wir befürchten. Es sind dabey einige gar ernsthafte und gründliche Anmerckungen eingestreuet, z. E. S. 13. 14. über Collins Einwurf wider das Christenthum, daß es die Pflichten der Freundschaft nicht einschärfe. Unterscheidet

man die Freundschaft von der Liebe des Nächsten, und 1755.
setzt sie in der Zuneigung, die aus Uebereinstimmung der Temperamente entstehet: so ist es keine Pflicht, die von allen geleistet, und also vom Gesetzgeber und Sittenlehrer anbefohlen werden kann. Wenn wir bey einer solchen Geschichte, und einer solchen Aufführung eines Geistlichen, als hier erdichtet wird, gegenwärtig wären, so würde sie uns ungemein erbauen: dürften wir es aber wol wagen, selbst dis Lustspiel im strengeren Verstande erbaulich zu nennen? oder ist der Ausdruck zu kühn, und deßhalb anstößig? Welchem Liebhaber der Religion er es ist, der verwandele dis Gedichte, so wie es sich zu seinen Umständen schickt, und er dazu Gelegenheit hat, in eine wahre Geschichte! 2) Den Schatz, ein Lustspiel, im Jahr 1750 verfertiget. Nach dem Geschmack derer, die blos ihre Neugier in einem Lustspiel vergnügen wollen, wird dieses noch den Vorzug vor dem vorigen erhalten. Den Charakter des verschwendrischen Sohns bildet Herr L. zugleich edel und großmüthig, und wenn wir ihn nebst dem Character des Freygeistes und des Geistlichen in dem vorigen Lustspiel zusammen nehmen, so können wir vielleicht diese Regel machen, daß Herr L. (fast so wie Herr Gellert) dem menschlichen Hertzen die beste Gestalt zu geben pflege, welches wir auch schon vorhin in andern Schriften von ihm angemerckt haben.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1755, 31. May.

Berlin. Haude und Spener haben verlegt: „Vermischte „Schriften des Herrn **Christlob Mylius**, gesammlet von „**Gotthold Ephraim Lessing**.“ 1754. In groß 8. 1 Alphabeth, 15 Bogen, ohne die Vorrede von 3 Bogen. Wir haben das Vergnügen, unsern Lesern hierdurch eine Schrift bekannt zu machen, die in ihrer Art vortreflich, und alles Lobes würdig ist, was gelehrte, wohlgeschriebene, witzige, sinnreiche und ergetzende Schriften verdienen. Es ist unnütz, mehr zu ihrem Ruhme zu sagen. Der Verfasser und der Herausgeber sind schon allein Lobeserhebungen für

1755. sie, und die Leser, welche keinen von beyden kennen, sind weder Kenner der Naturlehre und Weltweisheit, noch der schönen Wissenschaften, und die einzigen, die diese Schrift weder lesen, noch sich ihres Ruhmes annehmen dürfen. Die Vorrede des Hr. Leßings ist ein Meisterstück. Sie besteht aus einigen Briefen, die uns den Charakter und die Schriften des für die Ehre Deutschlands zu früh verstorbenen Herrn Mylius näher kennen lehren. Wie meisterhaft ist nicht diese kurze Lebensbeschreibung des Herrn Mylius im ersten Briefe abgefaßt! und wer kann es uns verdenken, daß wir sie ganz hier hersetzen? „Er „ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr „lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er „ward von Eltern gebohren, deren Vermögen es nicht zu„ließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, „als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von „einer geschwind erlernten Brodtwissenschaft leben könne. „Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodt„wissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, „wo man beynahe nichts so zeitig lernt, als ein Schrift„steller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, „welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling „zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß „eine natürliche Leichtigkeit, zu reimen, und seine Umstände „zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu „machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, „zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlich„keit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, „die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, „mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ „endlich die Akademie, und begab sich an einen Ort, wo „es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beynahe, wie denjenigen „gieng, die von dem, was sie einmal erworben haben, „zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu „können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen „für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß „man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen „lassen. Er wollte und sollte reisen. Er reisete auch. „Allein, er reisete auf fremder Leute Gnade; und was „folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. = = Ja,

„mein Herr, das ist sein Lebenslauf, ohne Zweifel, in „welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und „doch behaupte ich, daß er mehr darinn geleistet hat, als „tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet „haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh über= „rascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in „Sicherheit hätte bringen können." Im zweyten Briefe beurtheilt Herr Leßing die ersten gelehrten Aufsätze des Herrn Mylius, und er beurtheilt sie mit einer Frey= müthigkeit, die weit von dem gemeinen Wahne der Heraus= geber fremder Schriften entfernet ist, daß sie durchaus alles loben müßten, vielleicht, weil sie den Hochmuth haben, zu glauben, daß das, was sie herausgeben, gewissermaßen ihre eigene Arbeit werde. Herr Leßing redet von der Ode auf die Schauspielkunst, oder, wie er sagt, vielmehr von der Ode auf die Verdienste des Herrn Professor Gottscheds um die Schauspielkunst; von den Betrach= tungen über die Majestät Gottes; von der Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; von der Untersuchung, ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen worden; von dem Beweise, daß man die Thiere physiologischer Versuche wegen lebendig öffnen dürfe, und von dem Gedichte von den Bewohnern der Kometen, nicht anders, als wie Herr Mylius selbst bey reiferer Erkenntniß davon geurtheilt haben wird, wenigstens so, wie er alsdann gewiß damit zufrieden gewesen seyn würde. Es sind insgesammt Erstlinge von unterschiedenem Werthe, aber von keiner hinlänglichen Vollkommenheit, um einen Namen wahrhaftig groß zu machen.

Im dritten Briefe werden die Wochenschriften des Herrn Mylius, der Freygeist und der Wahrsager, beurtheilt. Die letzte dieser Schriften war nur von kurzer Dauer, weil die allzu scharfen Satyren des Verfassers die Wirkung hatten, daß ihm die Fortsetzung untersagt wurde; und es wäre, setzt Herr Leßing hinzu, seiner Ehre zu= träglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Der Freygeist enthält viel mehr Gutes, ob er gleich den völligen Beifall des Hn. Leßing noch nicht erhalten kann. Im vierten Briefe wird von den

[illegible] theatralischen Lorbeern des Herrn Mylius gehandelt. Er hat drey Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das erste Lustspiel in Prosa von fünf Aufzügen heißt: Die Aerzte. Es ist eine Nachahmung der Geistlichen auf dem Lande, eines confiscirten und oft gekauften Lustspiels des verstorbenen Comödianten, Herrn Kriegers, der die Schande, die ihm dieses grobe Stück machte, nachher durch schöne Proben in der komischen Dichtkunst wieder vertilget hat. Die Gewinnsucht eines Verlegers zu befriedigen, ließ sich Herr Mylius von demselben zur Verfertigung einer Nachahmung verleiten, die ihrem Verfasser eben so wenig Ehre macht, als das Urbild dem seinigen. Das zweyte Lustspiel von fünf Aufzügen, auch in Prosa, heißt: Der Unerträgliche, und ward bald nach dem ersten gemacht, verdient auch eben so weniges Lob. Nach einigen Jahren aber ward erst die Schäferinsel, ein poetisches Lustspiel, in drey Aufzügen fertig. Dieses Stück ist sehr geschwind ausgearbeitet worden, und hat eine gewisse Lustigkeit, und etwas Tändelhaftes, das den Stücken der Frau Neuberinn eigen ist, auf deren Anrathen es auch gemacht worden. Das Zwischenspiel heißt: Der Kuß. Es ist componirt und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt worden. Man hat dieses Stück bewundert, wozu eine gewisse Schauspielerinn, die die Schäferinn darinn machte, viel beygetragen haben soll. Der fünfte Brief handelt von den Uebersetzungen des Herrn Mylius, theils von denen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat, theils von der Cosmologie des Herrn Maupertuis, theils von des Herrn Clairaut Anfangsgründen der Algebra; wie auch von der Clitia des Machiavells, und Popens Versuche über den Menschen, und endlich von Hogarths Zergliederung der Schönheit, u. s. w. Zu Ende der Vorrede erklärt sich Herr Leßing noch überhaupt über die in dieser Sammlung befindlichen Stücke vom Herrn Mylius also: „Alles dessen, sagt er, „was in den vorherstehenden Briefen gesagt worden, „ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten „nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die „Poesien insbesondere habe ich überall zusammengesucht,

„und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, „bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was „für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich „genug zu verstehen gegeben; und ich füge noch hinzu, „daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders aus„sehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem „Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied „aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst „um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen „Witz zu brauchen." Wir haben das Urtheil des Herrn Leßings von den wichtigsten Schriften seines vertrauten Freundes hier mit Fleiß angeführet, um den Lesern das Urtheil eines solchen Kenners nicht vorzuenthalten. Wir hoffen mit ihm, daß die Leser dieser schönen Sammlung nicht wenig Vergnügen und Unterricht daraus werden erhalten können, und daß sie die kleinen Fehler seinen Umständen und seiner Jugend zuschreiben, und sie gegen die vielen Schönheiten für Kleinigkeiten rechnen werden, die sie nicht verhindern können, dieser Sammlung den Beyfall zu geben, den ihnen die strengste Kritik nicht nehmen kann.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1755, 31. May und 3. Junii.

1755

Berlin.

Der sechste Theil der Leßingischen Schriften, von 288 Seiten, hat folgenden Inhalt. 1) Mis Sara Sampson, ein bürgerliches Trauer-Spiel. Wir haben nicht leicht etwas so rührendes gelesen, als dieses Trauer-Spiel, so uns mit Schauder und Vergnügen erfüllet hat. Die Sittenlehre, daß der, so selbst Ursache hat Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist unvermerckt eingebracht, und in einem sehr starcken Licht, da, wo man sie nicht erwartete, vorgestellet. Wenn man die letzten Augenblicke der Sara Sampson, in welchen sie am edelmüthigsten vergiebt, in dieser glücklichen Erdichtung lieset, so kann man

1755. wol nicht unterlassen, sich dessen wieder zu erinnern, was sie vorhin von der ihr widerfahrnen Vergebung geredet hat: und dieses muß einem nothwendig ihre fast gar zu edle Hinderung der Rache ihres Todes wahrscheinlich machen. Man wird beynahe versucht, zu wünschen, daß Herr L. diesen Zusammenhang der ihr widerfahrnen und von ihr ertheilten Vergebung deutlicher in ihre Reden geflochten hätte: allein er macht desto mehr Eindruck und ist angenehmer, weil er bey dem Leser selbst entstehet, und ihm von dem Dichter nicht vorgesagt wird. Sollte Hr. Leßing nicht hier einen Haupt=Gedancken aus dem Buche geborget und ihn nur umgekleidet haben, aus dem sich die philosophische Sittenlehre so sehr bereichert hat? 2) Der Mysogine, ein Lustspiel, im Jahr 1748 verfertiget. Der Nahme entdeckt den Inhalt schon. Es werden die lächerlich gemacht, die bey aller Gelegenheit ihren Unwillen und Verachtung wider das schöne Geschlecht auslassen.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1755, 2. Jun.

Berlin. Bey Vossen ist der fünfte und sechste Theil von **G. E. Leßings** Schriften auf 1 Alph. in 12. heraus=gekommen. Sie enthalten nichts als 4 Schauspiele: 1) Der Freygeist, ein Lustspiel in 5 Aufzügen. Der Charakter eines redlichen Gottesgelehrten wird hier auf eine sinn=reiche Art mit dem Freygeiste in dem Contraste gezeigt. Wer nicht empfinden, sondern nur lachen will, dem wird dieses Stück langweilig seyn. 2) Der Schatz, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Unter andern Sittenlehren, die aus diesem Stücke fließen, ist auch folgende, daß ein redlicher Mann zuweilen durch seine Handlungen das Ansehen eines Betrügers bekommen kann. Warum hat Herr Leßing nicht lieber eine Comödie zu dem umgekehrten Satze gemacht? Weil er so bekannt ist, daß es keine Comödie braucht, ihn zu lehren. 3) Miß Sara Sampson, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Der Personen wegen sollte es ein a d e l i c h e s heißen. Wenn eine unglück=

liche Liebe rühren kann, und diese Macht hat ja auch wol die Liebe einer Schäferinn; so wird Miß Sara rühren, ob sie gleich keine Prinzeßinn ist. Ihr Liebster hat sie entführt; eine vormalige Buhlerinn desselben bringet ihr Gift bey, und er ersticht sich .... Ihr Vater kam, beyde als seine Kinder wieder zu sich zu holen. Wenn das Stück aufgeführt wird, so wird man wol die Vorstellenden unterrichten müssen, einige Englische Namen gehörig auszusprechen ..... Der Fehler würde zwar eben so gar groß nicht seyn, denn hat doch in einer verdeutschten Iphigenia dieser Name ein anderes Sylbenmaaß, als im Griechischen und Lateinischen. 4) Der Misogyne, auf deutsch der Weiberfeind, welches auch der Name der Hauptperson Wumshäter anzeigt. Weil es ihm mit 3 Weibern, die er nicht gar zu klug mag gewählt haben, unglücklich gegangen ist, soll auch sein Sohn nicht heirathen, der seine Liebste in Mannskleidern bey sich hat, und sie für ihren Bruder, der ihr vollkommen ähnlich seyn sollte, ausgiebt. Sie gefällt dem widerwilligen Schwiegervater unter der Gestalt einer Mannsperson, und da sie sich nachgehends ihm als ein Frauenzimmer zeiget, findet er sie ihrem Bruder gar nicht ähnlich. Diese Anzeige wird genug seyn, die Neugier der Leser zu reizen, und ihnen Vergnügen zu versprechen .... Sie war ohnedem beynahe überflüßig; der Name des Verfassers hätte ihre Stelle vertreten können.

1755.

Bey eben demselben Verleger ist allhier von **Gotth. Ephr. Leßings theatralischer Bibliothek** das zweyte Stück auf 18 Bogen in 8. herausgekommen. Zuerst wird einige Nachricht von den lateinischen Tragödien, die unter des Seneca Namen bekannt sind, gegeben, und zwar hier besonders vom rasenden Hercules und vom Thyest. Es werden ausführliche Auszüge und Uebersetzungen mitgetheilet, worauf eine Beurtheilung des Stückes, und eine Nachricht von andern, die eben den Gegenstand haben, nebst verschiedenen dergleichen Anmerkungen, beygebracht. So wird bey dem rasenden Hercules des Euripides Tragödie gleichen Inhaltes dagegen gehalten, der römische Dichter gegen des P. Brümoi Vor-

1755. würfe vertheidiget, eine Stelle dieser Tragödie, wo die Namen der Personen in Unordnung gekommen sind, wieder zur Richtigkeit gebracht, und zuletzt gewiesen, wie ein heutiger Dichter diesen Gegenstand auf die Schaubühne bringen könnte. Eben so wird mit dem Thyest verfahren, und aus der Aehnlichkeit verschiedener Gedanken einerley Mißbräuche der Stärke im Schildern, u. s. f. dargethan, daß beyde Trauerspiele einerley Verfasser zugehören. Man kann sich bey Durchlesung dieser Nachrichten nicht enthalten, einen Einfall des Grotius zu parodiren. Ein gelehrter Dichter liest die Alten anders, als ein geschmackloser Gelehrter. Das übrige dieses Stücks nimmt der erste Theil von des Riccoboni Geschichte der Italiänischen Schaubühne ein; dann, aus eben desselbigen Werkes zweyten Theile, Auszüge aus den ersten regelmäßigen Italienischen Tragödien und Comödien, des Trißino Sophonisbe, des Ruccelai Rosamunda, und des Kardinal Bernardo da Bibiena Calandra. So viel Lehrreiches enthält dieses Stücke, nicht nur für die Liebhaber der theatralischen Dichtkunst, sondern auch für die Freunde der Litteratur überhaupt.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1755, 17. Junii.*)

Berlin.

Von Herr Leßings theatralischer Bibliothek erhalten wir das zweite Stück auf 284 Octav-Seiten, so noch im vorigen Jahr gedruckt ist. Zuerst findet man auf 134 Seiten eine Probe und Beurtheilung der lateinischen Trauer-Spiele, die unter dem Namen des Seneca bekannt sind: so doch dieses mahl nur auf den rasenden Herkules, und den Thyest gehet. Von jenen macht Herr L. einen Auszug, so wie ihn auch ein ungelehrter Leser, der gern vom Geschmack der Römer urtheilen wollte, verstehen und empfinden kann: urtheilt darauf selbst, vergleicht den rasenden Hercules des Seneca mit des Euripides seinem unpartheyisch, findet bey dem Römer einige Ausbesserungen

*) Zeitungsberichte über die erste Darstellung der Miß Sara Sampson, welche am 10. Juli 1755 zu Frankfurt a/O. in Gegenwart Leßings stattfand, scheinen nicht zu existiren.

der Fehler seines Uhrbildes, dabey aber mehr unnöthige Erzählungen, zu viel Schwulst, und den Affect gekünstelt, oder, wie er es nennet, den Mangel der Empfindung durch Witz ersetzt, bey dem allen aber gar merckliche Schönheiten. Er zeigt, daß Brümoy dem Römer Unrecht gethan; und entkleidet einigen Spott des Frantzosen so, daß er barmhertzig oder betrüglich aussiehet. Er thut darauf unsern Dichtern Vorschläge, wie sie durch Hülfe des Griechen und Römers einen neuen und vollkommenen Herkules schreiben könnten: schlägt Veränderungen vor, durch die er sich auch auf unsere Bühne schicken würde: und ob er gleich es nicht vor nothwendig hält, daß jedes tragische Stück eine eintzige besondere Sittenlehre enthalte, so thut er doch noch einen sehr artigen Vorschlag, wie statt der übeln Moral, die billig das Theater nie beschämen muß, und doch im rasenden Herkules liegt, eine bessere hinein gebracht, und der aufgeblasene Sieger darin bestraft werden könnte. Den Beschluß macht eine mehr critische Abhandlung über V. 1295—1310 dieses Trauerspiels, die er durch Versetzung der in Unordnung gebrachten Personen verständlicher zu machen sucht. Sie ist uns wahrscheinlich, nur wollten wir gern die Worte, hoc en peremtus spiculo cecidit puer! noch dem Herkules geben: darauf hoc Juno telum manibus emisit tuis, eine sehr geschickte und dem Schmertz des Herkules widersprechende Antwort wäre. Ohngefähr auf gleiche Weise verfährt Herr L. auch mit dem Thyest: nur daß er hier noch eine Untersuchung von dessen Verfasser anstellet, und aus Redens-Arten, Gedancken, Schönheiten und Fehlern erweiset, daß gewiß beide in allen diesen Stücken so ähnliche Trauer-Spiele von einer und eben derselben Hand gemacht sind. Die Vergleichung wird hier mit dem Thyest des Crebillon angestellet. Wenn man sie lieset, scheint bey allen Fehlern des Römers, der Römer doch mehr Schönheiten zu behalten als der Frantzose, der noch über das mit der Geographie eben so frey um gehet, als er mit der Historie zu thun Erlaubniß hat. Liest man die Auszüge beider Trauer-Spiele bald nach einander, so bleibt einer, der das Grausame gar nicht liebet, bey des Crebillons seinem Atreus doch noch ungerührt, weil ihn vorhin der Atreus des Seneca zu starck gerühret hatte.

1755. Mit der S. 37. angebrachten critischen Verbesserung sind wir nicht einig: wenn man in den Worten

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret, infesta manu
Exegit ultra corpus,

bey exegit den Accusativum ferrum verstehet, so ist der Sinn gantz leicht. Ferrum exegit ultra corpus heißt, er durchstach ihn, so daß der Degen auf der andern Seite zum Leibe herausging. Herr L. will lesen, infestam manum, und meint, exigere manum sey, zum Stoß ausholen. Hierauf folget des Riccoboni Geschichte der Italiänischen Schaubühne. Sie kam 1727 zuerst Frantzösisch heraus: hier liefert sie H. L. deutsch, und füget ihr drey heurtheilende Auszüge aus den Italiänischen Trauer-Spielen Sophonisbe und Rosemonde, wie auch aus dem Lust-Spiel Calandra, übersetzt bey, so gleichfalls von der Hand des Riccobini sind. Weil dieses keine neue Schriften sind, so geben wir nicht Auszüge davon. Sie sind angenehm und unterrichtend. Wenn Herr L. in der Auswahl dessen, was er in seiner theatralischen Bibliothek von eignen und fremden Arbeiten mittheilet, auf diese Art fortfährt, (und hieran zu zweifeln haben wir nicht die geringste Ursach) so wird sie nicht blos den Liebhabern der Schaubühne, sondern überhaupt denen, so sich um den guten Geschmack, und um die Ueberbleibsel des Griechischen und Römischen Witzes bekümmern, lesenswürdig seyn.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1755, 11. Septemb.

Gotthold Ephraim Leßings theatralische Bibliothek. Drittes Stück Berlin, bey Chr. Fr. Voß 1755. In 8vo. 20 Bogen. Da des Herrn Verfassers Verdienste um das deutsche Theater schon so bekannt sind; so würden wir nicht nöthig haben, mehr als den Inhalt dieses Stückes anzuzeigen; wenn es gleich für diesesmal nicht eine blosse Uebersetzung enthielte. Der Herr Magister hat uns nämlich des Du Bos Abhandlungen von den theatralischen Vorstellungen der Alten, deutsch geliefert. Die Leser

werden hier ungemein viel Neues finden. Sonderlich verdienet der Erweiß des Herrn Du Bos, daß die Schauspiele der Alten nach gewissen Noten von den Schauspielern deklamiret worden, die der Schauspieldichter mehrentheils selbst aufgesetzt, eine besondere Aufmerksamkeit. Mit wie viel größrer Lust muß damals ein theatralischer Dichter gearbeitet haben, als er zu jetzigen Zeiten thun kann, da er oft befürchten muß, nicht vorgestellet, sondern verhunzet zu werden. — — Daß die Uebersetzung alle Eigenschaften einer vortreflichen habe, wird niemand in Zweifel ziehen können, der des Herrn Leßings Geschicklichkeit in Absicht auf das Theater und die Reinigkeit der deutschen Sprache kennet. „Wer etwas übersetzet, das er selbst schreiben „könnte, der kann unmöglich schlecht übersetzen.“ Wir wünschen, daß der Herr Verfasser eine periodische Schrift noch lange fortsetzen möge, die so viel zur Aufnahme des Geschmacks beytragen muß. Wir wünschen dieses um so viel mehr, da ihm die jetzige Veränderung seines Aufenthalts vielleicht Hindernisse in den Weg legen könnte, die bey einer Arbeit unangenehm sind, wozu man Zeit und Bequemlichkeit braucht, und die schwerlich jemand anders mit so vieler Geschicklichkeit und so glücklich liefern würde. — Uebrigens hat der Herr Verfasser einen Vorsatz geändert, den er bey seinen Beyträgen zur Aufnahme des Theaters gefasset hatte, und der darinnen bestand, historische und kritische Nachrichten von verschiedenen deutschen Schaubühnen jetziger Zeit zu liefern. Man hat ihn verschiedentlich ersuchet, diesen Vorsatz aufs Neue zu fassen, und wir würden es ebenfalls thun, wenn wir seine Ursachen nicht für überwiegend hielten. Wir haben nämlich bisher deutlich genug gesehen, was für Erbitterung, und folglich, wie wenig Nutzen aus solchen Kritiken entstehen könne. Ein Schauspieler, den man im geringsten tadelt, wird so empfindlich, als ein Aesthetiker, dessen Demonstration einer erträumten Schönheit man nicht gelten lassen will, weil die Erfahrung dawider streitet. Dieses dritte Stück kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

1755.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1755, 18. October.



1757.

Abhandlung vom Trauerspiele.

1757. — Wir können hier die vortrefflichen Anmerkungen, die der sel. Hr. J. Schlegel in der Vorrede zu seinen theatralischen Werken gemacht hat, anpreisen, und wir können den Dichtern rathen, noch mehr seinen Beyspielen als seinen Regeln zu folgen, denn er war in der tragischen Sprache ein Meister, und außer ihm und Hrn. Leßing (in der Miß Sarah Sampson) hat leider, so viel wir wissen, kein einziger unter den deutschen Trauerspieldichtern und Uebersetzern eine Sprache gehabt, die des Ausdrucks würdig wäre.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*),
Leipzig, 1757, 1. Band, 1. Stück, pag. 57—58.

Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland.

— — Corrige sodes
Hoc dicet et hoc — —

Mit einer Vorrede von G. S. Nicolai, ordentlichem Professor der Philosophie, in Frankfurt an der Oder.

---

*) Herausgeber: Christian Felix Weiße.

Berlin bey Joh. Chr. Kleyb. 1755. in Oktav. 205 Seiten ohne Zueignungsschrift und Vorrede. 1757.

— Der eilfte Brief handelt von der deutschen Schaubühne. Hier stimmen wir den Herrn V. vollkommen bey, wann sie behaupten, daß es mit unserer Schaubühne gar ungemein schlecht bestellt sey, und daß eben die allgemeine gute Meinung, welche man davon zu haben pflegt, eine wichtige Verhinderung ihrer Verbesserung sey. Es wird ferner sehr wohl angemerkt, daß so lange die meisten deutschen Schriftsteller immer noch aus dem Innersten ihres Kabinets schreiben, und die Welt, für die sie schreiben, gar nicht kennen, wir niemals vollkommen komische Schriftsteller haben werden. Es werden hier zwar die Verdienste derjenigen, welche nicht unglückliche Versuche in der komischen Schreibart gethan haben, mit dem verdienten Lob erzählet, aber uns dünkt doch, daß die Deutschen noch viele Schritte zu thun haben, ehe sie, wir wollen nicht sagen, zur Vollkommenheit, sondern nur dahin gelangen, daß sie ihre komische Schaubühne durch einen besondern allgemeinen Charakter, von der Schaubühne anderer Nationen unterscheiden. In Absicht auf die Trauerspiele heißt es: „von „Originalstücken haben wir außer einigen Trauerspielen „von Behrmann und Schlegel nichts leidliches aufzu„weisen." Uns wundert, daß der Hr. V. die Trauerspiele von Behrmann für leidlich hält. Wäre Hrn. Leßings Miß Sarah Sampson dazumal heraus gewesen, als dieser Brief geschrieben worden, so würde sie, wie wir hoffen, einen Platz über die leidlichen bekommen haben.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1757, 1. Band, 1. Stück, pag. 116—117.

Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften.

— Man findet in dem Trauerspiele einiger engländischen Dichter, als Thomsons, Youngs und anderer, Stellen, die zum Lesen vortrefflich sind, und sich dennoch auf dem

1757. Theater nicht gut ausnehmen. Es sind Schönheiten der Poesie, die aber unmöglich mit der Musik verbunden sind. Die Dichter schieben die Schuld fast allezeit auf den Schauspieler, aber öfters mit Unrecht. Es giebt Stellen, die den geschicktesten Schauspieler zur Verzweiflung bringen können, und diese sind ohnstreitig Fehler, die von den Dichtern aus Mangel an genugsamer Kenntniß der Declamation begangen werden. Kenner wollen einige dergleichen Stellen in dem vortrefflichen Trauerspiele Miß Sarah Sampson bemerkt haben.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1757, 1. Band, 2. Stück, pag. 259, 260.



1758.*)

*) Wir bringen hier folgende zwei Briefe über Miß Sara Sampson:

1758.

Mein Herr!

Wie ich das behaupten kann, daß wir noch kein vortreffliches Original von Trauerspielen haben? — Ich würde mich in der That über diese Frage von ihnen verwundern, wenn ich nicht gemerket hätte, in welcher Absicht sie fragen. Gestehen sie es nur, sie wollen mit Gewalt einen Kunstrichter aus mir haben; und um mir ihre Absicht, ich weis nicht, warum? zu verbergen, stellen Sie sich, als wenn Sie himmelvest das Gegentheil glauben, ob ich gleich eben so himmelvest überzeuget bin, daß sie völlig meiner Meynung sind. Sie reden von einem Behrmann — das ist ihr Ernst nicht! Aber von Schlegeln? — das ist ein unnatürlicher Sprung! Ich bedaure es, daß wir in ihm den Dichter verlohren haben, der uns vortreffliche Trauerspiele geliefert haben würde. Und nun kommen sie auf Herrn Lessing? Wie? Mein Herr! Sie verkehren die Stafel; sie machen, wenn nur von den Graden der Vortrefflichkeit die Rede ist, eine umgekehrte Leiter, bald hätte ich gesagt, ein Anticlimax. Schlegel besaß den Geist des Theaters; aber Herr Lessing? den Witz, oder den Geist der anakreontischen Gedichte. Der eine erschüttert das Herz; Schrecken und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der andre erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle Ehre, die er hoffen kann. Wer sollte glauben, daß diese beyden sehr verschiedenen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Mir ist wenigstens kein tragischer Dichter bekannt, der auf eine erträgliche Art hätte lachen können; und die witzigen aufgeweckten Dichter wollen immer lachen, selbst da, wo wir lieber weinen wollten.

1758. Moliere war das größte Genie in Ansehung der Comödie: aber ich hätte ihn nicht gern auf dem Cothurn sehen mögen! Corneille und Racine haben mehr als einmal ganz Paris in Thränen gesetzt: aber eben dieses Paris, das mit ihnen geweint hatte, war nicht geneigt, mit ihnen zu lachen. Gegen ihre Trauerspiele, die Meisterstücke sind, sind ihre Lustspiele kaum erträglich. Nennen sie mir einen, nur einen, der auf beyden Seiten gleich groß gewesen sey! — Voltaire? — Sie irren sich! Seine Lustspiele, die schön sind, sind von der Art des rührenden Lustspiels, und selbst diese sind nicht in allen Rollen schön. Sie können nur gar zu genau sein tragisches Genie in diesen von dem komischen unterscheiden. Welch ein Unterschied unter den Charaktern! Der verschwenderische Sohn, wie rührend! Madame Croupillak, Herr Fierrenfat, welche Charaktere! Und wenn uns Voltaire lauter komische Personen aufgeführet hätte, ich stehe ihnen davor, so würden sie lauter Croupillaks gewesen seyn! Daß einem tragischen Geiste das rührende Lustspiel gerathen kann, ist das zu bewundern? Aber das wäre mehr, als zu bewundern, das wäre beinahe ein Wunder, wenn ihm das lachende Lustspiel (erlauben sie mir zum Unterschiede dieses Beywort!) geriethe! In dem ersten darf er sich nur von dem höchsten Grade des tragischen Affects, oder nur von dem tragischen Pompe zu einem schwächern Grade herunter lassen, in dem andern muß er sein Genie, so zu sagen, ganz ausziehen und verändern. Oder ist es leichter, sich verleugnen, als sich mäßigen? Ist es natürlich zu lachen, wenn wir zum Weinen; oder umgekehrt, zu weinen, wenn wir zum Lachen gebohren sind?

Naturam expellas furca tamen usque recurret!

Sehen sie, mein Herr, das hat Brileau in einem seiner Briefe dem Horaz nachgesagt; und urtheilen sie, ob nicht beyde Recht haben!

Was ich hiemit beweisen will? Eben dieses, was sie nicht glauben wollen: dieses, daß ich ein witziges, aufgewecktes Genie zu dem ernsthaften Lehrgedicht für nicht geschickt halte; dieses, daß ich dem Herrn Lessing, der mich auf eine angenehme leichtsinnige Art vergnügt, der mich oft zum Lachen bewegt, nicht zutraue, daß er mich eben so gut zum weinen zwingen würde! — Aber daß ich dieses glaube, ist vielleicht ein Vorurtheil? — Gewiß nicht! — ich habe den Versuch gemacht! — Dahin wollten sie mich nur haben! — Das mag seyn; ich habe es gesagt; und will zum wenigsten nicht den Schimpf haben, etwas ohne Beweis gesagt zu haben.

Lassen sie uns also hören, wie meine Beweise lauten. Die Rede ist hier von der Miß Sara Sampson: denn daß sie von dieser mein Urtheil wissen wollten, das sah ich leicht, aller ihrer feinen Umschweife ungeachtet. Aber ich sage es ihnen zum voraus, es wird ganz und gar nicht mit dem Ausspruche der Verfasser der Bibliothek d. S. W. übereinstimmen, die es ein vortreffliches Trauerspiel nennen. Im vorbeygehen frage ich sie hier, finden sie diese Herren bey allen ihren übrigen Verdiensten nicht parteyisch? Miß Sara Sampson, ein vortreffliches Trauerspiel, indem der Trauerspiele des Herrn Schlegels an einem andern Orte so kaltsinnig gedacht wird! Es ist begreiflich, wenn man bedenket, daß — aber was gehet

es mich an! Vielleicht ist es ihnen nicht so begreiflich, daß das Trauerspiel Miß Sara Sampson, dem Plane nach, wenig Wahrscheinlichkeit hat; daß unter allen nur ein Charakter gut geschildert ist, daß ganze Scenen nichts taugen, daß sehr oft das Komische herdurch siehet? Eine Menge von Beschuldigungen! Was werden die Verfasser der Bibliothek sagen, die es dem Herrn Lessing nur so sanft, so sanft ins Ohr zu flistern scheinen, daß sich seine Miß Sara nicht declamiren läßt, wenn sie gegen das vortreffliche Trauerspiel so viele Beschuldigungen hören! Wo nicht diese viele Verfasser vielleicht eine einzige Person ist, die sich aus der Schreibart, aus Umständen und aus der Zeit, wo diese Schrift angesagt wurde, und wo sie anfieng, sehr gut bestimmen ließe.

Sie werden es vielleicht für schwer halten, diese vielen Fehler zu beweisen! — Ich nicht, mein Herr! Wollte ich so tadeln, wie Herr * * — — — so bliebe keine Zeile; aber davon hätten sie Recht, mir zu sagen, daß ich ein bloßer Sophist wäre, der nur der Welt zeigen wollte, daß man mit einem Bißchen Witz, bey der Gabe der Freyheit, alles anfechten kann. In diese Meynung verlange ich mich bey dem Publico nicht zu setzen, hören sie also Gründe, wie ich wenigstens glaube!

Erstlich, wo ist die Scene? In einem elenden Wirthshause in einem Städtchen. Im Trauerspiele selbst sollte man glauben, daß dieses Wirthshaus ein Palast war. Mellefont und Miß Sara hatten darinn wenigstens zwey Zimmer für sich, eine Stube und eine Kammer, ich setze voraus, daß sie beyde in einer Kammer schliefen, sonst hatten sie drey: eine Stube, und zwo Kammern, Betty, ihr Mädchen, schlief vermuthlich allein, das war das dritte, vielleicht das vierte Zimmer; Sir Sampson kam dazu; erst trat er in einen Saal; (das fünfte Zimmer) und von da wurde er in sein Wohnzimmer geführet, das sechste; vermuthlich schlief er nicht bey seinem Diener, der ein anders hatte, und wenn es auch nur eine Kammer war; das siebende; und wo war der Wirth selbst? Ob er Familie hatte, weis ich nicht; aber ein Mädchen hatte er gewiß, und diese schlief ohne Zweifel im achten Zimmer, der Wirth im neunten, und nun hatte Mellefont noch einen Diener; wo Herr Lessing diesen in einem elenden Wirthshause lassen wird, das weis ich nicht; genug, er muß seine Schlafstelle haben; das zehnte Zimmer. In der That ein elendes Wirthshaus in einem Städtchen! — Nun vielleicht in Betracht andrer, die größer waren! Die großen Wirthshäuser in großen Städten sind vielleicht so groß, als eine kleine Stadt irgend anders wo. Das kann in England seyn: denn ich erinnere mich, daß Pope schon sagt:

> his building is a Town,
> His pond an Ocean, his parterre a Down.

Aber was geht sie denn das verdammte Wirthshaus an? Es mag groß oder klein gewesen seyn; ist dieses ein großer Fehler? — So groß nicht! Aber erinnern sie sich denn nicht an das Wirthshaus, worinn sich Clarisse befand? Ich wollte ihnen nur sagen, daß Herr Lessing diesen Roman nachahmen wollen. Welches Mitleiden erreget die armselige Wohnung der Clarisse? Dieses Mitleiden

1758. wollte Herr Lessing auch gegen seine Sara erregen: aber anstatt uns ein armseliges Wirthshaus zu schildern, (welches sehr füglich und schön hätte geschehen können, und noch dazu so, daß der Vater sich auf eine sehr rührende Art in Anmerkungen über die elenden Theile des Hauses, wo er seine Tochter finden sollte, weit besser mit seinem Waitwell unterreden können, als er itzo thut! Doch hätte er alsdenn keinen Platz darinn finden müssen, welches ganz unnöthig war, wie sie sehen werden) anstatt uns also ein armseliges Wirthshaus zu schildern, zeigt er nach und nach dem Leser, oder Zuschauer, daß es ein Wirthshaus, wenigstens von zehn Zimmern war, und dieser hat endlich Ursach sich zu trösten, und ganz zufrieden zu sagen: ich dachte, daß ich in einem so elenden Wirthshause wäre! So wenig, sagen die Verfasser der Bibliothek, kosten unsern Dichter die Beywörter!

Inzwischen muß ich mich doch noch etwas in diesem Wirthshause aufhalten, sie mögen es für Kleinigkeiten halten oder nicht; denn ich halte die Scene für wahrscheinlich. Das ist wenigstens keine Kleinigkeit! Folgen sie mir also durch diese Zimmer, und seyn sie da, wo ich sie haben will! Erst sind sie also in diesem Saale; aus diesem sollen sie in das Zimmer gehen, das Sir Sampson bewohnen wird, und welches von dem Zimmer seiner Tochter nur eine Wand trennt. Aus dem Saale sind sie weggegangen, (das ist der halbe Schauplatz zwischen dem ersten und mittlern Vorhange,) nun befinden sie sich in dem Zimmer des Mellefont, so bald dieser mittlere Vorhang aufgezogen wird. Dieses Zimmer liegt daher hinter dem Saale. Das gehet noch alles gut; denn das kann ich noch in gerader Linie sehen. Wenn aber im dritten Aufzuge wieder der erste Saal, und nach diesem das Zimmer der Sara erscheint, so weiß ich nicht, wie ich dahin sehen kann? Da Mellefonts Zimmer gerade hinter dem Saale lag, so muß das Zimmer der Sara entweder wieder hinter diesem, oder an ihm, zur Seite liegen. Das erste in einem elenden Wirthshause, das so elend war, daß der Dichter nöthig befand, mir diesen Umstand so gleich vom Anfang zu melden, ist nicht zu vermuthen. Ein elendes Wirthshaus soll drey Zimmer tief sein? Das ist wahrhaftig unwahrscheinlich! Zu geschweigen auf dem Schauplatze, wo die Personen wenn man auch drey Vorhänge haben könnte, vergebens in dem dritten Zimmer reden würden, weil man unmöglich hören könnte, was sie redeten. Es liegt also an der Seite; und also verlangt der Dichter, daß ich in einer krummen Linie sehen soll: denn das lasse ich mir nicht abstreiten, daß hinter dem Saale nicht Mellefonts Zimmer liegen soll, da ich noch immer an demselben Orte sitze, woraus ich es gewiß gesehen habe. Nun aber fällt eben der Vorhang wieder herab, der vorhin den Saal von Mellefonts Zimmer trennte; ich bin also wieder in dem ersten Saale: aber warum? weil Sir Sampson auftreten soll! Er hatte ja sein eigenes Zimmer! Mußte er denn immer erst in den Saal gehen, wenn er reden wollte! Beym vierten Aufzuge weis ich in der Welt nicht mehr wo ich bin? Denn itzo wird mir gesagt, ich sey in Mellefonts Zimmer; und von da muß ich noch einmal in einer krummen Linie in das Zimmer der Sara sehen. Dieser

wunderlichen Scene ohngeachtet, muß ich dennoch ein mal dem Mellefont in ein andres Wirthshaus folgen, wo Marwood wohnet. Vermuthlich war dieses elende Wirthshaus mit zehen Zimmern zu klein, auch sie zu beherbergen; sonst wäre mein Gesicht mit einer andern krummen Linie davon gekommen; nun aber muß ich mich an einen andern Gesichtspunkt versetzen.

1758.

Wissen sie aber wohl, daß ich dieses letzte ohne Schwierigkeit thue, wenn sich gegen das erste meine Einbildung gänzlich empöret! Mich dünkt, es ist sehr begreiflich. Denn antworten sie mir: wie ist es mir möglich, zu glauben, daß von zwey Zimmern, die ich einmal nacheinander in ihrer zusammenhängenden Lage gesehen habe, auf einmal das eine nicht mehr das vorige, was ich gesehen habe, sondern ein anders seyn soll, indem das andre immer das erste bleibt? Wenn der Dichter mich mit Gewalt bereden will, daß die Handlung an einem Orte sey, so verlange ich, daß er mich nicht auf eine so grobe Art hintergehe, daß ich, um ihm seine Einheit zu glauben, zugleich glauben muß, ich könnte in einer krummen Linie sehen! Wenn sie den Zusammenhang dieser Zimmer. wie eines in das andre leitet, noch ferner untersuchen wollen, so werden sie noch mehr höchst unwahrscheinliche Dinge finden. Damit sie nicht glauben, daß ich übertreibe, so will ich nur eines erwähnen. Nothwendig gieng Mellefonts Zimmer in den gedachten Saal, und Saras gleichfalls durch jenes: denn sonst muß der Dichter, anstatt zwo Thüren zu öffnen, immer zwo Wände fortschaffen: das ist ungeheuer, so bald er selbst will, daß ich Einheit des Orts finden soll. Es sind also zwo Thüren; aus der Sara Zimmer in Mellefonts die eine, und aus Mellefonts in den Saal die andre: gut! Nun aber redet Sir Sampson und Waitwell im Saale: wußte er nicht, daß Mellefonts Zimmer gerade an demselben lag? daß sogar eine Thür hereingieng? Wußte er, wenn er daselbst redete, daß seine Tochter nicht in Mellefonts Zimmer war? Wie leicht hätte Mellefont oder sie kommen können? Sie mochte immer in ihrem Zimmer sitzen und weinen, wie der Dichter sagt, ob es gleich nichts wahr ist; so war es doch von einem klugen Manne, der nicht von ihr gesehen seyn wollte, einfältig, daß er dahin gieng, wo es leicht möglich war, daß sie ihn gesehen hätte. Und warum gieng er dahin? weil er etwas zu reden hatte, das der Zuschauer hören sollte! — Hier will der Dichter dem Zuschauer eine krumme Linie ersparen; er will ihn nicht durch eine Wand sehen lassen, und begehet, um einen Fehler zu vermeiden, den er wohl fünfmal auf eine andre Art begeht, einen ungleich gröbern. Was hat Sir Sampson in dem gefährlichen Saale zu thun? Ich wäre in meinem Zimmer geblieben, wenn ich nicht hätte gesehen seyn wollen: und sie auch vermuthlich? Wie leicht wäre diese Unwahrscheinlichkeit, und das ganze Gemische von Zimmern, das hier in der Welt zu nichts dient, zu vermeiden gewesen; wenn der Dichter dem alten Vater seine Wohnung in einem andern Wirthshause angewiesen hätte! Oder was brauchte er es ausdrücklich zu sagen, wo er wohnen sollte? Er hätte nichts davon sagen dürfen; ich bin gut davor, der Zuschauer würde sich alsdann selbst das wahrscheinlichste vorgestellet haben.

1758. Das Trauerspiel ist voll von solchen Ungereimtheiten, bloß weil der Dichter uns immer mit der Nase, möchte ich sagen, auf die Einheit des Ortes führen will. Zwey Zimmer waren genug zu der ganzen Handlung. Aber Miß Sara Sampson war zugleich eine Nachahmung der Clarisse und des Barnwell. Aus jener nahm Herr Lessing das elende Wirthshaus, aus diesem die vielen Zimmer. Mich wundert daß die Herren Verfasser der Bibliothek diese Nachahmung nicht entdeckt haben, worinn sie sonst so glücklich sind!

Genug von dem Wirthshause. Itzo von der Handlung. Man hat den Racine seines Pyrrhus wegen getadelt, und ihm zwo Handlungen vorgeworfen. Andromacha und Hermione theilen das Interesse. Geschieht nicht eben dieses in diesem Trauerspiele? Marwood und Sara intereßiren uns gleich stark; beyde haben ein gleiches Recht an den Mellefont; und, zum Unglück, die erste noch ein größeres, als die letzte. Warum? — Warum? sie war die erste Geliebte: und was noch mehr, sie war von ihm eine Mutter! Unstreitig größere Rechte, als Sara hatte! Wer dieses bedenket, der muß sich der Marwood gegen den Mellefont wahrhaftig annehmen; und doch soll Sara uns allein intereßiren! Ein ansehnlicher Fehler, der der Wirkung des Trauerspiels dadurch, daß er die Sara uns gleichgültiger macht, sehr schwächen und theilen muß! Wenn der Dichter intereßiren wollte, so durfte Marwood so nicht auftreten, und was noch mehr, keine Tochter von dem Mellefont haben. Ueberdem wird dem Leser von der Marwood viel zu wenig häßliches, viel zu wenige Kunstgriffe erzählet; und sie selbst erzählet viel zu viel von sich, was ihr sehr vortheilhaft seyn muß, da sie schon als Mutter bekannt ist, und da der Leser das Gegentheil nicht von ihr weis. Lesen sie alle Scenen, worinn Marwood mir dem Mellefont und der Sara vorkommt; so werden sie die einzige, wo sie mit ihrem Mädchen redet, leicht vergessen, und mir Recht geben. Wenn ich von den Charaktern reden werde, so werde ich noch mehr hiervon erinnern. Dreymal habe ich das Trauerspiel schon gelesen, und noch weis ich nicht, wie und warum ein Mellefont es aufschob, die Miß zu heyrathen? Eben so wenig weis ich, warum der alte Vater seine Tochter nicht eher zu sehen bekömmt, als in der letzten Handlung, da sie stirbt —? Nun das mußte ja seyn, wenn es ein Trauerspiel werden sollte! — Eine vortreffliche Entschuldigung! Ich table es nicht, daß er sie nicht eher sprach; aber das table ich, daß Herr Lessing es nicht durch Umstände nothwendig gemacht hat, daß er sie nicht eher sprechen konnte. Darinn zeigt sich ein reiches fruchtbares Genie. Handlungen von der größten Wichtigkeit, die uns so sehr am Herzen liegen, durch die wahrscheinlichsten Umstände, oder Zufälle und Wirkungen, von denen wir den Ausschlag erwarten, immer auf eine Art hintertreiben, die wir für nothwendig halten, und andre Zufälle, die wir nicht erwarteten, aus der Haupthandlung hervorzuziehen; darinn, mein Herr, darinn besteht die Erfindung eines Genies, das für das Theater geschaffen ist. Der alte Vater mußte sich, nach seinem Charakter, den ihm der Dichter gegeben hat, drängen, seine Tochter zu sehen; er mußte mit allen Schwierigkeiten kämpfen, die sich darzwischen legten; und dennoch mußten immer solche

Schwierigkeiten darzwischen kommen, von welchen selbst der Zuschauer einsah, daß sie nothwendig und unvermeidlich waren. Das ist die Kunst, wodurch das Interesse, Furcht und Hoffnung, von Scene zu Scene wächst, und die Handlung sich immer mehr verwickelt!

Nun betrachten sie den Fortgang der Handlung in der Miß Sara Sampson. So wie die Handlung an sich selbst schon auf höchst unwahrscheinlichen Bewegungsgründen beruhet, und durch unnöthige und gleichgültige Fälle gedehnet ist, so gehet sie auch langsam, kalt, Schritt vor Schritt, und ganz ordentlich fort. In der ersten Handlung geschiehet wenig oder nichts, als ein Paar Nachrichten von der Sara und dem Vater derselben, die in der andern Scene mit zwey Worten hätten gesagt werden können. Der Anfang, hier meine Tochter! hier in diesem elenden Wirthshause? — muß ohnedem wegbleiben: denn es war kein elendes Wirthhaus; und zudem ist dieser Umstand von der Handlung so abgesondert, daß seiner hernach fast mit keinem Worte mehr gedacht ist; und wie gesagt, die Folge widerlegt ihn. Was sowohl Sir Sampson, als sein Diener Waitwell sagen, davon der eine weinet, und der andre unzeitige gedehnte Moralen prediget, gehört offenbar hieher nicht. Der Diener sollte vielmehr, wenn ja etwas nöthig war zu sagen, seinen Herrn getröstet haben. Denn was konnte der Sarchen nun noch für ein Unglück geschehen? Sie war so gut als in ihren Händen; und der Vater war ja schon entschlossen, sie beyde, den Mellefont und sie, als seine Kinder mit aller Liebe wieder aufzunehmen. Aber es war ein Trauerspiel, und vermuthlich mußte der Dichter glauben, daß sich keine Freude darein schicke; sonst würde er es natürlicher gefunden haben, daß der alte Sampson sich gefreuet hätte, seiner Tochter so nahe zu seyn, wo sie allem Vermuthen nach zu sicher in seiner Gewalt war, als daß er unzeitige Anmerkungen über das Wirthshaus machte. Und wenn ja noch einige Betrübniß bey dem Vater geblieben wäre, die aus dem Zweifel entstund, wie seine Tochter gegen ihn gesinnet seyn möchte, und über ihre Vergehungen, so durfte sein Diener nicht so weit denken, und mußte nothwendig froher auftreten, ohne alle diese weitschweifige Moralen. Ich behaupte zugleich, daß diese Freude eine sehr gute Wirkung bey dem Leser gethan haben müßte. Sie hätte ihn in eine Art der Sicherheit für das Glück der Person gesetzt, wofür er intereßiret werden sollte. In dieser Sicherheit wäre er durch den Fortgang der Handlung weit stärker, durch den weit weniger vermutheten unglücklichen Ausgang überraschet worden. Dergleichen Vortheile wird ein tragisches Genie nimmermehr aus der Acht lassen: denn seine Absicht ist, rühren. Und wie kann es stärker rühren, als wenn es erst sicher macht? Dieses ist das Geheimniß, das die größten Wirkungen thut. Wenn aber seine Handlung so weit gekommen ist, daß keine Sicherheit mehr möglich ist, so bedient es sich derselben doch so viel, es kann und macht den Ausgang zweifelhaft; daher setzt es das Herz der Zuschauer in Furcht und Angst, so lange es möglich ist, bis es den letzten Streich vollendet. In der zweyten Scene geschiehet weiter nichts, als daß der Wirth eine unnütze Person, dem Sir Sampson sein Zimmer anweiset. Eine leere Scene. Die wenigen Nachrichten, die der Wirth dem

1758. Sampson giebt, könnte ihm, statt seiner Moralen, sein Diener gegeben haben: denn er hatte ihn ja schon gesprochen, wie gleich aus dem Anfange der Scene erhellet. Nämlich der Wirth fragt den Waitwell: Ist das der Herr von dem du gestern mit mir gesprochen hast? Waitwell: Ja er ist es, und ich hoffe, daß du abgeredeter maaßen — — Was konnte wahrscheinlicher vorausgesetzt werden, als daß er sich bey dem Wirth nach allen Umständen schon erkundigt hatte? Bey der dritten Scene aber findet eben diese Anmerkung statt. Diese Scene aber hänget mit der vorigen gar nicht zusammen. Sir Sampson und Waitwell treten ab; Gott weis, warum? um in ihr Zimmer zu gehen! Was hatten sie da zu schaffen? — Nun sie waren neugierig, es zu besehen. Ich selbst wäre es gewesen, in einem so elenden Wirthshause so viele Zimmer zu finden, und hätte geeilet, zu sehen, was doch das für ein Zimmer seyn müsse? Sie treten also offenbar ohne Ursache ab: denn war es im Saale nicht so gut, als in diesem Zimmer? Wenn der Wirth noch den Einfall gehabt hätte, ihnen einige Erfrischungen anzubieten, wenn er gesagt hätte, der Coffe stünde in ihrem Zimmer fertig, und würde kalt werden; nun so möchten sie gehen, um zu trinken! Wenn sie nun aber abtreten, siehe da eine leere Scene! Der dritte Auftritt ist im Zimmer des Mellefont. Der Vorhang, oder die Thüre durfte sich eher nicht eröffnen, als bis Sir Sampson abgetreten war: denn sonst hätte ihn Mellefont nothwendig sehen müssen! Daß dieses die ganze Handlung umgestoßen haben würde, darf ich ihnen wohl nicht erst beweisen. Die Scene bleibt also so gewiß leer, wenn Sampson abtritt, als dieser ohne Grund abtritt. — Eine Kleinigkeit! — Man muß dem Herrn Lessing, der den Anfang der Messiade Zeile vor Zeile tadelt, kein Wort durchgehen lassen! Zudem, mein Herr, wollte ich ihnen gern zeigen, wie parteyisch die Verfasser der Bibliothek, wenigstens in Ansehung seiner und des Herrn Uz sind! Lesen sie nur im ersten Stücke des zweiten Bandes die Critik über das Trauerspiel: der Tod Adams S. 224. und sagen sie mir alsdenn, wie diese Verfasser das Trauerspiel des Herrn Lessings ein vortreffliches Trauerspiel nennen konnten, da es an Fehlern, die sie tadeln, so reich ist: und noch weit größere hat, als diese, daß weder Handlung, Ort noch Charaktere die besten sind! — Doch ich nehme vielleicht schon vieles voraus, was ich erst beweisen sollte.

Wollen sie mehr Exempel haben, daß die Scenen nicht zusammenhangen, und folglich auch unmöglich die Handlung; so sehen sie den ersten und zweiten Auftritt, und den siebenden des dritten Aufzugs nach. In der ersten Scene geschieht der obige Fehler noch einmal, und ist um desto gröber, da erst der Saal, und hernach der Sara Zimmer der Schauplatz ist. Von der Unwahrscheinlichkeit der Veränderung dieses Schauplatzes habe ich schon oben geredet; aber daß erst im Saale Sir Sampson und Waitwell reden, die noch unwahrscheinlicher auftreten und abtreten, als vorhin, und daß gleich darauf Miß Sara in ihrem Zimmer vorgestellt wird, macht den ersten Fehler noch gröber. Warum erscheint Sir Sampson mit Waitwell im Saale? Er hatte diesem einen Brief an seine Tochter

1758.

zu geben; das sollte der Zuschauer wissen, das ist gut! Aber daß der Dichter es ihm durch einen unwahrscheinlichen Auftritt wissen läßt, davor ist ihm kein Mensch verbunden. Konnte er denn dem Diener seinen Brief nicht in seinem Zimmer geben? Was ist für Wahrscheinlichkeit, daß er erst mit ihm in den Saal gehet, um ihm diesen Brief geben zu können? Und endlich gehet er doch wieder in sein Zimmer. Warum bleibt er nicht im Saale? War der Vater nicht neugieriger, als daß er sich mit kaltem Blute wieder davon begab? Ich wäre vor Neubegierde nicht vom Flecke getreten! Ich hätte noch mehr gethan; ich hätte die Antwort dringend im Briefe vorgestellet, um sie desto eher zu erhalten; und ein jeder Vater, wie Sir Sampson, hätte es mit mir gethan. Aber der Brief sollte der Miß eingehändigt werden, und der Zuschauer sollte es sehen; der Vater mußte alsofort, trotz seiner Neubegierde, fort! — Sehen sie, mein Herr, wie unnatürlich dieser Auftritt ist, wie kalt, eiskalt die Handlung, da sie ohne die geringste Rede, bloß durch das Warten des Vaters, so heiß hätte seyn können! Da er also wieder abtritt, so muß die Scene so lange leer bleiben, daß er gemächlich abtreten kann; oder er muß laufen, daß er seine Sara nicht zu sehen bekomme, die er zu sehen bloß da ist. — Wer so handgreifliche Fehler nicht merkt, der muß kein Trauerspiel vortrefflich nennen! Sehen sie auch den Waitwell, der von der einen Seite abtritt, und gleich darauf aus einer andern Scene wieder hervortritt, ohngeachtet der ganze aufgezogene Vorhang, wenn er noch einen Augenblick gewartet, ihm die Mühe ersparet hätte, einen Umweg zu nehmen. Wie unnatürlich.

Aber ich schweife aus. Dieses ist wider unsern Willen nur gar zu leicht, wenn wir auf dem geraden Wege immer Fehler finden, immer genug aufzuräumen haben. Ich wollte ihnen also zeigen, daß die Handlung kaltsinnig, langsam, ohne Bewegung gerade fortgehe; ich wollte zeigen, daß in dem ersten Aufzuge wenig oder nichts geschieht, und war bis zum dritten Auftritt gekommen. Die beyden ersten Auftritte waren ganz müßig. Und was geschieht in diesem Auftritte? Eben so wenig! wo vielleicht das nicht recht viel ist, daß wir die vorigen Nachrichten noch einmal hören, und vielleicht noch ein bischen mehr von dem Charakter des Mellefont erfahren. Denn was war der Innhalt der ersten Auftritte? Dieser, in dem Wirthshause, wo wir den Sir Sampson antrafen, war seine Tochter, die ein Verführer ihm geraubt hatte; im zweyten? Eben das: und in dem dritten? Eben das; nur sagt es uns der Verführer, Mellefont selbst; nur erfahren wir noch den Umstand, daß Sara, die Geraubte, tugendhaft war, wenn wir dieses aus dem Bekenntniß des Vaters, und aus dem Lobe des Waitwell noch etwa nicht gewußt hätten. In dem vierten kommen wir noch keinen Schritt aus der Stelle: man meldet uns nur, daß Sara — schlecht geschlafen habe; und daß wir sie — bald sollen zu sehen bekommen. In dem fünften hoffen wir noch auf sie, und hören nichts mehr, als wie Mellefont sie empfangen wird. Im Vorbeygehen sagen sie mir doch, was sollen die weitschweifigen Ceremonien zwischen zwoen Personen, die sich so genau kannten? Sara läßt sich melden! In ihrem unruhigen,

1758. untröstbaren Zustande hat sie noch Zeit genug, sich melden zu lassen. Welch eine Langsamkeit! Wäre nicht zehnmal mehr Handlung und Affect in die Action gekommen, und würde sie nicht der Natur ihrer Angst und Unruhe gemäß gehandelt haben, wenn sie ungemeldet gekommen wäre? Und Mellefont scheint sich noch zu bedenken, ob er ihren Besuch annehmen will? Mellefont, den man anderswo so zärtlich machen will, antwortet kaltsinnig: Sag ihr, daß ich den Augenblick bey ihr seyn wolle: und da geantwortet wird, sie wolle selbst zu ihm kommen, versetzt er: eiskalt, eiskalt! Nun so sag ihr, daß ich sie erwarte — — und seufzet. Vermuthlich über seine eigene Kaltsinnigkeit. Wie, mein Herr! ist das die Sprache der Liebe? Da er hörte, daß seine Geliebte sich nicht wohl befand, daß sie sehnlich ihn zu sehen wünschete, da kann er noch einen Augenblick warten, da hat er noch Zeit, den Boten erst wieder voraus schicken zu wollen, und den Augenblick nachzufolgen? Was für ein Phlegma, mein Herr! Ohne ein Wort zu reden, wäre ein Lovelace zu seiner Geliebten geflogen, so bald er die Nachricht erhalten, daß sie sich nicht wohl befände! Aber Mellefont geht nicht vom Flecke; er hat noch etwas anders zu thun; er weinet: und ich möchte über sein Phlegma und über seine Grobheit bersten! Nun habe ich also schon fünf Auftritte angehört, und weis noch nicht, was ich denken, noch für wen ich mich interessiren soll. Aber Geduld! Sara kommt. Was hat denn der Diener Norton noch da verlohren? Warum gieng er nicht gleich? — damit wir noch einen zwar kurzen, aber eiskalten Auftritt mehr haben möchten. Einen Auftritt, worinn weiter nichts geschieht, als daß Mellefont die Sara also anredet: Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebste Miß! und hernach seinem Diener befiehlt fortzugehen. Dieser rechtfertigt auf eine Art seinen Abtritt, indem er gehet, die den Zuschauer, wenn es ihm auch sonst nicht eingefallen wäre, recht deutlich sagt, daß er schon am Ende der fünften Scene hätte gehen sollen, und daß er nur deswegen da blieb, eine Lücke zwischen den Scenen auszufüllen. Mit der siebenden Scene hebt eigentlich die Handlung erst an; oder wenigstens sollte sie die zwote seyn: denn alles, was die sechs ersten sagen, konnte in einer einzigen kurzen Scene füglich gesagt werden. Dieses, mein Herr, heiße ich eine kalte, langsame, gedehnte Handlung, die unmöglig intereßiren kann. — Aber weiter. Sara stellet dem Mellefont ihre Beunruhigung vor, bringet in ihn, daß er sich mit ihr verheyrathen möchte, und weil der Leser zu dem Affect des Mitleidens noch gar nicht vorbereitet war, oder besser, weil der Dichter noch nicht Affect genug in die Handlung zu bringen gewußt hatte, so will er dem magern Innhalt dieser Scene mit einem Traume aufhelfen. Welch ein gemeiner Kunstgriff! Was erhält er dadurch für Vortheile? diesen daß die Scene gedehnter wird, vielleicht auch aussiehet, als wenn sie Affect hätte, und noch den, daß man seine Sara für eine Träumerinn hält, der man mit allem Rechte das antworten möchte, was Nearch dem Polieuct sagt:

Quoi, vous vous arretés aux songes d'une femme!

Dieser Traum, erlauben sie mir noch dieses zu seinem Nachtheile zu sagen, hat nicht allein gar keinen Nutzen; sondern er ist in vielen

Fällen schädlich. Wir wissen noch wenig von der Handlung, und nun zerstreut man, da wir sechs kalte Scenen hindurch mit Verlangen etwas wesentliches zu hören, umsonst gewartet haben, unsre Aufmerksamkeit mit einer ganz fremden Sache; mit einem Traume! Man verabsäumet den wahren Affect eines beunruhigten Frauenzimmers, das die Liebe zu einem Fehler verleitet, den es bereuete, das seine Ehre hochschätzte, das sein Gewissen gern befriedigen wollte, alle diese hierinn liegende mächtige Empfindungen verabsäumet man, um uns mit einem Traum zu unterhalten; man schmähet dadurch unsern Begriff von der Liebe zur Tugend, den wir von diesem Frauenzimmer haben könnten, von ihrer heißen Reue, die sie empfinden, und von der Begierde, die sie haben sollte, wenigstens durch die Ehe ihre Ehre zu retten, und diese Liebe rechtmäßig zu machen; diesen ganzen Begriff, sage ich, schwächet man, weil man gern etwas prophetisches in das Trauerspiel haben wollte, und setzt seine Heldinn in Gefahr, daß wir, anstatt ihre Beunruhigung dem Gefühl der Tugend, dieselbe der Furcht eines Traumes zuschreiben, der sie mit dem Tode geschreckt hatte! Herrliche Vortheile! Und was für Nutzen hat der Traum? Wie wird er in der Folge gebraucht? zu nichts anders, als dem Leser den Ausgang von Ferne zu zeigen. Denn ich wollte wohl darauf geschworen haben, daß Sara sterben müßte, so bald ich den Traum hörte! Und nur in einer einzigen Rede einer Scene hernach hat dieser Traum seine Anwendung, und setzt Sara in eine Angst, worein sie die bloße Gegenwart der Marwood ohne hundert Träume hätte setzen können, und setzen müssen. Soll ich ihnen noch mehr zum Nachtheil des Traumes sagen? Nur noch eine Anmerkung aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften: Was sie von den Ahndungen des Adams S. 218 und 219 sagen, muß auch nothwendig von diesem Traume gesagt werden. Alle diese Maschinerien scheinen uns von der tragischen Einfalt gar zu weit entfernt zu seyn, und können unmöglich eine Wirkung haben. Haben sie diese Anmerkung vergessen, oder noch nicht gemacht gehabt, als sie Miß Sara ein vortreffliches Trauerspiel nannten? Uebrigens wollte ich diese Ahndungen Adams weit eher rechtfertigen, als diesen Traum. Wie wäre es, wenn wir eben eine solche Begeisterung desselben voraussetzen könnten, womit die Verfasser die Ahndung des Oedip rechtfertigen? Bey der Sara ist dieses ganz unmöglich, wenn wir nicht lächerlich seyn wollen. In was für einem Ansehen stehen in unsern Tagen die Träume? dem ohngeachtet wagt es der Dichter, den Traum fast Wort vor Wort eintreffen zu lassen, und empöret alle Vernunft wider sich, indem er uns so abergläubische Dinge glaublich machen will. Der Traum ist also mehr, als unnütz und leer; er ist der Wirkung schädlich! Und gleichwohl ist dieser meistens der Innhalt des siebenden Auftrittes; denn das wenigste sind Empfindungen der Reue, Tugend und Liebe. Gleichwohl war dieses die Hauptsache, daß sie den Mellefont durch alles, was rührend war, beschwor, und bewegte, sie noch heute zu heyrathen. Mellefont, der ohnedem die elendesten Gründe hat, die man sich nur einbilden kann, ihr diese Bitte abzuschlagen, eben dieser Mellefont hätte es ihr nicht nur nicht abschlagen, sondern es ihr gewiß versprechen, und zu allen Anstalten eifrig Hand anlegen müssen. Sehen

1758. sie da, den Anfang der Handlung, Interesse, Absicht, Ende, das der Zuschauer erwarten soll, und begierig erwartet haben würde! Wenn hiezu noch der Brief von dem Vater gekommen wäre, so hätte der Zuschauer alle wahrscheinliche Hoffnung gehabt, einen glücklichen Ausgang zu erwarten; und die Freude, worinn der Vater und sein Diener, wenn es nach meinem Vorschlage eingerichtet gewesen wäre, dem Zuschauer über die Wiedergefundene Sara vor Augen traten, hätte ihn dazu vorbereitet gehabt. Dann war es Zeit Catastrophen aus der Handlung hervor zu holen; die Schwierigkeiten von Scene zu Scene zu vermehren, dem Vater den Zutritt zu seiner Tochter unmöglich zu machen u. d. g. Aber was thut unser Dichter? Mellefont schlägt seiner Geliebten, seinem Charakter, und aller Wahrscheinlichkeit zuwider, eine der billigsten Bitten ab, und der Dichter glaubt, uns mit einem so kindischen Grunde, als in Ansehung der heißen Liebe, die äußersten Reue, die zweydeutige Hoffnung einer Erbschaft ist, die ohnedem hier so wenig wahrscheinlich gemacht worden, daß man sich über die Unfruchtbarkeit der Erfindung eben so sehr, als über die wunderliche Halsstarrigkeit des Mellefont verwundern muß. Sarchen kommt also, und geht ziemlich gelassen wieder weg? Warum? Ein Brief kommt dazwischen; sie vergißt ihren wichtigen Vortrag, und damit er ihn lesen könne, gehet sie wieder fort, ohne etwas gethan zu haben. Was hat nun der Leser für eine Handlung? Gar keine. Was weis ich denn, was ich erwarten soll oder nicht, wenn man mir gar keinen gewissen Anfang von einer Sache wissen läßt. Ich denke, sie wird wohl noch einmal wiederkommen, um ihn zu bitten. Nichts weniger. Sie sprechen noch oft mit einander; aber kein Wort hiervon, kein Wort von dem, was am wichtigsten war! Diese Handlung gehöret also nicht mit zum Trauerspiele; und ich bekümmere mich auch nicht weiter darum; da ich so übel befriedigt bin, so will sich meine Neubegierde an dem Brief erholen; und ich erfahre, daß Marwood da ist — Das ist der Innhalt der ganzen ersten Handlung; einer Handlung, worinn nichts geschieht, ob gleich zehn und mehr Sachen aufs Tapet gebracht werden; davon keine einzige mit der andern genugsam verbunden ist; davon mich keine einzige intereßiret.

Soll ich den übrigen Handlungen gleichfalls Fuß vor Fuß folgen? Nein, es ist überflüßig, und mein Brief ist eine Dissertation geworden. Was hätte ich ihnen noch alles zu sagen, mein Herr! wenn ich von der unnatürlichen Langsamkeit des Vaters, und der Miß Sara, in Ansehung des Briefes, die abermal eine neue Handlung anfangen, und nicht vollenden; von der Unnatürlichkeit jeder Handlung des Mellefonts, von der Unordnung und öftern Unterbrechung des Leitfadens der Geschichte; von den uninteressanten Charaktern, und überhaupt von der Unwahrscheinlichkeit des Trauerspieles reden wollte!

Von den Fehlern in den Empfindungen, in den Gesprächen, von dem Ausdrucke sollte ich indeß noch etwas reden! — Doch nein! Lesen sie dieses Trauerspiel mehr, als einmal; so werden sie es nicht nöthig haben, diese Fehler von mir zu hören. Wenn die Herren Verfasser der Bibliothek im Ernst dieses Trauerspiel ein vortreffliches genannt haben, so können etwas mehr, als mittelmäßige Dichter sich

gewiß wagen, um den Preiß zu arbeiten, den dieselben auf das beste Trauerspiel ausgeschrieben haben. Denn wahrhaftig, einige schöne Stellen machen kein Trauerspiel vortrefflich; und wenn ich auch gestehe, daß Miß Sara Sampson viele Schönheiten hat, so ist sie deswegen noch nichts mehr, als gut, wenn die ganze Einrichtung und Erfindung nur etwas mehr, als mittelmäßig ist. Ich habe eben noch Raum ihnen zu sagen, wie sehr ich bin ꝛc.

1758.

Antwort
auf den vorhergehenden Brief.

Mein Herr!

Wissen sie wohl, daß sie in ihrem Briefe mehr versprechen, als sie halten? Sie versprachen, mir zu zeigen, daß in dem Plan des Trauerspieles Miß Sara Sampson gar keine Wahrscheinlichkeit, gar keine dramatische Erfindung sey. Sie wollten beweisen, daß nur ein Charakter ziemlich sey; daß vieler Orten das Komische herdurch siehet, und daß die Affecten meistens unnatürlich und gezwungen wären. Das war viel versprochen, und wenn sie ihr Wort gehalten hätten, so hätte ich es für sie gegen jedermann behaupten wollen, nicht allein, daß das Trauerspiel nicht vortrefflich, sondern auch, daß es schlecht wäre. So verwegen bin ich, mein Herr, wenn ich zureichende Gründe habe.

Sie sollen sehen, daß ich nicht parteyisch bin. Ich gestehe es ihnen, daß ich den ersten Aufzug nicht für den schönsten halte, und ich will ihnen selbst ihre Dissertation zu Ende bringen helfen; wenn sie nur so gütig seyn wollen, die schwersten Punkte zu übernehmen. Ich gestehe es ihnen, ich lese des Herrn Lessings Schriften mit Vergnügen: viele darunter finde ich vortrefflich: denn alle darf ich wohl nicht sagen, sonst müßte ich die Miß Sara Sampson darunter zählen, und von dieser wollen sie mir doch das Gegentheil erweisen. Doch macht mich dieses Vergnügen, das ich an vielen Schriften des Herrn Lessings finde, nicht gegen alle blind. Zuweilen schläft auch Homer! Und davon will ich sie itzo überzeugen. Sie haben gesagt, das Komische siehet durch das Tragische an verschiedenen Orten, und der Affect ist oftmals unnatürlich und gezwungen. Diesen Beweis will ich wohl an ihrer Stelle führen: aber ich sage es ihnen voraus, sie werden damit das nicht gewinnen, was sie zu gewinnen hoffen. Wo finden sie ein Trauerspiel ohne alle Fehler? Sie müssen, wenn sie gewisse Werke vortrefflich oder vollkommen nennen, denjenigen Grad der Vollkommenheit verstehen, den das menschliche Genie erreichen kann. So bald sie diesen Begriff damit verbinden, so bald werden sie sagen, daß vortrefflich seyn, und einige Fehler haben, sich nicht aufhebt. Machen sie die Anwendung selbst. Wenn ich nun aber diesen Beweis geführet habe; so werden sie mir doch auch erlauben, gegen ihre Anmerkungen Erinnerungen zu machen, und ihnen Schönheiten in der Miß Sara Sampson

1758. zu zeigen? Erlauben sie es immer, mein Herr! ich bin eigensinnig, und würde es allenfalls ohne ihre Erlaubniß thun.

Sie beklagen sich über gar zu viele Nachrichten in dem Trauerspiele; wir müssen also sehr verschieden von demselben urtheilen: denn ich habe noch nicht Nachrichten genug! Ich weis zu wenig Böses von der Marwood und von dem Mellefont, und zu wenig Vortheilhaftes von der Sara, daß ich mich schon für sie, für einen jeden nach Verdienst, intereßiren könnte, indem ich sie sehe. Aber ich sage mehr, als ich beweisen wollte. Was soll ich also beweisen? Kleinigkeiten, mein Herr, die einen Dichter, der sonst schön ist, eben so wenig häßlich machen, als einige kleine Sonnensprossen ein sonst schönes Gesichte. Der Affect scheinet mir an einigen Stellen nicht natürlich genug. Warum? mein Herz hat die Probe gemacht! Er hat mich nicht gerühret. Ich las diese Stelle noch einmal, und ich glaubte darinn die Ursache zu finden, weil bey einigen der Dichter mich nicht genugsam vorbereitet hat, weil andre keine wirkliche Empfindungen ausdrücken, oder doch nicht solche, die ich vermuthete. Wenn ich ihnen von jeder ein Beyspiel gebe, haben sie denn genug? Setzen sie mich nicht in die Verlegenheit, mehr aufzusuchen, mein Herr! Vielleicht möchte ich sie nicht finden, und gewiß würde es mir eine verdrießliche Arbeit seyn; weil ich des Schönen wegen das Schwache zu übersehen gewohnt bin, wenn ich dieses letzte so selten finde.

Zu der ersten Art des Heftigen, wozu ich nicht vorbereitet bin, gehört gleich der Ausdruck des Mellefont in seinem ersten Monologe: Ich will nicht, daß ein Mensch um mich glücklich sey. Der Ausdruck ist so heftig, daß man ihn von einem Manne nur erwarten kann, der so weit in seiner Verzweiflung gekommen ist, daß er alle Menschen hasset. Mellefont ist mir noch unter keiner so boshaften Gestalt, in keinen so verzweifelten Umständen bekannt; und was noch mehr ist, so ist dieses keine Empfindung, und kann nur ein Ausruf seyn, und müßte also anders ausgedrückt werden. Lesen sie nur zwo Zeilen vorher. Mellefont weckt den Norton: er sagt: Er schläft noch. Aber bin ich nicht grausam, daß ich den armen Teufel nicht schlafen lasse? wie glücklich ist er! „Hier ist „offenbar eine Empfindung; ein Mitleiden gegen den Norton.“ Es konnte also unmöglich so gleich darauf eine ganz widrige Empfindung in ihm ohne Ursache entstehen; er konnte unmöglich eben diesen Diener, den er bedauerte, so sehr hassen, daß ihn seine Glückseligkeit beleidigte! Folglich konnte es keine Empfindung seyn; von einer solchen Bosheit hatte ihn schon sein erstes unmittelbar vorhergehendes edles Mitleiden losgesagt. Es konnte nichts mehr seyn, als ein unüberlegter Ausruf in der Heftigkeit seines Gefühles von seinem eigenen Unglück, und kein boshafter Entschluß, Leute unglücklich zu machen. Aber um dieses zu seyn, scheinet er mir zu mild ausgedrückt; und sollte etwan in eine Frage verwandelt werden: Wie glücklich ist er! — — Will ich denn, daß ein Mensch um mich glücklich sey? Soll es aber ein Entschluß einer Empfindung seyn, so muß man gestehen, daß wir durch das vorhergehende nicht genugsam zubereitet sind, und daß der Ausdruck die Wirkung nicht haben kann, die er haben soll. Eben so nennt sich Mellefont in eben

dem Auftritte einen Elenden, den die Erde nicht tragen sollte. Warum? Bey dem Gefühl einer so starken Reue sollte ich mir einen Mann vermuthen, der weit größere Bosheiten begangen hätte, als einige Liebesstreiche. Eine Unschuldige verführen ist Bosheit genug, das ist gewiß; eine Bosheit, die billig die öffentlichen Gesetze mit der größten Schärfe bestrafen sollten; aber diese Reue, die ich schon an dem Mellefont gefunden habe, vermindert diese Bosheit ungemein, und ich hoffe mit Zuversicht, daß er diese geraubte Unschuldige durch eine Heirath der Schande und dem Unglück entreißen wird. Sollte ich dieses nicht hoffen; so ist der Dichter schuld daran, der ihn so geschildert hat, daß ich nicht anders kann. Und habe ich Recht, daß ich es hoffe, so kann sich Mellefont unmöglich selbst einen Elenden nennen, den die Erde nicht tragen sollte, weil er sich des Entschlusses bewußt seyn muß, daß er diese Unschuldige liebt, und sich mit ihr verbinden will. Er macht sich freylich noch damit nicht von seinem ganzen Laster loß; aber ein Elender, den die Erde nicht tragen sollte, ist eine viel zu harte Benennung für ihn, so gar in den Augen der Welt, vielmehr in seinen eigenen Augen. Wenn Lovelace so redete, so wäre der Ausdruck angemessen. Aber welch ein Unterschied zwischen dem Charakter des ersten und des letzten! Es hilft dem Dichter auch nicht, daß er hernach seine Lebensart anschwärzet. Dieses sollte vorher geschehen seyn. Wenn ich sagen soll, was ich dabey empfinde, so kömmt es mir vor, als wenn der Dichter ihn mit Gewalt durch seine Beschuldigung boshafter machen will, als er ihn in der That geschildert hat. Ich kann es also nicht anders, als für eine Verläumdung, wenn ich dieses Wort hier gebrauchen darf, halten, so lange Mellefont selbst nicht boshafter erscheint. Er kömmt mir zu ehrlich vor, ist sich durchgehends nicht gleich; mich dünkt, er sollte wilder seyn; so wild wie Lovelace; er ist aber sittsam, ja die Wahrheit zu sagen, ein bischen simpel. Im fünften Auftritte weinet Mellefont ohne genugsame Ursache, und also am unrechten Orte. Betty erzählet ihm, daß seine Fräulein einen schrecklichen Traum gehabt habe. Mellefont war in der That kein Lovelace! In dem gedachten Monologe, sagt Mellefont, bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: sie möchten mich zu weit führen. Dieses ist gegen das andre, was gesagt wird, gegen seinen Affect, worinn er sagt, daß er wieder eine Nacht auf der Folter zugebracht habe, in der That sehr unbestimmt und kalt, und kann unmöglich gut declamiret werden; weil der Vörbersatz weit heftiger ist, als der Nachsatz. Es finden sich wohl noch einige dergleichen Stellen: aber ersparen sie mir die verbrießliche Mühe, sie unter vielen schönen zu suchen; und lassen sie mich itzo zeigen, daß das Komische oft durch das Tragische herdurchscheinet: alsdenn bin ich ihnen nichts mehr schuldig.

Der Dichter hat sich, in Ansehung dieses letzten, nicht genug für einigen Zweydeutigkeiten in Acht genommen, und dem Frauenzimmer einige Ausdrücke in den Mund gelegt, die bey gewissen Leuten stärker ins Gehör fallen, als bey andern, und die ich deswegen geändert wünschte: Ich will ihnen die Seiten anführen, sie mögen sie selbst nachlesen; vielleicht finden sie, daß ich mich geirret habe. Die eine

1758. stehet S. 23. die andre erinnere ich mich gelesen zu haben; aber ich entsinne mich weder der Worte, noch der Person, die sie sagt. Wenn meine Empfindung dabey richtig gewesen ist, so werden sie dieselbe vermuthlich finden, wenn sie das Trauerspiel noch einmal lesen. Nun sollte ich ihnen noch einige Exempel des Komischen geben! — Ich blättere und blättere, und kann sie zum Unglück nicht finden. Wollten sie aber wohl, daß ich zween oder drey kleine Fehler zu suchen, das ganze Trauerspiel noch einmal lesen sollte? Nein, mein Herr! das erhalten sie nicht von meiner Trägheit; wenn ich es noch einmal lese, so will ich meine Arbeit bezahlt haben; ich will es der schönen Stellen wegen lesen, und mich mit Vergnügen bezahlt machen. Sie sehen, wie schlecht ich zum Kunstrichter geschaffen bin! und doch können sie sich einbilden, daß ich geschickt sey, aus ihnen einen rechten Streiter zu machen! — Und sie? was brauchen sie erst noch zu werden? Sie haben schon alles, was ein Kunstrichter haben muß. Halten sie dieses nicht für ein Compliment! Nein, es ist so wenig ein Compliment, daß ich nöthig finde, sie um Verzeihung zu bitten, daß ich es ihnen gemacht habe. Sie verstehen mich vollkommen, und wissen genug, was ich sagen will. Sie fühlen, daß ich ihre kleine Bosheit bestrafen will, ihre nicht gar zu unschuldige Lust, das Gute an Schriftstellern zu übersehen, und nur seine schlimmsten Seiten den Augen der Welt zu enthüllen; ihrem Witze allda Freyheit zu lassen, und ihre Begierde zu spotten recht zu sättigen! Wenn ich ihnen dieses sage, so lachen sie, und fragen mich, ob ich jemals einen bescheidenen Kunstrichter gesehen habe? Ob ich je eine Kritik ohne bittere Spöttereyen und kalte Lobsprüche gelesen habe? Wenn ich sie nicht gelesen habe, mein Herr, so würde ich mir doch wünschen, von ihnen die erste zu lesen! Ich weis aber, ich darf dieses nicht hoffen; und um ihr kleines boshaftes Herz zu bestrafen, sollen sie nun noch in meinen Briefen lauter Schönheiten hören! Das soll die Strafe für ihre Unart seyn.

Ich sage ihnen also, daß ich sehr schöne Auftritte, mächtige Stellen und Meisterzüge in der Miß Sara Sampson finde. Ich glaube zwar nicht, daß sie dieses läugnen werden; aber sie verschweigen es. Ich will also in ihrem Namen reden. Ich versichere sie, mein Herr, wenn es auf den Beweis von Schönheiten ankömmt, wenn von dem Lobe die Rede ist, das ein Schriffteller verdienet hat, so bin ich der erste, der redet. Diese Arbeit ist angenehm und leicht; man darf dergleichen Stellen nur zu fühlen geben, so hat man bewiesen.

Waren sie es nicht, der von den kurzen mächtigen Ausdrücken und Antworten der tragischen Personen mit mir redete, die auf einmal ihr ganzes Herz öffnen, auf einmal ihren ganzen Charakter entdecken; oder die einen unerwarteten schrecklichen Zufall so kurz ausdrücken, wie die Natur in dergleichen Fällen redet? Das bekannte

qu'il mourut

des Corneille hat noch bey keinem Menschen, der einer edlen Empfindung fähig, der fähig ist, ein Trauerspiel zu hören, seine Wirkung verfehlet. Alle große tragische Genies sind reich an dergleichen mächtigen Schönheiten.

(Folgen ausführliche Citate aus Crebillons Pyrrhus und Voltaires Cäsars Tod und Mahomet.)

— Nun mein Herr, sollen sie mir auch dem Herrn Lessing Recht wiederfahren lassen! Folgende Stellen müssen sie hieher rechnen, und für vortrefflich halten; sie mögen es wollen oder nicht. Mellefont, der die unschuldige Sara von der empfindlichsten Seite beleidiget hatte, von der Seite der Ehre und Tugend, wird von derselben gebethen, daß er die Ceremonie der Heyrath beschleunigen möchte. Aus Liebe zu ihm glaubt sie, nicht ihn, sondern sich selbst am meisten schuldig an ihrem Unglück, und erröthet, den Namen Tugend nennen zu hören. Mellefont sucht sie zu bereden, daß ein Fehler keine Tugend zerstöre, und setzt hinzu: Wenn sie sich selbst mit so grausamen Augen ansehen, mit was für Augen müssen sie mich ansehen? 1758.

Sara: Mit den Augen der Liebe.

Gestehen sie, mein Herr, daß diese Antwort in ihrer Art alles das Starke hat, was die andern in einer andern haben. Das Herz, die Liebe, die verdachtlose Unschuld redet darinn: und dennoch, ob gleich diese Antwort die Liebe der Miß so nachdrücklich und stark zeiget, daß ich in gleichen Umständen, wenn ich ein Liebhaber wäre, alles lange Geschwätz meiner Geliebten verbitten, und eine solche Antwort zu hören wünschen wollte: dennoch, sage ich, faßt sie einen Tadel in sich, der nicht sanftmüthiger ausgedrückt werden könnte, und der zugleich die Vergebung, und seine stärkste Entschuldigung, Liebe, bey sich führte.

Wollen sie mehr Exempel? Was frage ich, ob sie wollen? Sie sollen mehr! — Den Augenblick, da ich noch einige aufsuche, die hieher gehören, und die ich mit der Bleyfeder gezeichnet hatte, finde ich eine, die nicht hieher, sondern zur ersten Gattung des Heftigen gehöret. Ich will sie vorerst mitnehmen, wenn etwan die Zeichen bey den andern mir nicht getreu geblieben seyn sollten. Sie werden sie im andern Aufzug in der sechsten Scene finden. Marwood zeigt sich in diesem Auftritte dem Mellefont in ihrer wahren Gestalt. Mellefont will seine und ihre Tochter mit sich nehmen. Marwood fragt:

Wem soll sie folgen, Verräther?

Mellefont.

Ihrem Vater!

Marwood.

Geh, Elender! und lerne erst ihre Mutter kennen!

Mellefont.

Ich kenne sie. Sie ist die Schande ihres Geschlechts.

Sehen sie da, drey, statt einer, und alle drey so, wie sie seyn können?

Noch eine, mein Herr, schlagen sie die 192ste Seite auf, sie gehört gleichfalls zum Heftigen. Marwood hatte sich der Zeit zu nutze gemacht, da Miß Sara, aus Schrecken sie zu erkennen, in Ohnmacht fiel. Man wollte der Miß Stärkungen reichen: Marwood vertauschte das Glas mit einem Giftglase, das sie bey sich führte. Sara nimmt also Gift statt der Arzney. Niemand wußte es, Marwood entdeckte es selbst durch einen Brief, den sie zurück ließ, da sie sich selbst davon machte. Dieser Brief wird dem Mellefont in Gegen=

1758. wart der Sara gereicht. Er lieset, er erstarret. Sara befiehlt ihrem Mädchen, ihm ihr Arzneyglas zu reichen — Er kann sich in diesem Augenblicke nicht fassen; er stößt sie zurück.

Nicht näher, Unglückliche — Deine Arzneyen sind Gift!

Außer der Natur, die hier genau getroffen ist, außer dem kurzen Nachdrücklichen, hat diese Antwort noch dieses, daß sie den Knoten auf die stärkste Art, die man am wenigsten erwartete, löset, und in wenigen Worten dem Zuschauer alles Schreckliche auf einmal zu fühlen giebt. Läugnen sie mir dieses, wenn sie können!

Ueberhaupt, mein Herr, ist diese Erfindung, daß Marwood Gift mit Arzney umtauschet, ein Meisterzug. Die Entwickelung hätte aus der Handlung nicht natürlicher hervorfallen können, und so schön er angelegt ist, so schön ist er ausgeführt. Auch dieses müssen sie mir nicht läugnen!

Lassen sie mich nun noch meine angefangene Dissertation vollenden. Die dritte Gattung der kurzen nachdrücklichen Antworten scheinet mir aus einem edlen Stolze, aus einer heldenmäßigen Zuversicht auf sich selbst herzufließen, und ist durchaus pathetisch. Sie kann auch zugleich heftig seyn, aber die heftigen Leidenschaften sind nicht ihre eigentliche Quelle, sondern der heldenmüthige Stolz, wenn ich ihn so nennen darf. Ich habe ihnen schon oben das Exempel des Omar angeführet:

(Folgt Citat aus Voltaires Mahomet und Youngs die Brüder.)

— Ich will keine Anmerkung hinzusetzen. Alle Anmerkungen verdunkeln nur: und Herr Klopstock hat völlig Recht; solche erhabene Stellen bekommen von der Kürze, dem Feuer, und der Stärke der Gedanken mehr Licht. Wer sie nicht im Augenblicke ganz deutlich einsiehet, der hat die Hoffnung verlohren, daß man sie ihm deutlich machen werde. Wie in einer Nacht ein schneller Blitz auf eine Minute eine finstere Gegend ganz helle macht, so erleuchten diese Ausdrücke in dem Augenblicke den, der sie höret oder lieset. Wer nichts gesehen hat, indem es blitzte, für den ist der Schauplatz wieder dunkel; wer da nicht empfunden hat, indem er hörte oder las, und es verstanden hat, der kann es niemals nachher ganz fassen.

Nun fangen sie wieder an zu lästern, wenn es ihnen gefällt. Ich habe das meinige gethan, ich habe gelobt; und eben deswegen, weil ich nicht gern andres kritisire, als wenn ich loben kann, so habe ich ihnen mein Urtheil über ihre Kritik nicht mittheilen können. Doch gestehe ich ihnen, daß sie in vielen Stellen boshaft genug sind. Ich bin 2c.

Vermischte Kritische und Satyrische Schriften nebst einigen Oden auf gegenwärtige Zeiten. Herausgegeben von Joh. Jak. Dusch,[7] des Alton. Christian. Akad. Pr. der sch. Wiss., Altona, 1758, Briefe, pag. 46—100.

Vermischte kritische Briefe*). Rostock, verlegt von A. F. Röse. 1758. 247 Seiten in Octav. 1758.

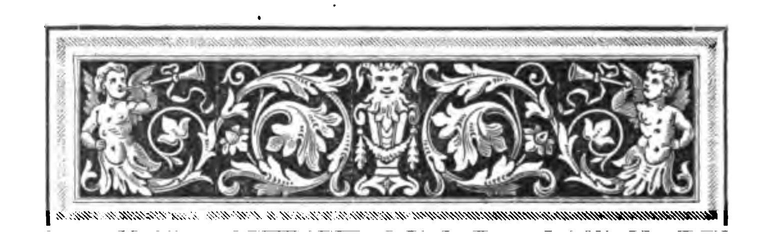
— In dem siebenzehnten Briefe werden über das Trauerspiel Miß Sara Sampson verschiedene Anmerkungen gemacht und bey dieser Gelegenheit von dem Werthe der theatralischen Regeln, manche gute Lehren gegeben; wir hätten aber doch gewünscht, diese Materie gründlicher ausgeführt zu sehen.

— Der sieben und zwanzigste Brief handelt von der deutschen Schaubühne. Es wird bemerket, daß es damit sehr schlecht beschaffen ist, und daß sonderlich die Uebersetzungen französischer Trauerspiele äußerst schlecht sind. Doch könne man dieser schlechten Uebersetzungen wegen die Werke der Ausländer von unsern Theatern nicht ganz und gar verbannen. „Deutschland heißt es, hat außer den wenigen Stücken eines Schlegels und Leßings keine theatralischen Werke, welche wir, ohne roth zu werden, unsern Nachbarn entgegen setzen, und zur Ehre unseres Geschmacks öffentlich aufführen können. —"

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1758, 4. Band, 1. Stück, pag. 587, 588, 589.

---

*) Herausgeber: D. H. Thomas und J. E. J. Dahlmann.



1759.

Berlin.

1759. In der Nicolaischen Buchhandlung wird seit dem Anfange dieses Jahres, alle Donnerstage, ein Bogen in Oktav, unter dem Titel: **Briefe, die neueste Litteratur betreffend**, herausgegeben. Wir haben bereits vier Bogen davon in Händen, deren jeder drey Briefe enthält. Ob die in der Einleitung vorgegebene Veranlaßung, daß diese Briefe auf Verlangen eines Officiers geschrieben worden, welcher die Lücke, die der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausgefüllt wißen wollte; ob diese Veranlassung ihre Richtigkeit habe, daran ist den Lesern so viel nicht gelegen. Genug, daß das Publicum eben so wohl glauben kann, daß diese Briefe an sich gerichtet sind, als an einen Kriegsbedienten. Auch das ist uns gleichgültig, ob in diesen Briefen ein oder mehrere Verfaßer reden; welches letztere in denselben wenigstens versichert wird. Der erste Brief ist allgemein. Hier heißt es unter andern: Gegen hundert Nahmen; und hundert sind noch zu wenig; die alle erst in diesem Kriege als Nahmen Verdienstvoller Helden bekannt geworden, gegen tausend kühne Thaten — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfaßer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten. Vielleicht fället jemanden hier ein zu sagen: der

Freyherr von Cronegk war doch wenigstens ein neues Genie. Doch wir wollen anderer Einfälle nicht hier einmischen. Der zweyte Brief bemerket, daß die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns noch in ganz leidlichem Gange sey, und daß unsre Uebersetzer noch frisch von der Faust weg arbeiten. Darauf wird an der neuen Uebersetzung von Popens sämmtlichen Werken gezeiget, wie übel dieses Gewerbe den meisten gerathe. Auch werden im dritten Briefe dem Herrn von Palthen, in seiner Uebersetzung von Gay's Fabeln, einige Fehler vorgeworfen. Der vierte hat es mit der kürzlich herausgekommenen Uebersetzung von Bolingbroks Briefen, über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte, zu thun. Wir wünschten, daß etwas vor den Herrn Bergmann gesagt werden könnte: so wollten wir es gewiß sagen. Des Hrn. von Palthen Versuche zum Vergnügen, werden im 5ten Briefe beurtheilet. Man merket dabey an, daß der Verfaßer kleine Gegenstände gewählet habe, und eine eigene Lust an schmuzigen und ekeln Beschreibungen habe. Im 6ten Briefe wird, bey Gelegenheit von Hrn. Haßlers Nachahmungen deutscher Dichter und Redner, von unsern jungen Schriftstellern überhaupt etwas erinnert, und unter andern des Verfaßers Versprechen, D. Luthers Cathechismum in Briefe zu bringen, von seiner lächerlichen Seite vorgestellet. Die sechs übrigen Briefe gehen einzig und allein den Hrn. Wieland an. Nachdem von dem Charakter dieses berühmten Schriftstellers Nachricht gegeben worden, so wird die jüngsthin gedruckte Sammlung seiner prosaischen Schriften durchgegangen. Von seinen schönen Empfindungen des Christen wird gesagt, daß sie aufs höchste Empfindungen eines Christen sein können, nämlich eines solchen, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf ist, und zwar ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Sie werden darauf mit Petersens Stimmen aus Zion verglichen. Insonderheit aber werden über Hrn. W. Plan einer Akademie, zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, in den vier letzten Briefen lesenswürdige Anmerkungen gemacht. Wir werden diese Briefe, wenn sie auf eine ähnliche Art fortgesetzt werden, allemal mit

1759.

1759. Vergnügen lesen; und es ist kein Zweifel, daß sie überall, außer bey den Schriftstellern die darinnen zur Schau gestellet werden, die beste Aufnahme zu hoffen haben. Uebersetzer und Verfaßer, die unter der Critik sind, wie sie S. 33. genannt werden, müßen billig zuweilen, zur öffentlichen Warnung, eine beißende Züchtigung ausstehen: aber die Prüfung der Werke, die von guten Köpfen herrühren, ist allerdings weit lehrreicher.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 22. Februar.

Berlin.

Von den neulich angezeigten Briefen, die neueste Litteratur betreffend, haben wir vier neue Bogen, den fünften bis zum achten, und in denselben den dreyzehnten bis zum neunzehnten Brief, erhalten. Die freyen, scharfen, lesenswürdigen Beurtheilungen, die lehrreichen Untersuchungen, und die ungezwungen schöne Schreibart, sind in dieser Fortsetzung nicht gefallen. Der 13te und 14te Brief betreffen noch den Herrn Wieland; aber die Critik, welche seine Schriften prüfet, verwandelt sich zugleich geschickt in allgemeine interessante Anmerkungen. Dieser berühmte Schriftsteller glaubt z. E. daß unsere größten geistlichen Redner gegen die Französischen in keine Betrachtung kommen. Hier wird aber sehr wohl gezeiget, daß zwar die Franzosen eine blühendere Sprache haben, mehr Witz, mehr Einbildungskraft, mehr körperliche Beredtsamkeit anbringen, und daher den Zuhöhrer angenehm zu unterhalten wißen; daß aber in ihnen der Lehrer nicht mit dem Redner verbunden sey, wie man an unserm Mosheim, Jerusalem, Sack, und Cramer rühmen müße. Zur Erläuterung wird eine Stelle aus denen kürzlich zu Zürich gedruckten moralischen Beobachtungen und Urtheilen beygebracht, die vornemlich jene Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren suchet, angehet. Die Erinnerung, welche S. 75 fg. über die guten Wörter aus dem Schweitzerischen Dialekte gemachet wird, ist unsern Deutschen Gesellschaften zu empfehlen. Bei dem Fragment eines Gedichts, das der

15te Brief enthält, können wir nichts weiter thun als jedermann einladen es zu lesen. Am Ende der 89sten Seite muß wohl statt Verwunderung, Verwundung gelesen werden. Der 16te Brief liefert einiges zur Geschichte des Deutschen Theaters. Dieses wird im 17ten fortgesetzt. In demselben hat uns die Anmerkung, die S. 99 fg. vorkömmt, ausnehmend gefallen. Sie ist nämlich nicht allein richtig, sondern wir fanden auch gleich, daß sie völlig mit demjenigen übereinstimmte, was wir selbst schon öfters über diese Materie gedacht haben. Allerdings ist das Englische Trauerspiel unserm Geschmack weit gemäßer als das Französische, und wir setzen hinzu: selbst die Englische und Deutsche Sprache in ihren Unterscheidungs-Charakteren von andern Sprachen, selbst das Genie beyder Nationen, und mehrere Dinge an denselben, harmoniren so glücklich mit einander, daß man sich wundern muß, wie ein so heller Phänomenon nicht lange fruchtbarer unter uns geworden ist, vornemlich in Absicht auf das Theater. Die Vergleichung des Shakespear und Croneille S. 101. und der darauf folgende Auftritt aus einem Deutschen Trauerspiel, Doktor Faust, verdienen großen Beyfall. Möchte sich doch in Deutschland ein de la Place, oder vielmehr ein Mann, der so wie jener nach Französischem, also dieser nach unserm Geschmack, das Englische Theater bekannt machte, finden! In den beyden letzten Briefen wird der Meßias des Herrn Klopstocks, gegen die Bibliothek der schönen Wissenschaften vertheidiget, noch mehr aber bey Gelegenheit desselben allerhand artige Nachrichten gegeben. Es wird z. E. S. 110. erwiesen, daß schon Ao. 1617. der Uebersetzer des Rabelais Deutsche Hexameter gemacht habe. Dieser nennet sich Huldrich Elloposcleros, und ist allem Anschein nach Johann Fischart. Er hat seiner Uebersetzung den Anfang eines Heldengedichts in gereimten Hexametern eingeschaltet, und empfielet dieses fremde Sylbenmaaß auf eine sinnreiche Weise. Was S. 120 fg. von denen vielen Veränderungen, die Herr Klopstock in der prächtigen Kopenhagner Edition seines berühmten Gedichtes vorgenommen hat, angemerket wird, muß den Liebhabern deßelben desto angenehmer seyn, da der Deutsche Nachdruck nur auf den zweyten Band des Meßias gehet. Es werden

1759.

1759. hier Beyspiele dieser größtentheils vortheilhaften Veränderungen mitgetheilet. „Sie verdienen, sagt unser Verfaßer, nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studiert zu werden. Man studiert in ihnen die feinsten Regeln der Kunst: denn was die Meister der Kunst zu beobachten vor gut befinden, das sind Regeln.“ Dagegen ist es zu bedauern, daß Herr Kl. aus gewissen frommen Bedenklichkeiten einige der vortrefflichsten Stellen verstümmelt hat. Man wird daher, wie wir glauben, am besten thun, wenn man bey einer neuen Auflage alle verschiedene Lesearten der allerersten auf das sorgfältigste wiederum darstellet.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 15. März.

Berlin.

Die Nicolaische Buchhandlung, giebt als ein Wochenblatt, **Briefe, die neueste Litteratur betreffend** aus, von dem uns vier Bogen zu Gesichte gekommen sind. In denselben werden vornehmlich verschiedene deutsche Uebersetzer beurtheilet, als der von Popens Werken, dessen Arbeit zu Altona 1758. herausgekommen ist, Hr. v. Palthen der Gays Fabeln, und Bergmann der Bolingbrokes Briefe verdollmetschet hat. Darauf folgen des Hrn. v. Palthen Jahreszeiten und Haßlers Nachahmungen. Die Urtheile sind durch beygefügte Stellen bewiesen. Im dritten und vierten Bogen werden über einige Schriften von Hrn. Wielanden besonders dessen Erziehungsplan Anmerkungen gemacht. Der Nahme Litteratur in der Wochenschrift scheint uns etwas zu allgemein zu seyn. Die Briefe sind, wie in der Einleitung berichtet wird, bestimmt einem preußischen Officirer die Zeit angenehm zu verkürzen, die er anwenden muß, seine bey Zorndorf empfangene Wunde heilen zu lassen. Sie werden also vermuthlich nichts als die angenehmen Wissenschaften betreffen.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1759, 15. Märtz.

Berlin. Von den **Briefen die neueste Litteratur** betreffend, ist bey **Nicolai** der **erste Theil** fertig worden. Diese Wochenschrift hat seit ihrem Anfange allgemeinen Beyfall erhalten. Sie empfielet sich allen Lesern, durch eine reizende Schreibart und angenehme Abwechselung von Nachrichten, Anekdoten und Beurtheilungen; den Kennern aber empfielet sie sich besonders durch Freimüthigkeit der darinn vorkommenden Urtheile und durch die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit der eingestreueten Betrachtungen. Man siehet itzt, daß das Feld dieser Wochenschrift sich über die ganze Gelehrsamkeit erstrecket, und nicht, wie man aus den ersten Blättern muthmassen wollte, bloß auf die schönen Wissenschaften. Wann sie, wie wir nicht zweifeln, eben so fortgesetzet wird, wie sie ist angefangen worden, so wird sie ein Gemälde des ganzen Zustandes der itzigen Gelehrsamkeit in Kleinem darstellen. Wir zweifeln nicht, daß in dem gegenwärtigen Bande die Kenner der Philosophie, die dieselbe angehende Briefe mit eben so viel Vergnügen lesen werden, als die Kenner der schönen Wissenschaften diejenigen, so den angenehmern Theil der neuern Litteratur betreffen. Bloß die schlechten Schriftsteller von allerley Art werden diese Wochenschrift unerträglich finden. Ein Paar schlechte Uebersetzer haben sich schon dagegen gereget, davon der eine, nämlich Herr Bergmann, in einer dieser ersten Theile angehängten Nachrichten, seine Abfertigung bekommt, so wie er es verdienet. Wir sehen der Fortsetzung dieser nützlichen Wochenschrift mit Verlangen entgegen. Der erste Theil kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

1759.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1759, 10. April.

Berlin.

Von den beliebten **Briefen, die neueste Litteratur betreffend**, die allhier bei dem Buchhändler Nikolai herauskommen, haben wir das neunte bis zum zwölften Stück in Händen, welche auf vier Bogen vom 20sten bis zum 30sten Brief gehen. Die erstern dieser Briefe gehen den itzigen

1759. Zustand der Weltweisheit an. Es wird über den Verfall derselben in Deutschland geklagt; von den neuesten Einwürfen gegen die Wolfische Philosophie wird angemerkt daß sie nichts weniger als neu sind; und es wird gezeigt, daß die Grille, alle Wissenschaften leicht, und ad captum, vorzutragen, der Philosophie sehr schädlich geworden sey. Von dieser Revolution in der Weltweisheit wird eine merkwürdige Stelle aus der Metaphysik des Herrn Prof. Baumgarten angeführet. Auf der 140sten Seite heißt es: Es ist eine Mitursache von dem Verfalle der Metaphysik, daß viele Anhänger des großen Wolfs bloße Metaphysiker von Profeßion seyn wollen. Sie haben einen kleinen Schatz von allgemeinen Wahrheiten. Diese ordnen sie nach Belieben, bringen sie bald so, bald anders in Kapitel, erklären, schließen und beweisen vielleicht richtig nach der Methode. Man findet aber bey ihnen keine weitere Aussichten in andere Wissenschaften, keine fruchtbaren Anschläge, ihre Münze in der gelehrten Republik durchgehends gänge und gebe zu machen." Gleich darauf wird durch Exempel bewiesen, daß der Mißbrauch der mathematischen Begriffe viele abhalte, die philosophischen Gründe anzunehmen, die ihnen zu widersprechen scheinen. Der 123ste Brief fängt mit folgender Stelle an: Die unumstößliche Evidenz in der Mathematik beweiset nicht für die allgemeine Wahrheit ihrer Grundsätze. Sie sind unläugbar, aber nur nach einer gewißen Voraussetzung, die nur in dem Bezirke der mathematischen Wissenschaften so viel gilt, als die strengste Wahrheit. Unser Verstand ist zu eingeschränkt, von allen Eigenschaften der Körper zugleich ohne Verwirrung zu philosophiren. Man hat sie also in der Einbildung trennen müssen, ob sie gleich in der Natur nicht getrennet sind. Die Ausdehnung ist eine Eigenschaft des Körpers, in welcher wir die mehresten Merkmaale deutlich unterscheiden können. Der Punkt, die Linie, die Fläche, die Ausmessungen nach der Länge, Dicke und Breite, das Verhältniß, die Gleichheit, die Aehnlichkeit, u. s. w. sind lauter Bestimmungen der Ausdehnung, die man deutlich genug wahrnehmen kann, wenn wir uns die Ausdehnung im abstrakten Begriffe als eine Substanz vorstellen wollen. Diese deutlichen Merkmaale geben Gelegenheit zu den allereinfachsten Grund-

sätzen, und hierauf beruhet die große Evidenz der mathe- matischen Wissenschaften.“ Die Mechaniker, wie weiter gezeigt wird, geben in ihrer Betrachtung des Körpers dieser Evidenz der Mathematiker nichts nach; allein sie fehlt in der Ontologie. Will man von dem Körper überhaupt philosophiren, so müßen die Wahrheiten mit einander ver- glichen werden, die man von seinen Eigenschaften einzeln herausgebracht hat. Der 24ste Brief enthält einen Beweis, daß Herrn Reinhards stärkste Einwürfe in seinem Examen de l'Optimisme, fehlerhafte Versetzung der Begriffe aus der Mathematik in die Philosophie sind, wobey er arith- metische Gründe annimmt, ohne zu beweisen, daß sie in der Metaphysik angewendet werden können. Ueber den Satz des Nicht zu unterscheidenden, werden im 25sten Brief einige Erläuterungen mitgetheilet. Die beiden folgenden geben einen Auszug aus Herrn Ledermüllers physikalischen Beobachtungen der Saamenthierchen, durch welche Leeuwen- hoek gegen Herrn Büffons Einwendungen sehr wohl ge- rettet wird. Der 28ste Brief beschreibt des seel. Lieber- kühns wichtige Entdeckung über eben diese Materie. Im 29sten werden aus dem Satze: Nichts kömmt einem Dinge völlig so zu, wie es einem andern Dinge zukömmt, einige Folgen, als Proben seiner Fruchtbarkeit, gezogen. Der 30ste Brief liefert ein paar Fabeln aus des Rabbi Berachja Hanakdan, Fabeln der Füchse, nachdem vorher erinnert worden, daß dieselben nichts weniger als eine Uebersetzung des Reinecke Fuchs sind.

1759.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 21. May.

Gotth. Ephr. Leßings Theatralische Bibliothek. Viertes Stück. Bey Ch. Fr. Voß. 1759. Das dritte Stück dieser Schrift trat bereits im Jahr 1755 ans Licht; und da es des Verfassers Umstände seit dem nicht erlauben wollen, an die Fortsetzung zu denken, so können leicht manche von seinen Lesern das ganze Werk für aufgegeben gehalten haben. Wir dürfen sie unterdessen, bey

1759. Anmeldung dieses vierten Stücks, in seinem Namen, von dem Gegentheile versichern, und ihnen einen so viel als möglich ununterbrochenen Verfolg versprechen. Es enthält das gegenwärtige neue Stück folgende Artikel. XII. Geschichte der englischen Schaubühne. Es sind eigentlich nur die ersten Züge einer solchen Geschichte, die der Verfasser blos in der Absicht entworfen, damit der Leser ohngefehr wisse, wohin er die einzeln Theile derselben, die er ausführlicher in der Folge berühren möchte, zu bringen habe. Nachdem er verschiedenes von dem alleräItesten Zustande des englischen Theaters beygebracht, und unter andern wider den Riccoboni erinnert, daß in London bereits zu den Zeiten Heinrichs des zweyten eine Art von Theater gewesen sey; so theilt er die ganze Geschichte und besonders die dramatischen Dichter in drey Perioden und Klassen. Der erste fängt von Shakespear an und geht bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner alle Schauspiele verbothen. Der zweyte fängt von der Zeit der Restitution an und geht bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als grosse Köpfe, besonders ihrem Trauerspiele mehr Regelmässigkeit und Anstand zu geben anfingen, der dritte begreift das itztlaufende Jahrhundert. XIII. Von Johann Dreyden und dessen dramatischen Werken. Dieser Dichter ist für das Haupt des zweiten Perioden anzusehen, und man findet hier vors erste einen lehrreichen Auszug aus seinem Versuche über die dramatische Poesie, dem die Auszüge aus seinen dramatischen Stücken selbst, folgen werden. XIV. Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italiänischen Theaters. Die Italiäner spielen ihre Komödien meistentheils aus dem Stegreiffe, und halten sich bloß dabey an kurze geschriebene Entwürfe. Moliere, wie man sagt, hat dergleichen Entwürfe wohl zu gebrauchen gewußt; und der Verfasser hat es daher der Mühe werth gehalten, eine ziemliche Anzahl derselben zu sammeln und gleichsam ein Magazin für unsere komischen Dichter anzulegen, aus welchem sie sich sicherer und zugleich unschuldiger versorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken. Die Verfasser der diesesmal vorkommenden Entwürfe sind, der ältere Riccoboni, Coppel, des

Lisles, Saint-Foix, und Gandini. — Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr. 1759.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1759, 22. May.

Friedrichs von Logau Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1759. In der Weidmannischen Buchhandlung. In 8vo. Ein Alphabet und 12 Bogen.

Diese Auferweckung eines alten Dichters, eines würdigen Landsmannes und Zeitverwandten des großen Opitz, kann allen Liebhabern der Sprache und Dichtkunst nicht anders als höchst angenehm seyn. Man hörte nur noch dann und wann den Namen des Logau unter unsern guten Dichtern nennen; und sein wahres Wort war nur den wenigen bekannt, welche Herz genug gehabt hatten, mehr als viertehalbtausend Sinngedichte, mit dem festen Vorsatze zu lesen, aus Verdruß über die grössere mittelmäßige Helfte, keine einzige schöne Zeile zu übersehen, sondern alles zu retten, was einen so verdienten Mann der Nachwelt in einem erhöhtern Glanz zeigen könnte. Und dieser Mühe haben sich die Herren Herausgeber auf eine Weise unterzogen, daß das Publicum mit ihrer Wahl und Genauigkeit zufrieden seyn wird. Sie haben ihren allzureichen Autor bis auf sein Drittheil herabgesetzt, und dieses Drittheil in zwölf Bücher so vertheilet, daß derjenige einen sehr eckeln, und verwöhnten Geschmack haben muß, der nicht auf jeder Seite etwas findet, das ihn weiter fortzulesen reitzet. Wir wollen nur einige wenige Beyspiele denen zu gefallen anführen, die den alten Logau noch gar nicht kennen.

Der May.

Dieser Monath ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Gestorbene Redlichkeit.

Man lobt die Redlichkeit, sieht aber keine nicht —
Die Todten ist man auch zu loben noch verpflicht.

1759. **Das trunkene Deutschland.**

Weit besser stands um Deutschlands Wohl,
Da Deutschland nur war gerne voll,
Als nun es triegen, buhlen, beuten,
Gelernet hat von fremden Leuten.

Weinfreundschaft.

Die Freundschaft die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Auf den Faulinus.

Faulinus ist ein Mann, er ist ein rüstig Mann;
Die Arbeit hat er lieb, — wenn andre sie gethan!

Auf des Marcus Töchter.

Seyd lustig, seyd lustig, sprach Marcus, ihr Kinder!
Ich Alter bin lustig, seyd ihr es nicht minder.
Ey, Vater, ey wisset, das beste Gelächter
Ist, daß ihr uns Männer gebt: sagten die Töchter.

Die Arbeit, welche die Herausgeber sich übrigens mit der Sprache des Dichters gemacht haben, ist eine von den lobenswürdigsten; und ihre Anmerkungen können allen denen nützlich seyn, welche das Deutsche nach einem weitern Umfange verstehen wollen, als man es in den Schriften unsrer neuern Witzlinge findet. Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1759, 16. Junius.

Berlin.

Bey Friedrich Nicolai werden die **Briefe, die neueste Litteratur betreffend**, noch immer fortgesetzt. Wir haben nicht allein mit dem 13ten Stück den Beschluß des ersten Theils, nebst einem dazu gehörigen Titel, sondern auch den Anfang des zweyten Theils, vom 14ten bis zum 19ten Stück in den Händen. Die Briefe selbst gehen vom 30sten bis zum 39sten. In dem Beschluß des 30sten werden noch einige Exempel mitgetheilet, und darauf folgt eine Nachricht, die den Herrn Bergmann, Uebersetzer der Boling-

1759.

brockischen Briefe betrift. Der zweyte Theil fängt sich mit einem Vorbericht gegen den Uebersetzer der Popischen Werke an. Der 31ste Brief giebt eine Probe von einer Deutschen Uebersetzung des Pindars, an welcher in der Schweitz gearbeitet wird. Hier ist die erste Strophe aus der ersten Olympischen Ode: „Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst Du Siege erzählen, o suche, mein Geist, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmendes Gestirn als die Sonne, so auch keine herrlicheren Kämpfe, als die Olympischen, zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem glückseeligem Pallaste versammelt, weihen.“ Im 32sten Brief werden die vor kurzem allhier herausgekommenen Tändeleyen gerühmet: im 33sten aber theils das eben darinnen befindliche Lied eines Mohren getadelt, theils aus Ruhigs Littauischen Wörterbuche ein paar Littauische Dainos, oder Liederchen, nämlich wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen, angeführet. Der 34ste Brief gehet über Herr Widders Ao. 1758 zu Gröningen herausgegebene Lateinische Dissertation, in welcher er Leibnitzen von der Beschuldigung des Hylozoisen, nach Glißonii System, rettet. Der 35ste zeiget, bey Gelegenheit der von dem Herrn Rabe neu angekündigten Uebersetzung der Mischna, daß sich die meisten christlichen Gelehrten einen sehr schlechten, aber eben daher falschen Begrif vom Talmud machen. Im 36sten wird von der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau, die wir nächstens beschreiben werden, vorläufig geredet, und einige Beyspiele daraus gegeben. Der 37ste und 38ste Brief beurtheilen die Metaphysik, welche der Herr Prof. Eschenbach zu Rostock geschrieben hat. Alle seine Einwürfe gegen die Wolfische Philosophie, werden als sehr schwach verworfen, und sein eigenes System, insonderheit seine Widerlegung der Idealisten, noch weniger angepriesen. Endlich giebt der 39ste Brief von einem Werke Nachricht, das bereits Ao. 1757 zu Basel unter der Aufschrift herausgekommen ist: „Vier auserlesene Meisterstücke so vieler Englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias,

1759. Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem anoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und deßelben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortrefflichkeit wegen, aus der Ursprache in Deutschen Hexametrischen Versen übersetzt." Der Uebersetzer ist Herr Simon Grynäus: aber seine Hexameter geben diesen Gedichten, die schon alle, das erste ausgenommen, ganz wohl ins Deutsche übersetzt sind, mehr Verunstaltung als Anmuth und Nachdruck. Er hat sich unterdeßen in dieselben so sehr verliebt, daß er sogar seine Zueignungsschrift in Englischen Hexametern abgefaßt hat.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 25. Juny.

Berlin. Voß hat mit lateinischen Lettern auf 4 Bogen in klein Octav drucken lassen: **Philotas**, ein Trauerspiel. 1759. Dieses Trauerspiel bestehet in einem Act von 8 Scenen. Die Handlung hat eine schöne Einfalt, deren Verwickelung und Auflösung natürlich aus dem Haupt-Charakter, dem Charakter des Philotas, fließt. Dieser Philotas wird als ein junger wilder Krieger geschildert. Er ist ein Gefangener des Aridäus, dessen Sohn wiederum ein Gefangener des Vaters des Philotas ist. Um seinen Vater nicht in die Nothwendigkeit zu setzen, daß er seinen Gefangenen gegen ihn auswechseln dürfe, die Hinderniß aus dem Wege zu räumen, welche ihn nöthigen möchte, den Sohn des Aridäus auf die Bedingungen einer bloßen Auswechselung gegen ihn auszuliefern, entschließt er sich, zu sterben, damit sein Vater die Freyheit erhielte, seinen Gefangenen mit größerm Vortheile frey zu geben. Dieser Plan war freylich zu einfältig, Materie zu einem Trauerspiele von 5 Handlungen zu geben; und wir glauben sogar, daß er nicht wenig verlohren haben würde, wenn er durch andere Nebenfälle erweitert und verwickelter geworden wäre. Wenn wir also wünschen, daß das Trauerspiel länger seyn möchte; so wünschen wir hiermit nur ein Trauerspiel von 5 Aufzügen, welche alle so schön wären, wie dieser eine ist. Wir müssen ein Stück des Gespräches

aus einer der besten Scenen zwischen dem Philotas und Strato, einem Feldherrn des Aridäus, anführen. 1759.

Strato, der dem Philotas einen Besuch des Königs Aridäus meldet, erhält die Antwort:

Philotas. Der König bey mir? und du kömmst, ihn zu melden? = = Komm führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu seyn, ist mir nichts mehr schimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung voll jugendlicher Anmuth verspricht ein sanfters Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverspottet! Dein Gesicht voll Narben ist freylich ein schöner Gesicht.

Strato. Bey den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchtest du doch! wenn du mich nur erst gefürchtet hättest.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den schrecklichsten Feind vor uns, wenn unter seiner Jugend der Philotas viel sind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! = = Euch schrecklich zu werden, müssen sie mit meinen Gesinnungen größere Thaten verbinden. = =

Und diese Scene ist nicht etwa die einzige von ihrer Art. = = Indessen müssen wir bekennen, daß die erste Monologie in dieser Scene, die Erzählung des Philotas, und endlich die Schwerdthiebe desselben in der letzten Scene, wobey er ruft: Ha! nimm das, Verwegener! = = = und du das! und du das! uns nicht so gefallen, so viel Schönes auch bey diesen Gelegenheiten gesagt wird. Wir müssen noch anmerken, daß dieses Trauerspiel eine Scene hat, worinn der Verfasser das Komische mit dem Pathetischen, unsers Ermessens, sehr glücklich und auf eine ganz neue Art verbunden hat; und diese Scene hat uns ungemein gefallen. Man höret darinn Soldaten reden, die mit dem Kriege auf eine große Art scherzen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1759, 30. Junii.

Leipzig.

1759. In der Weidmannischen Buchhandlung ist herausgekommen: **Friedrichs von Logau** Sinngedichte. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Lessing. Anderthalb Alphabet in Oktav. Friedrich von Logau war aus einem der ältesten adelichen Geschlechter Schlesiens entsprungen, und stand in der Mitte des vorigen Seculi in Diensten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludewig des Vierten. Er schrieb frühzeitig verliebte Gedichte, die aber verlohren gegangen sind. Nachher legte er sich auf das kleinere Epigramma; und er hat es, sagen die Herren Herausgeber mit Recht, darinnen so weit gebracht, als man es nur immer bringen kann, so daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull, und einen Dionysius Cato besitzen. Anfangs, vermuthlich Ao. 1638, gab er nur 200 seiner Sinngedichte heraus; welche Sammlung aber nirgends mehr angetroffen wird. Hingegen gab er eine weit ansehnlichere, unter dem Nahmen, Salomon von Golau, allem Ansehen nach Ao. 1648 heraus, welche deren 3553. enthielt. Er ward Ao. 1648 in die Fruchtbringende Gesellschaft, unter dem Nahmen des Verkleinernden, aufgenommen, und starb Ao. 1655. Dieser so lesenswürdige alte Dichter ist nun in unsern Zeiten ganz vergeßen. Die Herausgeber schieben die Schuld davon auf die ungeheure Menge seiner Sinngedichte, unter denen sich nothwendig viele ziemlich mittelmäßige finden müßen. Sie haben daher bey dieser glücklichen Erneuerung seines Andenkens ihre erste Sorge seyn lassen, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. Sie haben ihn fast auf sein Drittel herabgesetzt, und kein Sinngedicht beybehalten, das nicht einiges Vorzügliche hätte. Da ihnen auch aus der Stollischen Bibliothek ein Exemplar dieser Sinngedichte zugekommen ist, in welchem eine alte Hand die harten Wortfügungen mit der Feder geändert hat, so haben sie sich dieser Verbeßerungen zuweilen bedient, und einige, ihnen zu Folge, selbst gewagt. Dieses, und was wir noch weiter melden werden, zeiget zur Genüge, daß die Herren Herausgeber mit ungleich mehrerer Einsicht vor die Ehre des Logau besorgt gewesen

sind, als der Ungenannte, welcher Ao. 1702, S. von G. auferweckte Gedichte herausgab, aber nur eine elende, aller guten Eigenschaften des Dichters beraubte Rhapsodie, lieferte. In dieser neuen Ausgabe wird man kein Sinngedicht antreffen, das nicht entweder durch den Witz, oder durch ein poetisches Bild, einen starken Ausdruck, eine naive Wendung, einen guten und großen Sinn, gefallen sollte. Und man wird ihrer von aller Art finden, moralische, satyrische, verliebte, und scherzhafte. Diese Abwechselung ist mit eine von den Anmuthigkeiten der Sammlung. Wir geben ein paar Exempel:

Ein Rath wie der Feind zu schlagen:

Man hat den Feind aufs Haupt geschlagen,
Doch Fuß hat Haupt hinweg getragen:
Man schlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß. S. 106.

An die Venus.

Die Sonne geht zu Bette, die halbe Welt ist blind,
O Venus, nun wird sehend, dein sonst so blindes Kind! S. 169.

Jahreszeiten.

Im Lenzen prangt die Welt mit zarter Jungferschaft,
Im Sommer ist sie Frau, mit Schwangerseyn verhaft,
Wird Mutter in dem Herbst, giebt reiche Frucht heraus,
Ist gute Wirthinn, hält, im Winter, sparsam Haus. S. 160.

Eine sehr nützliche Bemühung der Herausgeber ist das Wörterbuch über die Sprache des Dichters, welches nach einem Vorberichte, die veralteten Wörter nach dem Alphabete durchgehet und erläutert, die sich in seinen Sinngedichten finden. Viele unter denselben hat man mit Unrecht veralten laßen, und man kann also hier den Reichthum, den Nachdruck, die alte Reinigkeit unserer Sprache, aus vielen Beyspielen lernen. Ein ähnliches Wörterbuch über andere unserer älteren Dichter, würden von großer Brauchbarkeit,

1759. sonderlich zur Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der Deutschen Sprache seyn. Vielleicht machen sich die Herren Herausgeber selbst um unsere Sprache und Dichtkunst, durch mehrere dergleichen Arbeiten verdient. Wie sehr haben wir es bisher bedauert, daß die so schön angefangene neue Ausgabe der Gedichte unsers großen Opitz unvollkommen geblieben ist! Was aber unsern Logau betrifft, so ist seine neue Einführung in die Welt, der es an Beyfall nicht fehlen kann, auch mit aller möglichen Artigkeit begleitet, die ihr der Verleger hat mittheilen können.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 16. August.

Berlin.

Von den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, zeigen wir abermals eine Fortsetzung, nämlich vom 20sten bis zum 26sten Stück, oder vom 40sten bis zum 44sten Brief an, womit zugleich der zweyte Theil beschloßen wird. Im 40sten Brief wird zuerst erinnert, daß der stillschweigende glückliche Gebrauch des Deutschen Hexameters denselben weit mehr beliebt gemacht habe, als eine theoretische Einschärfung jemals würde haben thun können. Darauf wird der Cißides und Paches, dieses neue Gedicht des Herrn von Kleist, das wir bereits beschrieben haben, angepriesen, und davon unter andern gesagt, man werde schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele große und schröckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengepreßt wären; es würde einem geschickten Maler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln; obgleich derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler nachbilden könne, weit mehrere seyen. Ueberdies werden auch zwey noch ungedruckte Stücke eben dieses berühmten Dichters, ein Grablied, und eine Hymne mitgetheilet. Im 41sten Brief, welcher drey Absätze hat, und fast drey Bogen füllet, werden des Herrn Prof. Dusch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten=

lehre durchgegangen. Man tadelt die Abtheilung dieser Schrift in Monathe; man wirft dem Verfaßer vor, daß er andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibe; daß die Tavtologie seine liebste Figur sey; daß er bey seinen Beschreibungen in allerley Fehler verfallen sey; daß seine Fiktionen sehr schlecht sind, 2c. Zuletzt heißt es S. 379. „Herr Dusch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn, und ein Philosoph zu seyn nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ungefehr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Im 42sten Brief wird von des P. Boscovich System der natürlichen Weltweisheit gehandelt, so etwas mit Leibnizens, und etwas mit Nevtons Gedanken gemein hat, in den meisten Dingen aber von beyden abgehet. In den beyden letzten Briefen wird die neue Ausgabe der Sinngedichte des Logau beschrieben. Da bey dieser Gelegenheit auch des Ao. 1702 herausgekommenen Buchs, S. v. G. auferweckte Gedichte, gedacht wird, so wird daraus ein kleines Lied angeführt, welches einen weit beßern Platz als diese schlechte Sammlung, und eine neue Bekanntmachung vorzüglich verdienet. Es hat einen H. M. zum Verfasser. Wir wollen es auch hier mittheilen:

Belise und Thyrsis.

Belise starb, und sprach im Scheiden:
Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!
Ich stürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich so sehr als ich!

Ach! sprach er, mag dich das betrüben?
Belise, nur dein Tod ist schwer!
Kannst du mich selbst nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

In dem letzten Briefe wird insonderheit aus dem Wörterbuche, welches die neuen Herausgeber des Logau über deßen Sprache beygefügt haben, verschiedenes ausgezogen.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1759, 30. August.

Berlin.

1759. Von den Briefen **die neueste Litteratur** betreffend, haben wir den zweyten Theil und einen Anfang des dritten erhalten. Die schönen Wissenschaften nehmen noch viel Platz in ihnen ein, man findet aber auch vieles, das zu den ernsthaften und tiefsinnigen gehört. Wir wollen einiges aus dem zweyten Theile anführen. Der 32. und 33. Brief preisen des Hrn. v. Gerstenberg Tändeleyen, eine Sammlung scherzhafter Gedichte. Das Lied eines Mohren wird getadelt, weil zween Ausdrücke darinnen ausgenommen, ein Calmucke es eben so gut singen könnte als ein Mohr. Es soll eine Nachahmung von des Hrn. v. Kleist Liede eines Lappländers seyn, aber in diesem schimmert überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und der, der es singt. Bey dieser Gelegenheit werden ein paar littauische Liederchen aus Ruhigs littauischen Wörterbuche übersetzt, angeführt, die durch ihr ungekünsteltes Wesen gefallen. Wer etwas tiefsinniges verlangt, findet gleich in dem folgenden Briefe einen Auszug aus Widders Abhandlung de hylozoismo & Leibnizianismo, wo Leibniz wider den Vorwurf vertheidiget wird, als sey sein Lehrgebäude mit des Glissonius seinem einerley? Hiebey zeigen unsere Verfasser, gegen Hr. W. den Unterschied zwischen den Lehrgebäuden des Strato und des Spinosa. Im 35. Br. wird aus dem Berichte eines Rabbinen, vom Talmude ein vortheilhafterer Begriff gegeben, als man insgemein hat. Die Mährchen, heißt es, die dem ersten Anblicke nach ungereimt scheinen, machen etwa den zwanzigsten Theil des Talmuds aus, das Uebrige sind gründliche Abhandlungen und Betrachtungen über die Rechte und den Gottesdienst, und andere Gebote des A. T. daraus wird geschlossen, daß die anstössigen Stellen allegorische Vorstellungen solcher Wahrheiten sind, die man vor Alters dem Volke mit Fleiß zu verbergen, und nur Leuten von mehr Nachdenken zu verstehen zu geben gewohnt war. Verschiedene Einwendungen wieder Wolfen, die Hr. Eschenbach in seiner Metaphysik gemacht, beantwortet der 37. Br. Der 38. beurtheilt die 1757. zu Basel herausgekommene Uebersetzung von Priors Salomon, Popens Messias, Youngs jüngsten Tag, Glovers Leonidas, in deutsche Hexameter. Hr.

1759.

Eberts prosaische Uebersetzung des Leonidas wird der hier gelieferten hexametrischen in Absicht auf den Nachdruck, die kurzen und edlen Wendungen vorgezogen. Der Uebersetzer Hr. Simon Grynäus hat es so gar gewagt die Zueignungsschrift in englischen Hexametern abzufassen, wobey erinnert wird, daß Philipp Sidney in seinem Arkadien, englische Hexameter und Pentameter, und sapphische Oden zu machen vorgenommen, und 1737 zu London einige englische Gedichte unter der Aufschrift: An introduction of the ancient greec and latin measures into british Poetry etc. herausgekommen sind, die hie in Absicht auf das Syllbenmaaß gelobt werden. Die Hoffnung, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde, wird hier auf den innern Werth des Messias und des Frühlings gegründet, weil die innern Schönheiten eines Gedichtes, eine ungewohnte Versart so lange vertreten, bis sich das Ohr nach und nach an sie gewöhnt. Hier werden zwey noch ungedruckte Gedichte des Hrn. v. Kleist bekannt gemacht. Der 42. Br. redet von des P. Boscowich theoria philosophiae naturalis, welche Puncte annimmt, die von einander entfernt sind, und nach ihren Entfernungen in einander wirken. Der 43. giebt eine Nachricht von der neuen Ausgabe von Friedrich von Logaus Sinngedichten.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1759, 4. October.

Leipzig.

In der Weidmannischen Handlung sind herausgekommen **Friedrich's von Logau Sinngedichte, zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Leßing.** 40 Bogen in Octav. Von Logau war ein Schlesischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, der 1655 starb, und von dem wir 3553 Inschriften haben, die aber wenig bekannt geworden sind: vermuthlich hat ihnen, wie die Herren Herausgeber bemerken, die Menge geschadet, die nicht wohl ohne viel mittelmäßiges und schlechtes seyn kann. Sie liefern des-

1759. halb zur Ehre des Dichters kaum den dritten Theil, wobey sie gestehen, daß unter diesem noch Manches sey, daraus der Leser werde merken können, warum sie das übrige weggelaßen haben. Ihre Nahmen sind vor die Logauischen Sinngedichte die stärkste Empfehlung. Dürfen wir unser Urtheil äußern, nachdem solche Kenner das ihrige bekannt gemacht haben; so dünckt uns: von Logau sei vor seine Zeit ein recht guter Dichter, allein er habe doch den Herrn Herausgebern noch mehr gefallen, als uns. Wenn sich unser Geschmack nicht durch das zum Theil veralterte Deutsche betriegen läßt, so ist er nicht so kurtz, siehet bey einer Satyre nicht völlig so unschuldig aus, und ist dann nicht so unerwartet, daß er durch Sinngedichte hinlänglich vergnügen könnte. Der Recensente ist sich bewußt, daß er selbst Sinngedichte nicht beßer, ja nicht so gut machen würde: desto unpartheiischer glaubt er bey seinem Urtheil zu seyn. Die Anmerkungen über die Sprache des Dichters bestehen theils in einem Wörterbuch der in unseren Zeiten und Provinzen nicht gewöhnlichen Wörter des Dichters, theils in Anzeige einiger jetzt nicht gewöhnlichen Constructionen. Alles veralterte ist doch nicht angemerckt, z. E. B. 9, 27. finanzen, in der alten Bedeutung, für listig betriegen. Indessen kommt das Wörterbuch der Vollständigkeit sehr nahe, und wird einem deutschen Sprachgelehrten angenehm seyn. Die Herrn Herausgeber wünschen bisweilen noch mehr, nehmlich auch den Dichtern einen Dienst zu erweisen, die ihre Sprache durch Nachahmung der alten Sprache bereichern könnten: und sie berufen sich deshalb auf den Rath des Horatz.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1759, 27. October.

Gotthold Ephraim Lessings Fabeln, drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin bey Chr. Fr. Voß. 1759. In 8vo. 17 Bogen. Der Verfasser, der auf eine neue Ausgabe seiner Schriften bedacht ist, hat mit seinen Fabeln den Anfang zu machen

für gut befunden; und diese werden hoffentlich, so wie er sie hier liefert, wenigstens den Werth der Neuigkeit haben, indem nicht mehr als sechse von seinen alten Fabeln darinn vorkommen, und die Abhandlungen ganz neu sind. Die Fabeln sind alle in Prosa, und jedes Buch enthält derselben dreyßig. Die Erfindungen sind sein eigen, und in Ansehung des Vortrages hat er sich lieber die Simplicität des alten Aesopus, als die schwatzhafte Munterkeit einiger Neuern zum Muster nehmen wollen.

(Folgen einige Beispiele.)

Der Abhandlungen in welchen verschiedene falsche Begriffe von der Fabel widerlegt, und verschiedene schwankende bestimmt und berichtiget werden, sind fünfe, und handeln: von dem Wesen der Fabel; von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel; von der Eintheilung der Fabeln; von dem Vortrage der Fabeln; von einem besondern Gebrauche der Fabeln in den Schulen. — Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 16 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1759, 29. November.

Berlin. Voß hat verlegt: „**Gotthold Ephraim Leßings** „Fabeln, drey Bücher; nebst Abhandlungen mit dieser „Dichtungs-Art verwandten Inhalts. 1759." Herr Leßing sagt in der Vorrede: Bey einer neuen Durchsicht seiner Werke habe er geglaubet, dem Publico so viele Hochachtung schuldig zu seyn, daß er diejenigen Schriften, die seinen Beyfall gefunden, noch einmal vornehmen und ausbessern müsse, ob er gleich Anfangs entschlossen gewesen, sie zu verwerfen. Vornehmlich gefiel es ihm, die Fabeln zuerst zu bearbeiten; und diese machen, nebst den Abhandlungen, dieses sauber gedruckte Bändchen aus. Am Ende beklagt sich Herr Leßing über einen gewissen Verfasser, der ihn, den Menschen, so sagt er, gemißhandelt haben soll. Wir wissen es gewiß, daß dieser Schriftsteller nicht nur keine Erbitterung gegen den Hn. Leßing hat, sondern daß er sogar noch vor kurzem eine kleine Schrift, die er sowol, als wir, dem Hn. Leßing gewiß zuschrieben, in unsern Blättern mit dem verdienten Ruhm angezeiget hat. Herr

1759. Leßing irret sich also gewiß, und es würde uns angenehm gewesen seyn, wenn er sich nicht so harter Ausdrücke bedienet hätte. Die Fabeln sind in einer kurzen und schönen Prose geschrieben. Sie selbst sind kurz, nach dem Muster der Alten, und eben deswegen wird die Morale jedem Leser so klar, daß er sie nicht verfehlen kann. Warum der Herr Verfasser den prosaischen Vortrag gewählet hat, darüber erkläret er sich auf der 226sten Seite. Wir würden seine Worte anführen, wenn wir Raum genug hätten; denn sie verstümmeln, würde unsern Verfasser mißhandeln heißen. Um indeß den Leser nicht ganz leer ausgehen zu lassen, sagen wir nur, daß Herr Leßing sehr einleuchtend zeiget, wie Phädrus seinen Griechen dadurch nicht selten verdorben hat, daß ihn seine Verse zwangen, sich manchen Schritt von ihnen zu entfernen. Ein anderer Grund, wo Herr Leßing seiner Kunst viel zu wenig trauet, ist vielleicht mehr ein Beweis seiner Bescheidenheit. Man wird zwar die Fabeln selbst mit Vergnügen lesen, und insonderheit Kenner. Allein, wer die Abhandlungen von der Fabel nicht lieset, der hat nichts gelesen. Herr Leßing untersuchet darin das Wesen, die Personen, die Eintheilung, den Vortrag der Fabeln, und ihren Nutzen in Schulen; und wir wenigstens können ohne Partheylichkeit sagen, daß wir von der Fabel noch nichts Ordentlichers, Gründlichers und Richtigers gelesen haben. Die Fabel ist keine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre, wie de la Motte und andere wollen, noch eine Erzählung einer allegorischen Handlung, nach dem Batteux; sondern, wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet: so heißt diese Erdichtung eine Fabel. Die Thiere werden nicht deswegen eingeführet, weil es wunderbar ist, sondern wegen ihrer allgemein bekannten Bestandheit der Charactere. Die Fabeln lassen sich eintheilen in vernünftige und sittliche. Die letzten können wieder abgetheilet werden in mythische und hyperphysische. Der beste Vortrag der Fabel ist, nach unserm Verfasser, der prosaische. Dieses sind die Hauptsätze, welche in den 4 ersten Abhandlungen sehr gründlich aus einander

geleget werden. Hr. Leßing verspricht eine Ausgabe der Fabeln des Phädrus. Möchte er doch bald sein Versprechen erfüllen! 1759.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1759, 5. December.

Briefe, die Einführung des engländischen Geschmackes in Schauspielen betreffend; wo zugleich auf den XVII. der Briefe, die neue Litteratur betreffend, geantwortet wird. Frf. und L. 1760. in 8.

Der bekannte Verfasser der Briefe aus der neuen Litteratur, hat seine gebietherische Dictatorwürde auf dem deutschen Parnaß, unter andern neulich, auf eine sehr merkliche Art ausgeübet. Nachdem er seine Miß Sara Samson den Deutschen geliefert, die ganz auf den brittischen Horizont eingerichtet ist, und gleichwohl bey gewissen brittenzenden Lesern (denn gespielt wird sie wohl nicht viel seyn) zu gefallen geschienen: so glaubte er nunmehr schon berechtiget zu seyn, den Deutschen die ganze Wildheit der brittischen Bühne aufzubringen. Da er nun hiebey vorhersah, daß ihm die Liebhaber der weit gesundern französischen Bühne zuwider seyn würden; so hat er geglaubet, er müsse ihnen vorher dieses vernünftige und regelmäßige Theater verleiden. Dieses desto besser zu bewerkstelligen, hat er geglaubet, er müsse zuvörderst den vermeynten Einführer desselben, unsern Herrn Pr. Gottsched, mit seiner kritischen Geißel recht cosakisch verfolgen.

Die Gelegenheit dazu hatten ihm die Verf. der Bibliothek der schönen Wissenschaften gegeben: indem sie geurtheilet: daß dieser Gelehrte um die Verbesserung unsrer Schaubühne einige Verdienste hätte; welches ihm wohl niemand absprechen würde. Ein solcher kritischer Ausspruch, zumal von Männern, die gar keine blinde Anhänger von jemanden sind, war seinen Absichten ganz zuwider.

1759. Er ergriff also muthig die Feder, um denselben ganz nieder zu schlagen. Er erkläret sich kurz und rund für denjenigen Niemand, der solches läugnete; und setzet hinzu: Es wäre zu wünschen, daß sich Hr. G** mit dem Theater niemals vermenget hätte. Eine so herzhaft grobe, und kritisch plumpe Sentenz nun, sah seinem Charakter zwar ähnlich; hat ihm aber unlängst diese Vertheidigung, Hrn G.** aber Widerlegung seines Urtheils zugezogen.

Ehe wir aber von ihrem Inhalte nähere Nachricht geben, wollen wir vorher noch einen Punkt berühren, den diese Vertheidigung ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Wenn wirs gleich für keinen Schimpf halten, die französische Bühne in Deutschland eingeführet, oder bekannt gemachet zu haben: so ist doch Herr Prof. G. gewiß nicht der erste gewesen, der sich dieses Verdienst erworben hat. Es sind bereits vor hundert und mehr Jahren, sehr viele von den besten Stücken des Corneille, und Racine, sodann auch des Moliere übersetzt gewesen, und öffentlich aufgeführet worden. Ein Mann, der von der neuen Litteratur Profeßion machet, sollte doch das wohl wissen: zumal, da ihm Hr. Pr. G. in dem nöthigen Vorrathe zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst der Deutschen, alle diejenigen aufrichtig bekannt gemachet, die darinn seine Vorgänger gewesen. Er hätte es also, ohne Doctor Fausts Hexerey zu Hülfe zu nehmen, wohl wissen können; daß der Cid schon 1650, 1655, 1659 und 1699, der Horaz 1662, der Polyeuct 1669 und 1673, Rodogune 1691, Sertorius 1694 und Brutus 1699, alle, ehe Herr Pr. G. geboren gewesen, übersetzet und gedrucket, auch gespielet worden.

Eben so war Cinna 1702 und 1724, Amor der Arzt 1670, der eingeb. Hahnrey, die lächerlichen Spröden und Dandin eben in dem Jahre, wie Tartüffe 1728; der ganze Moliere aber 1694 schon deutsch heraus gewesen, und gespielet worden. Vom Racine waren ebenfalls Alexander 1692, 1706 und 1720, wie Athalie 1694 heraus gewesen: wie denn auch Boursaults Aesopus bey Hofe und in der Stadt schon 1717 und 1721, und zwar ohne sein Zuthun heraus gekommen.

Allen diesen Vorgängern nun nachzufolgen, war gewiß

keine Schande; und die gute Aufnahme, so sie mit ihren Arbeiten gefunden hatten, wiesen zur Gnüge: daß den Deutschen der Geschmack der französischen Bühne nicht so zuwider sein müsse, wie sich der dictatorische Herr Niemand einbildet. Alle diese alten Liebhaber und Fortpflanzer des französischen Geschmackes, darunter er gewiß auch einige Durchl. Herzoge zu Braunschweig, Herrn Anton Ulrichen und Ludewig Rudolfen angetroffen haben würde, hätte er seine kritische Zuchtruthe zuerst müssen fühlen lassen, ehe die Reihe an Hrn. Pr. G. gekommen wäre.

Doch wir kommen wieder auf unsere Briefe. Der erste ist von einem Buchhändler an Hrn. Niemanden, und dienet gleichsam zur Einleitung, oder zur Vorrede. Er erzählet, was der 17te Brief aus der neuen Litteratur, für verschiedene Bewegungen unter einer Gesellschaft gemachet, die aus einem in Kirsts Harlekin verliebten Mädchen, einem jungen Studenten, der noch nicht weis, wo Barthel Most holet, aber sehr in die heutigen, von lauter Witz und Aberwitz brausenden Schriften vernarret ist; aus einem alten Doctor der Arzneykunst, und ihm, dem Buchhändler selbst, bestanden. Die Erzählung ist lebhaft, und hat zum Zwecke, Herrn Niemand zu befragen: ob obige Aussprüche sein Ernst gewesen? Zugleich empfiehlt er ihm den jungen Studenten, als seinen Neffen, zu einem eifrigen Parteygänger und Waffenträger.

Der II. Br. ist von diesem hoffnungsvollen Candidaten des schäumenden Witzes: von welchem Günther gleichsam geprophezeihet, als er schrieb:

> Das that ich, als mein Witz noch ziemlich
> unreif hieß,
> Und als ein siedend Fett, den Schaum
> voran verstieß.

Er bezeuget dem Hrn. Niemand alle seine Ehrfurcht, Bewunderung und Unterthänigkeit, in allen seinen verwägenen Urtheilen. Er hat sich sonderlich in die, zur Probe eines brittenzenden Stückes, von deutschem Witze gegebenen, wilden Auftritte, vom D. Faust und sieben Teufeln vergaffet. Er feuert ihn durch seinen Beyfall an, dieß ganze Stück be-

1759. kannt zu machen; meldet ihm auch mehrere alte deutsche Stücke, die seiner Meynung nach, recht Shakespearisch, englisch und wilde, ohne Regel und Ordnung gerathen sind.

Er findet erstlich einen alten Oedipus, dessen ganzer Lebenslauf in einem einzigen Schauspiele vorgestellet worden: darinn seine Geburt, das Orakel, der Sphinx, der Mord und Todschlag des Königs Cajus, die Hochzeit mit der Jokasta, seine Blindheit, ja auch der Brudermord seiner beyden Prinzen aufgeführet worden. 2) Die Zerstörung Jerusalems, tragisch, mit Harlekins Lustbarkeiten. Hier tummeln sich die idumäischen und römischen Husaren brav herum; eine hungrige Mutter frißt vor den Zuschauern ihr eigen Kind; und unter einem entsetzlichen Feuer aus groben und kleinem Geschütze, singen die Juden: Wenn wir in höchsten Nöthen seyn; u. s. w. 3) Das jüngste Gericht; darinn zwar kein Blut und Mord, aber destomehr Teufel mit der ganzen brennenden Hölle vorkommen. 4) Adam und Eva, wo Engel und Teufel genug auftreten, auch die letzten recht lustige Ballette tanzen. 5) Mammons Sold, darinn Teufel und Tod erscheinen. u. s. w. 6) Der wunderthätige Elias; daraus recht poßirliche Streiche, als der Inhalt aller Handlungen, beygebracht werden.

Alle diese Stücke sollen nun einen guten Anfang einer, vom Hrn. Niemanden erneuerten, recht englischen, regellosen Bühne abgeben. Allein, der junge Herr will auch selbst was von seiner Erfindung hinzu thun. Er nimmt daher die wichtigste Materie vor, die jemals ein menschlicher Witz abgehandelt hat; nämlich den ganzen Milton. Dieß Stück hebt sich an vor Erschaffung der Welt, mit dem Falle Satans und seiner Engel; mit der himmlischen Schlacht, die sie in die Hölle stürzet; darinn die Teufel sich zur Empörung wider Gott verschwören; und wo Tod und Sünde ihrem Vater den Ausgang verwehren wollen. Es folget Adams Verführung und Fall; alles Unheil, was die Sünde und Satan in der ganzen Dauer der Welt gewirket; endlich das jüngste Gericht, und die Höllenstrafe selbst, bis ein großes Stück in die Ewigkeit hinein; wo der Tod und die Hölle aufhören, und Satan selbst endlich

vernichtet wird. Wahrhaftig! ein würdiger Stück hat noch kein Shakespear ausgedacht; und zu was für gräßlich-schönen Scenen und Unterredungen wird das nicht Anlaß geben! dagegen D. Fausts Gespräch mit 7 Teufeln von Hrn. Niemand, nur ein kindisches Getändel ist. 1759.

Der III. Brief ist nun nach diesem lustigen Vortrabe, eine ernsthafte Untersuchung der auf dem Titel angekündigten Hauptfrage: von Einführung des englischen Geschmackes auf unserer Schaubühne. Der Verfasser derselben ist ein D. der Arzneykunst, welcher von Anbeginn, bey der in unsrer Stadt Leipzig, seit 30 und mehr Jahren, gereinigten und gebesserten deutschen Schaubühne, ein beständiger und unparteyischer Zuschauer und Zeuge gewesen. Dieser geht nun Hrn. Niemands kritische Machtsprüche, als ein scharfer Kunstrichter von Wort zu Worte durch. Und was entdecket er demselben nicht für Uebereilungen, Irrthümer, Bosheiten und andre Vergehungen! Kurz, es bleibt nichts ungeprüfet und unwiderleget: und es wird mit unumstößlichen Gründen dargethan; daß das englische Theater noch sehr roh, unregelmäßig und wild sey: wie alle erste Schaubühnen der Völker, selbst der Franzosen ihre, auch gewesen, ehe sie von guten Köpfen verbessert worden; und daß so wohl die Wälschen, als die Holländer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, eben das gethan, was Herr Pr. Gottsched im Deutschen unternommen, als sie ihre unordentlichen Bühnen haben reinigen wollen.

Wir haben in dem allen ein großes Stück von der Geschichte unsrer dramatischen Dichtkunst, mit Vergnügen darinn angetroffen. Alles, was davon gesaget worden, ist hier in Leipzig allen denen bekannt, die um die Jahre 1725, 1730, 1735 bis 1740 hier schon gelebet, und den Schauplatz besuchet haben. Wer also künftig von der dramatischen Dichtkunst der Deutschen etwas ausführliches wird schreiben wollen, der wird, nebst des sel. M. Schulzens Briefen von der Leipz. Schaubühne, und des sel. D. Stegers Vertheidigung derselben, auch diese Briefe lesen und brauchen müssen. Die seltsame Scene von D. Fausten mit 7 Teufeln aber, die Herr Niemand so sehr angepriesen, wird zuletzt in aller ihrer Blöße, als ein abgeschmacktes Geplauder, ohne Natur und Wahrscheinlichkeit vorgestellet.

1759. Kurz, es wird niemanden reuen diese theils lustigen theils ernsthaften Briefe gelesen zu haben.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit,*) Leipzig, 1759, Christmond, pag. 916—923.

Berlin. Briefe, das Neueste aus der Litteratur betreffend. I. Theil, bei Friedr. Nicolai.

Es giebt Kunstrichter, die alle Scribenten, böse und gute, ohne allen Unterschied loben, entweder, weil sie es für artig halten, oder weil sie bey Gelegenheit eine gleiche Gefälligkeit erwarten, oder — weil sie es nicht besser verstehen. Was richten sie aber nicht mit ihrer Artigkeit für Schaden an! Sie ermuntern junge Scribenten zu schreiben, ehe sie denken, sie erfüllen sie mit Unverschämtheit und Stolz, sie machen den Geschmack bey denjenigen, wo er noch nicht befestiget ist, unsicher und ungewiß, und rauben selbst dem Verdienste die Lorbern, die ihm allein gehören. Quintilian sagt: Illa vitiosissima, quae iam humanitas vocatur, invicem qualiacunque laudandi, cum est indecora et theatralis, — tum studiorum perniciosissima hostis. Supervacua enim videntur cura ac labor, parata, quicquid effuderint, laude — — Hinc tumor et vana de se persuasio — Wie wenig gehört der Verfasser zu solchen intempestivis laudatoribus! Er sagt, daß B . . ein schlechter Uebersetzer; R . . ein mittelmäßiger Philosoph; W . . nicht selten ein schwülstiger Dichter; und G . . ein seichter Kunstrichter ist; er sagt es frey, ohne sich vor dem Ungewitter zu fürchten, daß die Scribler und Dunse ihm zubereiten: und freylich haben sie sehr Ursache auf ihn böse zu seyn; denn wie viel elende Scribenten werden unter der Schärfe dieses Schwerdts fallen! Wir wollen keine Probe daraus anführen; denn wir wünschten, daß alle Freunde des Geschmacks neugierig genug wären zu wissen, von was für artigen Dingen der bey Zorndorf verwundete

*) Herausgeber: Johann Christof Gottsched.

Officier unterhalten würde: sie werden gewiß über die Kugel nicht böse seyn, die ihn getroffen hat, wenn sie vermuthen sollten, daß dieses die wirkliche Gelegenheit zu diesen Briefen gewesen wäre. Der Philosoph, der Kunstrichter, der Dichter, der Geschichtschreiber, der Sprachgelehrte, jeder findet etwas für seinen Geschmack. Und wenn man auch an der Wahrheit desjenigen bisweilen zweifeln wollte, was der Verfasser sagt, so verführt doch seine heitere Mine so sehr, daß man alles so lange für wahr hält, als er es gesagt. Wöchentlich wird ein Bogen davon ausgegeben. 1759.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1759, 5. Band, 1 Stück, pag. 156—158.

Philotas, ein Trauerspiel. Berlin, bey Voß, 1759.

Wir haben schon anderswo angemerkt, daß unser Theater nie bey den Ausländern ein besondres Ansehen erhalten werde, wenn wir den dramatischen Werken nicht einen eigenthümlichen, von den Werken andrer Völker verschiednen, Charakter anerschaffen, der uns von dem Vorwurfe der sclavischen Nachahmung befreyen könnte. Es war zwar sehr zu vermuthen, daß diese Anmerkung unendliche Misdeutungen nach sich ziehen würde: vielleicht aber wären damals eben so unendlich viele Definitionen, Divisionen, und Distinctionen unnütz gewesen, unsre Meynung begreiflich zu machen, da wir kein Muster hatten, worüber wir uns erklären konnten. Nur eins anzuführen, wie leicht hätte man uns nicht etwas aufdringen können, was weiter keine besonders merkwürdige Eigenschaft hätte, als das bloß Fremde? Was für ein Genie ward nicht erfodert, den Anfang einer solchen Reformation zu machen! ein Genie, das, wenigstens in der Anlage, des Shakespears seinem gleich kommen mußte. Hierzu kam noch die Wahrscheinlichkeit, daß dergleichen Original nur sehr spät bey unsrer Nation Beyfall erhalten würde, da die mehresten sich so sehr in das Ausländische, besonders das Französische, verliebt haben, daß sie ein solches Werk schwerlich achten

1759. würden, wenn sie irgend einen gewissen Ton, einen gewissen Ursprung des Gedanken vermissen, oder eine elende willkührlich erdachte Regel beleidigt finden sollten, von der sie selbst keinen Grund anzugeben wissen. Natürlicher Weise gefallen uns die engländischen Werke besser, als die französischen, weil die Engländer die Charaktere genauer kennen, und daher unsre Empfindungen weit stärker erregen können, als die Franzosen:*) dagegen aber erlauben sie sich viele regellose Ausschweifungen, die uns misfallen. Die Franzosen bemühen sich mehr, ihre Kunst und ihren Witz zu zeigen, als unser Herz zu rühren: man sollte glauben, sie schrieben nur, um ihrem Geiste ein Compliment zu machen. Die Alten arbeiteten ihren Zeiten und Sitten gemäß; ihre Werke sind die schönsten Copien der Natur, aber einer veralteten Natur, die auf uns keine Wirkung mehr hat, wenn wir sie nicht etwa als Kunstrichter betrachten. Sollte es nicht ein Genie unter den Deutschen geben, das noch ein viertes deutsches Werk hervorbrächte, oder aus den drey benannten Originalwerken ein neues herauszöge, das zu unsrer Denkungsart das beste Verhältniß hätte? Vielleicht ist das letzte die Absicht des schönen Geistes gewesen, dem wir den Philotas zu danken haben: ein völliges Original, aber ein so schönes Original, daß wir unserm Vaterlande in allem Ernst dazu Glück wünschen können. Wir werden uns nicht dabey aufhalten, den Philotas nach allen Kleinigkeiten zu untersuchen; ein jeder wird ohne unser Erinnern sehen, daß die Anlage richtig, die Einheiten getreu beobachtet, die Situationen gut angelegt sind. Vielmehr wollen wir einen kleinen Commentar über unser Trauerspiel schreiben, der die flüchtigern Leser in den Stand setzen kann, es mit Unpartheylichkeit und Aufmerksamkeit zu beurtheilen.

Um den Hauptcharakter, und den Einfluß, den er auf die Katastrophe hat, wohl zu prüfen, muß man nicht vergessen, daß er, wie es S. 16 heißt, eine wunderbare Vermischung von Kind und Held ist, etwa so einer, wie der Prinz Alexander war, nur noch etwas mehr veredelt. Daher kömmt es, daß ein gewisses unglückliches Vorurtheil, wozu ihn sein feuriger, noch nicht gesetzter, Geist veranlaßte, ihn zu dem Entschluß bringt, sich selbst zu erstechen.

In einem jeden andern Trauerspiele würde vielleicht diese Ursache unerheblich seyn; man würde verlangt haben, daß seine Situation so gefährlich, so fürchterlich sey, daß kein ander Mittel als der Tod übrig bleibe; ob man gleich Mühe haben würde, das Recht zu dieser Foderung aufzuzeigen. Philotas war frey, so bald er nur wollte, seine Wunde, seine Gefangenschaft war ihm nicht unrühmlich: warum erstach er sich? Freilich! er war aber fast noch ein Kind; und ein Held! — Er brannte für Begierde, seine zarte Jugend durch eine, seiner Meinung nach, sehr schimmernde, That unsterblich zu machen: dazu kam noch, daß er wirklich die edelmüthige Absicht hatte, seinem Vater den Sieg in die Hände zu spielen, und dadurch dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, wie es sehr deutlich in dem unvergleichlichen Monolog S. 19 vor Augen liegt. — Eben so kam es mit seinem jugendlichen Feuer sehr wohl überein, daß er auf eine so wunderliche ungestüme Art, durch das Herumhauen mit dem Schwerdte, die Gelegenheit suchte, sich den tödtlichen Stoß zu versetzen. Wir bewundern allerdings den Catilina beym Crebillon, wenn er, da ihm Tullia den Dolch abfordert, sich denselben in die Brust stößt, und ihr ihn mit den Worten darreicht: le voilà! Allein es ist noch eine Frage, welches von beyden auf dem Theater eine größere Wirkung haben wird. Wenigstens kann man nicht läugnen, daß die Handlung des Philotas seinem Charakter angemessen sey: da eben diese an dem Catilina hingegen würde zu tadeln gewesen seyn, weil er ein Mann war, und also eine männliche Größe zeigen mußte. Dergleichen Dinge lassen sich dann erst entscheiden, wenn man sie wirklich vorstellen sieht.

Wenn unsre Leser uns dieses zugeben; so ist es vielleicht möglich, daß ihnen der scherzhafte fünfte Auftritt auf keinerley Weise zu rechtfertigen scheinen möge. Es ist uns sehr neu, daß man im Trauerspiel witzige Einfälle hört: denn wo findet man doch dergleichen beym Corneille, Racine, oder Voltaire? welcher letztere so gar den Shakespear wegen gewisser lustigen Scenen in seinem Hamlet heftig tadelt. Wir selbst stimmen mit dem Voltaire von ganzem Herzen überein: aber nicht, als wenn wirs für unleidlich hielten, daß man in der Tragödie

1759. scherzt; sondern weil die Personen, die Shakespear scherzen läßt, allzu klein sind, allzu sehr mit den Helden contrastiren, als daß dieses der tragischen Wirkung nicht Abbruch thun sollte. Warum sollen ein paar Krieger, ein Philotas und ein Parmenio, in einer Situation, die für sie keine traurige Aussichten hatte, nicht einen kleinen anständigen Scherz vorbringen, besonders wenn er von so wahrhaftig heroischen Gesinnungen begleitet wird? Wenn es bloße bon mots wären, mit denen sie spielten, so würden wir die ersten seyn, sie zu tadeln.

Noch andern wird der Styl allzu simpel und der tragischen Hoheit unwürdig vorkommen. Wir unterstehen uns aber zu behaupten, daß die Gewohnheit hier gar in keine Betrachtung komme. Nichts war simpler, als die Schreibart des Sophokles, wie man aus dem Batteux lernen mag, wenn man ihn nicht im Original lesen kann: und doch, was war wahrhaftig erhabner, rührender, pathetischer, als die Trauerspiele des Sophokles? Wir haben, sagt Batteux, unsre Helden bisher prächtig zu kleiden gewußt: laßt uns itzt anfangen, sie richtig zu mahlen. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir die erhabne Schreibart aus dem Trauerspiele verbannen möchten: man muß nur dem Dichter kein Verbrechen daraus machen, wenn er Simplicität im Ausdrucke, und Erhabenheit in den Gesinnungen und Leidenschaften, mit einander verbindet. Es ist ungewöhnlich: allerdings! aber was ungewöhnlich ist, ist das darum auch schlecht? Es ist zwar leicht möglich, daß unserm Dichter bey einer zwoten Auflage nicht alle Ausdrücke gar zu richtig vorkommen möchten, wo manchmal etwas zu gezwungen oder zu niedrig scheint. —

Uebrigens wünschten wir, daß Jemand ein gutes Metrum fürs Trauerspiel erfinden möchte, das bey der Harmonie nicht zu sehr die Simplicität der Deklamation aufhübe, und uns dennoch für den Mangel des Reims schadlos hielte, der freylich keinem einzigen tragischen Dichter anzupreisen ist. Das fünffüßige Sylbenmaaß hat allzu wenig Mannichfaltigkeit, daß es das Ohr rühren sollte. Und in der That ist die Versification doch eine Schönheit, die wir nicht gerne in unsern tragischen Werken entbehren möchten.

B.

*) Der Mangel an stark gezeichneten Charaktern in den französischen Trauerspielen ist die Folge eines gewissen allgemeinen Vorurtheils, von dem selbst du Bos nicht frey ist. „Der tragische Poet, „sagt er, (S. 426 des 4ten Th. der Bibl.) kann den Grad der Voll„kommenheit, dessen er fähig ist, geschwinder erlangen, als der komische „Poet: „Genie und eine allgemeine Kenntniß des menschlichen Herzens „sind hinlänglich, wenn man ein vortrefliches Trauerspiel machen will: „aber um ein vortrefliches Lustspiel zu machen, muß man Genie haben, „studiren, und lange in der Welt gelebt haben." — Die Trauerspiele der Engländer beweisen sehr überzeugend, wie nützlich es auch einem tragischen Dichter sey, wenn er das menschliche Herz sorgfältig studirt, und sich nicht bloß an einer allgemeinen Kenntniß desselben begnügt. Daß die Franzosen überhaupt mit dem menschlichen Herzen nicht vollkommen bekannt sind, zeigt sich eben so wohl in ihren Lustspielen, als in ihren Trauerspielen. Die englischen Lustspiele sind in diesem Stücke den französischen weit vorzuziehen.

1759.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1759, 5. Band, 2. Stück, pag. 311—317.*)

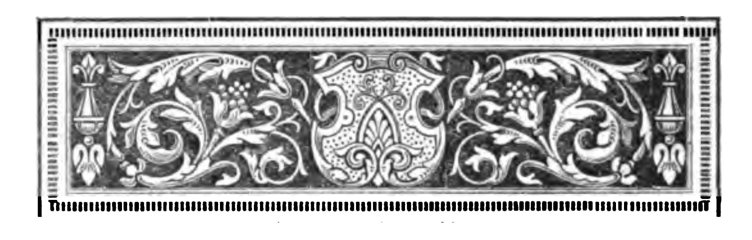
---

*) Wir lesen:

1759. — Eine außerordentliche Erscheinung, ein Trauerspiel in einem Aufzuge in Prosa, dessen Helden ein Kind ist, und worinnen sich der Verfasser Einfälle des Witzes erlaubt hat, ein Stück von Lessing — kurz Philotas kam heraus. Die Schweitzer parodirten es unter dem Titl: Polytimet.**)

Chronologie des deutschen Theaters, 1775, pag. 206.

**) Verfasser: Johann Jakob Bodmer.



1760.

Berlin.

1760. — Von den **Briefen, die neueste Litteratur betreffend**, die bey eben diesem Verleger*) erscheinen, haben wir den Anfang des dritten Theils, vom 45sten bis zum 52sten Brief in den Händen, welche zusammen 9 Bogen in Oktav machen. Im 45sten wird ein weiterer Auszug aus des P. Boscovich System der natürlichen Weltweisheit mitgetheilet. Der 46ste Brief begleitet die seltsamen Anstalten, welche der ehemalige Director der Kaiserlichen Akademie der freyen Künste in Augspurg projectirt hatte, mit Anmerkungen. Unsern Lesern wird es bekannt seyn, daß diese Akademie neulich mit großem Krachen aus einander gefahren sey. Der 47ste rühmt eine kleine Schrift, welche vor kurzem hier zu Leipzig, unter dem Titel: Gedanken von dem Ursprunge, Wachsthum, und Verfall der Verzierungen in den schönen Künsten, 2c. herausgekommen ist. Im 48. 49. 50. und 51sten Brief hat es der Verfasser mit dem Nordischen Aufseher zu thun, welchen der Herr Hofprediger Cramer herausgegeben hat. Ihm gefällt verschiedenes in demselben nicht, z. E. die vorgeschlagene Methode einem Kinde den Erlöser der Welt kennen zu lernen; der Satz, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne; die drey darinne angegebene Arten über Gott zu denken, 2c. S. 97. 98. heißt es: „Herr Cramer ist der vortrefflichste Versificateur. Daß aber sein poetisches Genie, wenn man

*) Nicolai.

ihm überhaupt ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft genug bedauert. Wer eine oder zwey von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet!! Im 52sten Briefe werden zuerst Anmerkungen über den Zustand der Geschichte in Deutschland gemacht, und behauptet, daß der Nahme eines wahren Geschichtsschreibers nur demjenigen zukomme, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibet. Hierauf wird von des Herrn Geh. Justitz-Rath Gebauers Portugiesischer Geschichte Nachricht gegeben, und sonderlich die Untersuchung zweifelhafter Begebenheiten, und die Unpartheylichkeit daran gerühmet. Der Verfasser wählet zum Beyspiel die Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, und die vier Pseudo-Sebastiane, die nach und nach aufstanden; ingleichen den Antheil, den unser Martin Beheim an der Entdeckung von Amerika soll gehabt haben. Zuletzt zeiget er, daß der in dem Vers:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum,

enthaltene Einfall Ludwig des XIV. den man auch dem V. von Portugall zuschreibt, eigentlich eine Erfindung Heinrich des IV. sey, wie man aus den Apophthegmes de Henri le Grand sehen könne, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theil seiner denkwürdigen Rede beygefügt und übersetzt hat.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 3. Januar.

Berlin.

Wir haben eine abermalige Fortsetzung von den beliebten **Briefen, die neueste Littratur betreffend**, welche bey dem Buchhändler Nicolai herauskommen, erhalten. Sie

1760. gehet vom 53sten bis zum 76sten Brief, und beträgt 16 Oktavbogen. Im 53sten Brief werden zu des Hn. Gebauers Portugiesischen Geschichte beträchtliche Zusätze aus der Histoire de Dom Antoine, Roi de Portugal, tirée des Memoires de Dom Gomes Vasconcelos de Figueredo, par Mad. de Saintonge, (Amsterd. 1696, Duodez) die diesem großen Kenner der Geschichte entwischt war, gemacht. In den drey folgenden Briefen werden einige Hypothesen aus dem physikalisch-mathematischen System des P. Boscovich beurtheilet. Sie sind zwar schwach; aber man lieset sie doch mit Vergnügen, sonderlich in einem Auszuge wie der gegenwärtige ist. Im 57sten Brief, mit welchem der Dritte Theil dieser Briefe geschloßen wird, werden die kritischen Gedanken des Hrn. D. Heilmann über den Thucydides, gerühmet. Der 58ste Brief redet von der allgemeinen Wuth der Deutschen, nachzuahmen: und der folgende zeiget, daß auch der Verfaßer der prosaischen Gedichte ein Nachahmer, nämlich von dem Hrn. Geßner, obgleich kein unglücklicher, sey. Im 60sten Brief wird dargethan, daß in der gelehrten Republik die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern dienen. Im 61sten und 62sten wird von des Hrn. Prof. Sulzers kurzen Begrif aller Wißenschaften Nachricht gegeben, und Anmerkungen über einige seiner Aufgaben und Vorschläge gemacht. Es ist besonders lesenswürdig, was S. 232 fg. von der Erfindung einer allgemeinen Sprache und Schrift gesagt wird. Die beyden folgenden Briefe beschäfftigen sich mit des Hrn. Wieland Trauerspiel, Johanna Gray, und beweisen, daß der Verf. nicht allein die besten Stellen, sondern auch den ganzen Plan seines Stücks aus der Jane Gray des Nic. Rowe genommen habe. Herr W. heißt es S. 267. hat mit dem großen Plan des Englischen Stücks nichts anders gemacht, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen. Der 65ste Brief betrifft die Anmerkungen des Hrn. Rektor Heinze, über die Sprachkunst des Hrn. Prof. Gottsched. Es wird zugleich darinnen untersucht, was grämisches Anschnarchen sey. Im 66sten lesen wir eine scharfsinnige Anmerkung über die Idealschönheit in den schönen Wißenschaften. Alle schönen Künste

können sich immensum et infinitum aliquid in der Einbildung zum Muster vorstellen; nur die Dichtkunst muß, nach Plutarchs Ausspruch, Gutes mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem, vermischen. In der That machen auch die vollkommen tugendhaften Charaktere dem Dichter die wenigsten Schwürigkeiten. Aber sie sind auch zur Erreichung seiner Absichten am wenigsten geschickt. Sie nehmen sich in der Natur sehr stark, aber in der Nachahmung sehr wenig aus. Die vermischten Charaktere hingegen geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, und erregen heftigere Leidenschaften; ihre Erdichtung hat dem Dichter auch eine größere Anstrengung des Geistes gekostet. Der 67ste Brief beschreibt des Herrn Iselins Versuch über die Gesetzgebung. Im 68sten und 69sten wird von den neulich gedruckten Briefen des Hrn. von Fabrice über den Aufenthalt des Königs Carl des Zwölften in der Türkey, geredet, und in der Vergleichung, die zwischen derselben, und zwischen der Geschichte dieses Königs von dem Herrn Voltaire, angestellet wird, verlieret dieser letztere Schriftsteller sehr viel. Der 70ste Brief zeiget die verbeßerte Ausgabe der Fabeln des Hrn. Leßing, und giebt einen Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel. Von des Hrn. Prof. Uhls Sylloge nova epistolarum, wird im 71sten Briefe gehandelt. Die vier folgenden sind über den von der Königl. Akademie der Wißenschaften zu Berlin aufgegebenen Preis, auf die Lehre von dem Einfluß der Sprachen in die Meynungen, und der Meynungen in die Sprachen, über die Preisschrift des Hrn. Prof. Michaelis zu Göttingen, und über eine Abhandlung, die derselben am nächsten kömmt, gerichtet. Bey unserer Kürze müssen wir uns begnügen, den Leser dahin zu verweisen. Die Vertheidigung des Cicero, in Ansehung der Worte voluptas und summum bonum der Epikuräer, ist so richtig, daß wir ihr beytreten. Der 76ste Brief, welcher zugleich der letzte im 4ten Theile ist, gehet die verschiedenen Urtheile durch, welche von diesen Briefen gefället worden, und die Schriftsteller, welche sich gegen die Vorwürfe derselben zu rechtfertigen gesucht haben. Es ist ausgemacht, daß sich die Verfaßer der Briefe durch Hinderniße dieser Art nicht irre machen laßen dürfen. Ihre Beurtheilungen über Materien aus der Philosophie,

1760. der Geschichte, und den schönen Wißenschaften, sind desto schätzbarer, da sie zugleich häufige Beweise ablegen, wie viel sie selbst in diesen liebenswürdigen Theilen unserer Erkenntniß zu leisten vermögen. Man kennet zwar ihre Person nicht, aber man kennet ihren Geist: und dieses ist genug.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 28. Januar.

Berlin.

Voß hat verlegt: Gotthold Ephraim Lessings Fabeln; drey Bücher; nebst Abhandlungen, mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. 8v. 16 Bogen. Wir wollen anfangs von den Abhandlungen reden. Die erste betrifft das Wesen der Fabel. Nachdem Herr L. verschiedener Kunstrichter Erklärungen der Fabel geprüft, giebt er selbst folgende: „wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heisst diese Erdichtung eine Fabel." Sie ist einfach, wenn aus ihr nur eine allgemeine Wahrheit gefolgert wird: zusammengesetzt, wenn diese Wahrheit auf einen wirklichen, oder als wirklich angenommenen Fall angewandt wird. So ist die Fabel vom kreissenden Berge, beym Phädrus einfach, beym Hagedorn zusammengesetzt. Die II Abhandlung zeigt, daß die Thiere in der Fabel deßwegen vorzüglich gebraucht werden, weil jedermann ihre Charaktere kennt, und also ihr Nahme statt einer Beschreibung ist. Wenn der Wolf und das Lamm genannt werden, so weiß gleich jeder wie sich eines zum andern verhält: wollte man statt ihrer den Nero und Brittannicus nennen, so würden beyder Charactere und Verhältnisse nicht so bekannt seyn. Hr. L. glaubt also nicht mit Hr. Breitingern daß die Thiere des Wunderbaren wegen in den Fabeln gebraucht würden. Wenn Bileams Eselinn der Mund aufgethan wird, so ist das etwas wunderbares, aber wenn sich die 316. griechische

Fabel anfängt: *Φασιν ὀτε Φονεεντα ην τα ζωα* u. s. w. 1760.
so ist offenbar, daß der Fabulist nichts wunderbares erzählen will, sondern das was zu der Zeit, die er annimmt, dem Laufe der Natur vollkommen gemäß war. In der III. Abh. prüft Hr. L. des Aphthonius Eintheilung der Fabel, und zeigt zugleich, wie der Freyh. v. Wolf solche verbessert. In der IIII. äussert Hr. L. eigne Gedanken von dem Vortrage der Fabeln. Er will solche nach dem Muster der äsopischen griechischen, so kurz und ungeschmückt als möglich haben. Also tadelt er den la Fontaine, wegen der dabey angebrachten Zierrathen. Der Fabulist nennt den Fuchs, mit einer einzigen Sylbe das Bild eines witzigen Schalkes zu entwerfen, und Fontaine schildert ihn in vielen Zeilen, eine lustige Beschreibung von einem Dinge zu machen, dessen Vorzug eben der ist, daß es keine Beschreibung bedarf. Der Fabulist will in einer Fabel nur eine Moral zur anschauenden Erkänntniß bringen: Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Theile derselben so einzurichten, daß sie uns von dieser Wahrheit abziehe, und mache, daß man die ganze Fabel nicht auf einmahl übersehen kann. (Uns deucht Hr. L. verfährt hier mit F. zu strenge: dessen Fabeln auch ein mittelmässiger Geist ohne durch die Zierrathen zerstreut zu werden, doch im Zusammenhange übersehn kann. Fabeln, welche alle mögliche Kürze haben, wie Hr. L. verlangt, können schön seyn: Müssen deßwegen andere nothwendig schlecht seyn? Darf F. und Hagedorn und Gellert nicht denken, wie Hr. Lessing

Ich schreibe nicht für kleine Knaben
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben
Den ihre Lehrer nicht verstehn?)

Auch gesteht Hr. L., daß er die erhabene Absicht die Welt mit seinen Fabeln zu belustigen nicht gehabt; wie F. solches durch den Vortrag thun wollen, und daß er den prosaischen Vortrag gewählt, weil ihn der poetische leicht von der Kürze und Einfalt der Fabel hätte abführen können. Er zeigt noch: wie Phädrus, so oft er sich von den griechischen Mustern entfernt, grobe Fehler begangen, und macht zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers Hoffnung, die man von einem Manne, der so viel Gelehrsamkeit mit so

1760. viel Geschmack verbindet, gern erwarten wird. Die letzte Abhandlung redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in Schulen, welcher vornehmlich darauf ankömmt, aus einer Fabel andere zu erfinden.

Die VI. Fabel des 1. B. heisst so: „Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiederte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte dir nachzuahmen. ——— Schriftsteller meiner Nation . . Muß ich mich noch deutlicher erklären." Im zweyten Buche sind alte Fabeln gebraucht worden, neue daraus zu machen. Die Einleitung dazu wird mit einer Fabel von einer geschmolzenen ehernen Bildsäule gemacht, aus welcher ein Künstler eine neue verfertiget. Er hätte auch sagen können, der neue Künstler habe an die alte Bildsäule Theile gesetzt, dadurch das Werk eines Phidias oder Myron nicht verunziert ward, so verhält es sich mit vielen Fabeln in diesem Buche. Der Fabel vom Manne, der die gefrohrene Schlange fand, wird zur Entschuldigung der Schlange hinzugesetzt: Er habe sie wirklich für erfroren gehalten, und weil es eine von den bunten Schlangen gewesen, so habe er ihr die Haut abziehen wollen. Der Krähe wurden alle gestohlne Federn genommen, „lasset nach, sagte sie, ihr habt nun alle das eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eigenen glänzenden Schwanzfedern an der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig armseelige Närrin: auch diese können nicht dein seyn, und hackten weiter." Doch einige Fabeln sind umgeschmolzen. „Eine blind gewordene Henne scharrte immer noch aus Angewohnheit fort, eine sehende, die ihre zarten Füsse schonte, wich nie von ihrer Seite, und fraß ihr alle die aufgescharrten Körner weg. — Der fleissige Deutsche macht die Collectanea, und der witzige Franzose nutzt sie." Im 3. B. hat Hr. L. durch ein paar Versuche gezeigt, wie man eine Art von Epopee aus der Fabel machen kann, wenn eine moralische Wahrheit durch verschiedene Fabeln, die zusammen ein Ganzes ausmachen, durchgeführt wird. Ein alter Wolf that verschiedenen Schäfern, alle mögliche Vorschläge sein Leben mit ihrem geringern Schaden, als er ihnen sonst thun könnte, zu unterhalten: weil sie ihn

alle abwiesen, „brach er aus Verzweifelung in ihre Wohnungen ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne grosse Mühe von ihnen erschlagen. Da sprach der weiseste von ihnen: wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das äusserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen." Wir haben von diesen Fabeln so viel angeführt, daß wir unser Urtheil davon nicht weitläufig zu sagen brauchen. Das Neue in ihrer Erfindung, und das Ungekünstelte in ihrem Vortrage, wird ihnen den Beyfall der Leser erwerben. Die Ursache, warum Hr. L. ihnen den poetischen Zierrath versagt hat, kömmt vielleicht blos auf die Bedeutung eines Wortes an. Man mag ausgeputzte Fabeln, wenn es keine seyn sollen, Erzählungen nennen, denn es müssen ja nicht alle Erzählungen der Absicht der Fabel so entgegen gesetzt seyn, wie Rosts seine.

1760.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1760, 31. Januar.

Berlin.

Der dritte Theil der **Briefe die neueste Litteratur betreffend**, die in Nicolais Verlage zu finden sind, setzt im 45 u. fr. Br. Betrachtungen über die ersten Gründe der Mechanik, nach Veranlassung eines Werkes des P. Boscowich fort. Der P. Boscowich nimmt Puncte an, die einander mit gewissen Kräften, welche sich nach der Entfernung richten, anziehen und zurückstossen, und setzt aus solchen die Körper zusammen. Bey den Anwendungen dieser Hypothese wird hier unter andern, des P. Boscowich Beweis, daß jeder Körper einen Schwerpunct, und nur einen, habe, erwähnt. Der P. Boscowich glaubt, kein Mechaniker habe sich noch bemüht, diese Sätze zu erweisen. (Varignon hat dergleichen Beweis schon gegeben, der richtig ist, wenn man die Zusammensetzung der Kräfte, auf welche V. seine ganze Statik gründet, annimmt. Auch außerdem ist dieser Beweis aus den bekannten Lehren vom Hebel leicht herzuleiten, weil dieselben zeigen, wie man zwey Gewichte, und also nach

1760. und nach mehr und mehr, oder die Gewichte aller Elemente eines Körpers in einen, und nur in einen Punct bringen kann.) Es wird in diesem Briefe ein leichterer Beweis von diesen Sätzen versucht. Jede Masse, heisst es, lässt sich von einer geradelinichten Fläche (soll Ebene; planum heissen) in zweene gleichschwere Theile schneiden; denn wenn sie in ungleichschwere Theile geschnitten wird, und die Fläche sich so fort bewegt, daß sie sich selbst parallel bleibt, so wird sich irgendwo die Verhältniß der Theile umkehren, und auf die Seite der Fläche, wo vorhin der leichtere Theil war, der schwerere kommen; also muß es unter diesen parallelen Lagen der Fläche eine geben, wo beyde Theile gleich schwer sind. (Unter gleichschwer könnte man verstehen, daß die beyden Theile von einander gesondert, und jeder in einer Wagschale gelegt, gleich viel wögen. Aber so gehört dieser Satz nicht zum Schwerpuncte, der den Körper nicht in gleichschwere in diesem Verstande, sondern in solche Theile theilt, da die Summe der Momente auf jeder Seite bey einem so groß als bey dem andern ist, und keiner die Ueberwucht hat, die man also vielleicht bequem gleich wichtige nennen könnte. Indessen hat sich der Hr. V. nicht erklärt, welche Bedeutung das Wort gleichschwer haben soll, und diese unbestimmte Art sich auszudrücken, benimmt schon der Ueberzeugung seiner Schlüsse etwas.) Zweytens heisst es; wenn man blos die Schwere zu betrachten hat, kann man von der Ausdehnung abstrahiren, und annehmen, als wenn die Schwere des ganzen Körpers in der Fläche concentrirt werde, die ihn in gleichwichtige Theile zerschneidet. (Das ist es eben, was erwiesen werden soll; daß man von der Ausdehnung abstrahiren kann. Ohne diese Abstraction, die eben dargethan werden muß, zum vorauszusetzen, lässt sich erweisen, daß die Schwere (wir wollen lieber sagen das Gewicht, und jenen Nahmen der Kraft der Schwere, der vi gravitatis acceleratrici eigen überlassen,) des ganzen Körpers in der Fläche concentrirt sey, die ihn in gleichwichtige Theile theilt, wenigstens wenn diese Fläche vertical ist. Denn was sie zu sinken hindert, hindert den ganzen Körper zu sinken, weil kein Theil auf einer Seite ohne den andern entgegengesetzten sinken kann, und der Körper wegen des Gleichgewichts sich auch nicht

1760.

drehen kann. Was aber den ganzen Körper zu sinken hindert, trägt ohne Zweifel seine ganze Last, und also ist es so viel als ob das Gewicht des Körpers auf ihm läge, was die erwähnte Fläche unterstützt.) Aus diesen beyden Sätzen folgert der Hr. V. daß jede Masse einen Schwerpunct haben müsse, weil sich die Schwere, nachdem man sie in die Fläche concentrirt habe, als in die halbirende Linie, und ferner als in den halbirenden Punct concentrirt betrachten lässt. (Wir sehen nicht was das halbiren hiebey zu thun hat. Es müsste genauer betrachtet werden, wie die Schwere in der Fläche concentrirt wäre, damit man nachgehends eine Linie angeben könnte, die diese Fläche in zweene gleichwichtige Theile theilte, u. s. w. Diese Schlüsse sind also zur Ueberzeugung viel zu unvollständig.) Wen das Tiefsinnige im 45. u. 46. Br. ermüdet hat, oder auch, wer dieses Tiefsinnige überschlagen hat, der findet im 48. von den Schicksaalen der sogenannten Kais. Franzisc. Akademie der freyen Künste zu Augspurg, eine Nachricht, die in einer lustigen Schreibart abgefasst ist. In dem 47. Br. wird das Ungereimte des jetzo so überhand nehmenden gout baroque und anderer solcher unnatürlichen Verzierungen; deutlich gezeigt. Von dem nordischen Aufseher wird im 48. Br. geredet, und insbesondere wieder die Methode, welche der erdichtete Nestor Ironside gebraucht, seinem Sohne den Erlöser kennen zu lernen, eine Erinnerung gemacht. Am Ende des 48. Br. werden noch aus dem Aufseher, vortreffliche Stellen aus einem dänischen Gedichte des Hrn. Tullin übersetzt angeführt. Der 49. Br. wird dem V. bey den Freunden der Religion Ehre machen, weil er sich wieder neumodische Christen erklärt, die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey dadurch ausweichen wollen, daß sie von der Religion überhaupt und fein enthusiastisch zu schwatzen wissen. Insbesondere wird der jetzt bey vielen so gewöhnliche Satz geprüft; daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne. Der 51. Br. enthält vortreffliche Anmerkungen, wie man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne, aus dem nordischen Aufseher. Im 52. wird unsers Hrn. Geh. Justizr. Gebauers

1760. portugiesische Geschichte gerühmt; und zur Probe die Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian daraus angeführt, diesem folgt die gründliche Prüfung, die Martin Behaim die Ehre die neue Welt entdeckt zu haben abspricht, die Hr. G. nicht nur in Betrachtung der Sorgfalt und Einsicht, mit der sie angestellt ist, sondern auch deßwegen Ehre macht, weil doch ein Deutscher hier für seinen Landsmann partheiisch seyn könnte. Ein Einfall der K. Johann V. von Portugall, und vor ihm Ludewig XIIII. zugeschrieben wird, kann, wie das Ende dieses Briefes zeigt, von beiden aus den Apophtegmes de Henry le Grand genommen worden seyn. Die nächsten Briefe haben wieder mit dem P. Boscowich zu thun. Es wird gezeigt, daß derselbe sehr unzureichende Hypothesen für eine Erklärung der ersten Gründe der Naturlehre und Mechanik angegeben, weil er die leibnizischen Gedanken nur zur Hälfte angenommen, auch einen Theil derselben nicht glücklich bestritten hat. Im ganz letzten wird die Ankündigung von unsers Hrn. Pr. Heilmanns Uebersetzung des Thucydides, mit Ruhme erwehnet.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1760, 14. Februar.

Berlin.

In dem **vierten Theile der Briefe, die neueste Litteratur betreffend**, die bey Nicolai herauskommen, ist eben die Abwechslung von Nachrichten aus den schönen Wissenschaften und der ernsthaftern Gelehrsamkeit, mit eben der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit im Urtheilen verbunden, die wir bey den vorhergehenden angezeigt haben. In dem ein und sechszigsten und einigen folgenden Briefen, wird von Hr. Sulzers allgemeinen Begriffe aller Wissenschaften geredet. Hr. S. wünscht eine allgemeine Schrift, die jede Nation in ihrer Sprache lesen könnte, und glaubt, daß Leibniz dergleichen gesucht. Es wird aber hier sehr richtig gezeigt, daß Leibnizens Verlangen nichts mit der Philologie gemein gehabt.

Er suchte vielmehr allgemeine Zeichen der Begriffe, durch deren Versetzung und Verbindung, man Schlüsse auf eben die Art machen könnte, wie man in der Algebra, Schlüsse von Grössen fast mechanisch durch die Rechnung macht. Wolf hat in der lat. Ontol. 964 §. einige Sätze hievon. Unter denen, die sich in Hr. S. Verstande um eine allgemeine Schrift bemüht haben, wird hier J. J. Becher erwähnt. (Man hätte David Solbrigen, Mitgl. der Kön. Societät der Wissenschaften zu Berlin, beyfügen können, dessen Scriptura oecumenica, sive ratio scribendi per zifras, lateinisch, deutsch und französisch zu Soltquell 1726. herausgekommen ist, wovon sich auch etwas in den Miscell. Berolinens. 1723 befindet.) Im 63 u. f. Briefen wird Hr. Wielands Johanna Gray sehr scharf beurtheilt, und gewiesen, daß H. W. Plan, Situationen und die schönsten Stellen aus Rowes englischem Trauerspiele von eben dem Gegenstande genommen, und nicht eben verbessert hat. Hr. W. ist dabey die Vergessenheit entwischt, daß er einmahl eine Person nennen lässt, die in R. Trauerspiele wichtig ist, von ihm aber gar nicht ist gebraucht worden, und sich da gleichsam ihm zum Possen einschleicht. Im 65. Br. wird von Hr. Gottscheds Art sich gegen Hr. Heinzen zu vertheidigen geredet, und Hr. G. bekömmt dabey verdiente Erinnerungen wegen seines Zorns gegen unsere gelehrten Anzeigen, darin er auch die hiesige deutsche Gesellschaft gemengt. In dem 66. Br. wird der Grund sehr richtig angezeigt, warum Mahler und Bildhauer sich eine vollkommene Schönheit zum Muster vorstellen, und ein Dichter mit Abbildung eines moralisch vollkommen guten Characters nicht so rühret, sondern nach Plutarchs Ausspruch Gutes mit Bösen zu vermengen genöthiget ist. In jenen Künsten ist das Idealschöne am schwersten zu erreichen, vollkommen tugendhafte Charactere aber sind am leichtesten zu schildern. Der Character des Canuts ist ungleich leichter durchzusetzen gewesen, als der Character des Ulfo. Die Absicht des Dichters ist, die Handlungen und Gemüthsneigungen der Menschen nach dem Leben vorzustellen, und gesellige Leidenschaften zu erregen. Charactere, die zur Erreichung solcher Absichten dienen, sind seine Idealschönheiten, und das sind nicht die vollkommen tugendhaften. So sagt der V. wollte

1760.

1760. er lieber der fromme Aeneas, der strenge Cato Addisons gewesen seyn, als der jähzornige Achilles, oder der eifersüchtige Othello, aber diese lieber als jene erdichtet haben. Sie geben mehr Gelegenheit zu Handlungen, sie erregen heftigere Leidenschaften, ihre Erdichtung hat dem Dichter eine grössere Anstrengung des Geistes gekostet. Im 67. Br. wird bey Hr. Iselins Versuch über die Gesetzgebung erinnert, daß Hr. J. die Möglichkeit seiner Forderungen weder durch Beyspiele aus der Geschichte noch durch neue Vorschläge dargethan, und die meisten das Zeichen der Unausführlichkeit an der Stirne trügen.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1760, 16. Februar.

Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen. Erster und zweyter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. 1760. In Duodez. 1 Alphabet 13 Bogen. Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Arbeitern an der berühmten Encyklopädie, bestehet aus zwey Schauspielen, die er als Muster einer neuen Gattung ausgearbeitet hat. Diese Gattung hält das Mittel zwischen der Komödie und Tragödie, und hat zu ihrem Gegenstande interessante ernsthafte Handlungen, die bald komischer, bald tragischer Schattirungen fähig sind, ohne darum ein monströses Gemische von beiden zu seyn. Das erste Stück heißt der natürliche Sohn; und das zweyte der Hausvater. Kenner werden weder Genie noch Geschmack darinn vermissen, und empfindliche Leser werden sie sicherlich zu den rührendsten Stücken der französischen Bühne rechnen, und vielleicht nicht ungern bekennen, mehr dabey empfunden, süssere Thränen dabey vergossen zu haben, als bey den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille oder Racine. Beiden Schauspielen hat der Verfasser seine Gedanken über die wichtigsten Stücke der dramatischen Poesie, und alle ihre untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes, beygefügt, welche größten Theils so neu und so wahr sind, daß es keine übertriebene

Schmeicheley ist, wenn der Uebersetzer von ihm sagt, es habe sich nach dem Aristoteles, nicht leicht ein philosophischerer Kopf mit dem Theater abgegeben, als Er. Die Bühne seiner Nation erblickt Diderot bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslauffen 2c. „Selten, fährt der Uebersetzer fort, „genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung „gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst „diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann „noch nicht. Es wird also darauf ankommen, ob der „Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie „in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen „es die mißverstandene Kunst verdrengt; ob der Mann, „der es zugesteht, daß man vor der Bühne weit stärkere „Eindrücke haben kann, als man vor der französischen „zu haben gewohnt ist; ob dieser Mann bey uns mehr „Gehör findet, als er bey seinen Landesleuten ge„funden hat. Wenigstens muß es geschehen, wenn auch „wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren „jedes seine Bühne hatte.“ — Die Uebersetzung ist keine von den leichtesten gewesen, und es scheinet, daß ihr Urheber es wenigstens nicht an seinem Fleisse habe mangeln lassen. Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1760, 10. May.

Berlin.

Bei Friedrich Nicolai ist von den **Briefen, die neueste Litteratur betreffend, der Fünfte Theil** fertig worden. Er gehet vom 77sten bis 91sten Brief und ist 13 Bogen in Oktav stark. Der 77ste Brief auf den beyden ersten Bogen beurtheilet die neulich von uns gemeldete Uebersetzung von

1760. Herrn Martins Ausgabe der Georgicorum Virgilii. Hier wird erstlich ein lustiger Beweis, (von welchem man noch in keiner Logik die Regel findet,) geführet, daß Herr Professor Dusch der Verfaßer dieser Uebersetzung sey. Sodann aber wird ihm eine Menge darinne begangener Fehler vorgeworfen, von denen die meisten aus einer fast unglaublichen Uebereilung entsprungen seyn müßen. Im 78sten Brief zeiget Herr Professor Sulzer den Plan seines zu erwartenden Wörterbuchs der schönen Wißenschaften an. Im 79sten wird gezeiget, man könne der Erzählung, daß Brutus in seinen letzten Augenblicken die Tugend verwünscht habe, keinen Glauben beymeßen; dieses ist aber nur ein Eingang zu dem 80sten Briefe, in welchem die satyrischen Versuche, ingleichen die Götter- und Heldengespräche des Herrn Löwen, beurtheilet werden. Im 81sten Briefe wird von Herrn Weisens Beytrag zum deutschen Theater, und sonderlich seinem Trauerspiel, Eduard der Dritte, gehandelt. Hier findet man auch des Lesens sehr würdige Erinnerungen über die deutsche Schaubühne überhaupt. Im 82sten wird bey Gelegenheit einer Anmerkung des Herrn Schlegels, (in seiner Ausgabe vom Batteux,) daß der Ekel von den unangenehmen Empfindungen, die in der Nachahmung gefallen, schlechterdings auszuschließen sey, die Natur des Ekels erörtert, und die angezogene Anmerkung dadurch bestätiget, weil der Ekel eigentlich bloß den allerdunkelsten Sinnen, dem Geschmack, dem Geruch, und dem Gefühl, vor welche die Nachahmung in den Künsten nicht arbeitet, zukomme; weil die Empfindungen des Ekels in der That allezeit Natur, niemals Nachahmung sind; und weil endlich in dem Ekel gar keine Vermischung von Lust zu finden ist, wie in den unangenehmen Leidenschaften der Seele. Im 83sten und 84sten Briefe wird gezeiget, wie der höchste Grad des Entsetzlichen auf dem Theater mißfalle, und wie sich die Pantomime beym Trauerspiel einzuschränken habe. Der 85ste Brief betrifft die Erklärung, welche Herr Schlegel vom Schäfergedichte gegeben hat, an deren Stelle im 86sten folgende aufgerichtet wird: Die Idylle ist der sinnlichste Ausdruck der höchstverschönerten Leidenschaften und Empfindungen solcher Menschen, die in kleinern Gesellschaften zusammen leben. Es sind hier verschiedene schöne An-

merkungen über die Schäferpoesie angebracht worden, die wir billig hersetzen würden, wenn es unsre Schranken vergönnten. Eben dergleichen sind im 87sten über Herrn Schlegels Erklärung von der Dichtkunst gemacht, und dieselbe mit der ähnlichen Erklärung des Herrn Profeßor Baumgarten verglichen worden. Der 88ste Brief hat die Schrift des Herrn von Moser, der Herr und der Diener, zum Gegenstand. Im 89sten und 90sten wird eine abentheuerliche und metaphysische Gesellschaft beschrieben, die aus der Lehre von den Monaden fast alle Wißenschaften und Künste zu verbeßern verspricht. Die Beyspiele, die davon aus des Sekretärs der Gesellschaft, Herrn Schadens, Königl. Ober- und Land-Gerichts-Advokaten zu Altona, Einleitung in die höhere Weltweisheit, angeführet werden, werden dem Leser, wo nicht eine Genüge thun, doch wenigstens zum Lachen sehr behülflich seyn. Hat es aber mit dem Schlüßel, welchen man hier S. 187. zu den Absichten des Herrn Schade gefunden haben will, seine Richtigkeit, nämlich, daß er mit einer Entdeckung schwanger gehe, die schlechtere Mineralmonaden in Goldmonaden zu veredeln, so muß man billig zu lachen aufhören. Dieses giebt der Monadologie eine sehr ernsthafte Gestalt, und wenn die gedachte Veredelung erst zu Stande gekommen seyn wird, so wird es gewiß in Absicht auf die Monaden keinen Ungläubigen mehr geben. Endlich verantworten sich die Verfaßer im 91sten Brief gegen die Hamburgischen Anzeigen und Urtheile von gelehrten Sachen*), in welchen man sie zu Juden gemacht hat.

1760.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 19. May.

Berlin.

Von dem **Sechsten Theil** der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, sind bereits acht Bogen in unsern Händen, die vom 92sten bis zum 106sten Briefe gehen. In den

*) Diese Zeitschrift konnten wir nicht beschaffen.

1760. beyden ersten wird von zwo Abhandlungen deutscher Schriftsteller, über das Genie, Nachricht gegeben. Die eine von dem Herrn Sulzer stehet in den Schriften der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf das Jahr 1757. Die zweyte, von einem Ungenannten, in der Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften, haben wir neulich angerühmt. Aus dem gedachten Bande der Schriften der Berliner Akademie wird des Herrn von Premontval Théologie de l'Etre im 94sten Brief beurtheilt. Der 95. tadelt den Ton, in welchem die Jenaische philosophische Bibliothek geschrieben ist: und der 96. und 97. gedenken ein paar darinne recensirter Schriften. Vom 98. bis zum 101sten Brief werden über die berühmten Poesies diverses lesenswürdige Erläuterungen mitgetheilet. Was insonderheit das Gedicht an Maupertius anlangt, in welchem behauptet wird, die Vorsehung bekümmere sich nur um die Art, nicht aber um das einzele Ding, so wird angemerkt, daß man diesem Satz nur eine kleine Wendung geben, und davor setzen müße: die Vorsehung handelt nur nach allgemeinen Gesetzen, die dem Besten des Ganzen, aber nicht jedes einzelen Dinges, zuträglich sind. So habe man den bekannten Lehrsatz des P. Malebranche, durch welchen sich, nach Baylens Geständniß, (in den Gedanken über die Cometen,) tausend Schwürigkeiten wider die Vorsehung heben ließen; den Lehrsatz, den Pope bereits durch die Reizungen der Dichtkunst verschönert habe. In den übrigen Briefen haben es die Verfaßer mit dem Herrn Prof. Basedow zu thun, welcher, zur Vertheidigung des Nordischen Aufsehers gegen ihre Critik, eine eigene Schrift von 5 Bogen herausgegeben hat. Man wird auch aus dieser, wiewohl sehr speciellen Streitigkeit, Nutzen und Vergnügen schöpfen; es ist alles gesagt worden, was dem Publico gleichsam zu Akten dienen kan, um ein Urtheil zu fällen. So viel wir sehen, thut Herr Basedow durchgängig Streiche in die Luft, und wir können kaum glauben, daß Herr Cramer, deßen große Verdienste, in mehr dann einem Fache, niemand in Zweifel ziehet, deßen nur gar zu oft übertriebene Vertheydigungsschrift billigen werde. Multo melius de quibusdam acerbos inimicos mereri, quam eos amicos qui dulces videantur: illos verum saepe dicere, hos numquam, sagt

Cicero an einem Orte; und die Verfaßer der Briefe sind, wie uns der Augenschein lehrt, nicht einmal inimici, viel weniger acerbi. 1760.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 19. Juny.

Berlin.

Von dem **Sechsten Theil** der Briefe, die neueste Litteratur betreffend, haben wir nun auch die übrigen Bogen vom 9ten bis zum 13ten, und von dem **Siebenten Theil** die drey ersten Bogen erhalten. Im 6ten Theil betrifft noch der 107te bis zum 112ten Brief die Streitigkeit der Herren Verfaßer wegen ihres Urtheils über den Nordischen Aufseher. Mitten aus dem Persönlichen dieses kleinen Handels blicken doch allerhand lehrreiche Züge hervor, die auch andere, so wie uns, vergnügen werden. Im 113ten Brief werden die Sokratischen Denkwürdigkeiten für die lange Weile des Publicums, die, unter der Aufschrift Amsterdam, 1759. herausgekommen sind, mit dem verdienten Lobe belegt. Unter den neueren wird man schwerlich einen Schriftsteller finden, der von Sokrates so richtig gedacht, und sich dabey so wohl ausgedrückt hätte. Der 114te Brief zeiget, wie viel an Hrn. Knorrs allgemeinen Künstlerhistorie, welche zu Nürnberg 1759. ans Licht getreten ist, fehle. Die ersten Briefe des siebenden Theils, beurtheilen die von einem gewißen W. zu Zürich geschriebenen letzten Gespräche Sokratis und seiner Freunde; und der letzte dieser Briefe, der 119te, theilet den Plan mit, den Hr. Diderot zu einem Trauerspiel über den Tod des Sokrates vorgelegt hat.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 18. August.

Berlin.

1760. Bey Voßen sind im vorigen Jahre erschienen: **Gotthold Ephraim Leßings** Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Innhalts: 17 Bogen in 8. Herr Leßing warf vor einiger Zeit einen Blick auf seine Schriften, und entschloß sich, sie in einer verbeßerten Gestalt herauszugeben. Er nahm diese Beschäftigung zuerst mit seinen Fabeln vor. Daraus ist dieses Buch entstanden, welches man nicht als eine verbeßerte Ausgabe derselben, sondern als eine gänzliche Umarbeitung, und ein fast völlig neues Gebäude, ansehen muß. Er hat eine ganz andere Denkungsart von der Natur und dem Vortrag der Fabel angenommen. Daher findet man hier von seinen alten Fabeln nur sechs prosaische; die übrigen lieset man alle zum ersten male. Sie sind in drey Bücher abgetheilt, deren jedes dreißig enthält. Eine ziemliche Anzahl darunter ist zwar alten Ursprungs; allein Herr L. hat bald diese, bald jene Seite derselben, erweitert, ausgeschmückt, und dadurch der Originalerfindung unähnlich gemacht, ja oft aus dieser bloß den Stoff zu einer neuen Fabel genommen. Sie sind alle prosaisch, größtentheils sehr kurz, und bey nahe von allen poetischen Annehmlichkeiten des Ausdrucks entblößt. Man muß aber nothwendig die fünf darauf folgenden Abhandlungen lesen, um das System des Hrn. Verf. beurtheilen zu können. In der ersten untersuchet er das Wesen der Fabel. Wenn wir, sagt er, einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennet, so heißt diese Erdichtung eine Fabel. Zugleich widerlegt er alle gewöhnlicheren Erklärungen. In der zweyten redet er von den Ursachen und dem Nutzen des Gebrauchs der Thiere in der Fabel. Er kömmt sodann auf ihren Vortrag, in der vierten Abhandlung. Hier behauptet er, daß, wenn die Fabel den Namen der Aesopischen verdienen solle, sie ohne alle Zierrathen, und in möglichster Kürze abgefaßt seyn müße. Endlich zeiget er in der letzten Abhandlung den hevristischen Nutzen der Fabel, in Absicht auf die

Bildung des Genies. Ob wir nun gleich die neue Theorie des Herrn Verf. noch nicht annehmen können: so haben wir doch, beydes die Fabeln und die Abhandlungen, mit großem Vergnügen gelesen. Ein Schriftsteller von den Einsichten des Hrn. Leßing macht seine Leser stets zufrieden, wenn es auch nicht unmittelbar durch die ihm eigenen Meinungen geschiehet. Da wir unterdessen, in dem nächsten Stück, wieder auf diese Fabeln, bey Gelegenheit eines ihnen in der Schweitz entgegengesetzten Buchs zurückkommen werden: so wollen wir diesmal mit einer Fabel von der 10ten Seite schließen. „Der Affe und der Fuchs. Nenne mir ein so geschicktes Thier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Thier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen. — Schriftsteller meiner Nation! = = Muß ich mich noch deutlicher erklären? Laßt uns ja diese Fabeln nicht in andere Sprachen übersetzen.

1760.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 21. August.

Zürich.

Bey Orell und Compagnie ist vor Kurzem ans Licht getreten: Leßingische unäsopische Fabeln*), enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst dahin einschlagender Untersuchung der Abhandlung Hrn. Leßings von der Kunst Fabeln zu verfertigen: 1 Alph. in Oktav. Auf die neue Fabeltheorie des Hrn. Leßings, von der wir neulich geredet haben, geschiehet hier ein Angriff, der zwar allerdings durch Witz und Gelehrsamkeit unterstützt, aber zugleich mit vieler persönlichen Heftigkeit begleitet wird, so daß es fast scheinet, der ungenannte Verfaßer sey von dem Hrn. Leßing beleidigt worden, er müßte sich denn durch die gedachte Theorie selbst vor beleidigt halten. Die drey Bücher Fabeln, welche man hier liest,

*) Verfasser: Johann Jakob Bodmer.

1760. sind eigentlich eine spöttische Parodie auf die Leßingischen Fabeln. Gleich die allererste kann den Leser alles das, was er von den übrigen denken soll, lehren. Der Verf. läßt darinnen den Capriccio, jenen Geist,

— ille ciens animos et pectora versans
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus

die Leßingische Theorie anpreisen, und nach derselben die Art Fabeln zu verfertigen zeigen. Dazu ist nöthig, heißt es, daß man im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jage. Wenn wir ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald einzelne Umstände verändern, bald einen Umstand herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabel-Wildbrät niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften, soll uns eine Handlung seyn. Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabey keiner Thätlichkeit bewußt sey? zu derselben brauchen wir auch die innere Absicht der angeführten Personen nicht: es ist genug an unserer Absicht. Nur laßet uns nicht vergeßen, unserer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem: Es war einmal. — Ich erlaße dir auch die kleinen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere —. Und am Ende verwirft er, nach dieser Theorie, in den Fabeln alle Reime oder Hexameter, alle Gemälde, Zeichnungen der Oerter, Personen, Stellungen, 2c. Die Fabel müße kurz und trocken, weiter nichts als eine gute Prose seyn. So wie diese Grundsätze durch die Fabeln selbst haben lächerlich gemacht werden sollen, so werden sie in den Abhandlungen förmlich widerlegt. Auch wird Hr. Leßing beschuldiget, daß er Stoppens unverdaute Fabel-Theorie zu verdauen, zu verbeßern, und unter die scientifische Demonstration zu bringen gesucht habe. Ob aber Hr. L. Meinung völlig getroffen und glücklich bestritten sey, ob sein Antagonist nicht zu grob sey, das wird sich am Ende wohl weisen.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1760, 25. August.

Berlin.

1760.

Der fünfte Theil der Briefe über die neueste Litteratur geht vom 77 bis zum 91. Im 78. zeigt Hr. Sulzer den Unterschied seines Wörterbuchs der schönen Wissenschaften, und des Gottschedischen Handbuchs. Schon Aristoteles hatte bemerket, daß Gegenstände, die in der Natur unangenehm sind, gleichwohl abgeschildert vergnügen; Hr. Schlegel hat erinnert, daß dieses von ekelhaften Gegenständen nicht gelte, und dadurch wird im 82. Briefe eine Untersuchung von der Natur des Ekels veranlaßt. Der Geschmack, der Geruch und das Gefühl sind dieser widrigen Empfindung am meisten ausgesetzt; das Gesicht erregt sie, durch die Association der Ideen, und für das Gehör, findet sie vielleicht nur bei einer unmittelbaren Folge von vollkommenen Consonanzen statt, die mit der übermäßigen Süßigkeit, in Ansehung des Geschmackes, einige Aehnlichkeit zu haben scheint. Der Ekel kömmt also blos bei den allerdunkelsten Sinnen vor, die nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste haben; die Nachahmung in den Künsten arbeitet blos für die deutlichen Sinne, für das Gehör und das Gesicht. Wichtiger ist noch folgender Grund: die Vorstellungen der Furcht, der Traurigkeit, des Schreckens u. s. w. können nur Unlust erregen, insofern wir das Uebel für würklich halten, und werden also durch die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen aufgelöset: die widrige Empfindung des Ekels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft, auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für würklig gehalten werden oder nicht; diese Vorstellung ist allemahl würklich da, und die Empfindungen des Ekels sind also allezeit Natur, nie Nachahmung. Endlich sind die übrigen unangenehmen Leidenschaften der Seele allemal noch mit etwas Wollust vermischt, wodurch sie in der Natur selbst dem Gemüthe schmeicheln: Unsere Furcht ist selten ohne alle Hoffnung, der Schrecken belebt alle unsere Kräfte der Gefahr auszuweichen, der Zorn ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verbunden, u. s. w. Nur bey dem Ekel ist keine merkliche Beymischung

1760. von Lust. Der höchste Grad des entsetzlichen, mißfällt, wie der 83. Br. anmerkt, nicht in der Erzählung, nur in der äußerlichen Vorstellung des Trauerspiels, wovon Horaz schon den Grund angegeben hat, quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. (und vielleicht selbst nicht in der äußerlichen Vorstellung auf der englischen Schaubühne) dazu man aber noch den Grund setzen kan, daß die äußerliche Handlung auf der Schaubühne blos bestimmt ist, der poetischen Illusion hülfliche Hand zu leisten; aber eine Vorstellung einer erschrecklichen Handlung, welche der Poesie die Aufmerksamkeit des Zuschauers entziehe, und sich derselben zu ihrem eigenen Besten bemeisterte, handelte ihrer Bestimmung zuwider und störete den angenehmen Betrug mehr, als sie ihn befördern hülfe. Dieses würde aber noch nicht beweisen, daß sie nicht gefallen könnte. (Vielleicht möchte sich dieses daraus herleiten lassen, daß eine allzu genaue Nachahmung der Natur, mit der Natur selbst verwechselt wird, und deswegen nicht mehr vergnügt.) Daß Shakespear so viel entsetzliche Vorstellungen und Ausschweifungen, die einem Kunstrichter bey kaltem Geblüte sehr lächerlich vorkommen, glücklich gewagt; das konnte nur einem Geiste, wie Shakespear war, gelingen, der durch die Erhitzung des Gemüthes und den Taumel der Leidenschaften die Aufmerksamkeit des Zuhörers so zu feßeln, und seine Einsicht zu blenden wußte. Dieser Briefe sechster Theil vom 92 bis zum 114; enthält in den ersten beyden Briefen Betrachtungen über das Genie, nach Veranlaßung deßen, was Hr. Sulzer davon in den Berlinischen Memoires, und ein Ungenannter in der Sammlung verm. Schr. zu Beförderung der schönen Wissensch. gesagt. Im 114. wird von Hrn. Knorrs Künstlerhistorie, nicht allzugütig geurtheilet. Die übrigen sind meistens gegen Hrn. Basedows Vertheidigung des nordischen Aufsehers gerichtet. Eine Streitigkeit, von der wir wünschten, daß sie nicht so viel persönliches hätte, wird gleichwohl hier so abgehandelt, daß die Untersuchungen, die sie veranlaßt, sie der Aufmerksamkeit lehrbegieriger Leser werth machen.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1760, 20. October.

Gotthold Ephraim Leßings Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin, bey Christ. Friedr. Voßen. 1759. 8. 1760.

Leßingische unäsopische Fabeln, enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst dahin einschlagender Untersuchung der Abhandlung Hrn. Leßings, von der Kunst Fabeln zu verfertigen. Zürich, bey Orell und Compagnie. 1760. 8.

Es geht neuen Schriftstellern, wie den jüngsten Kindern gewisser Aeltern. Was die ältern Brüder oder Schwestern kluges oder artiges sagen oder thun, wird gar nicht mehr in Betrachtung gezogen. Warum? Sie sind schon so und so alt, und so groß! Das ist also kein Wunder, daß sie klug sind; man ist es von ihnen nicht anders gewohnt: und kurz, es ist ihre Schuldigkeit. Hergegen, was das kleine Söhnchen zu lallen anfängt, das ist etwas neues, etwas unerwartetes; und eben darum etwas allerliebstes! In jedem gebrochenen Worte, findet eine zärtliche Mutter unendlich viel Witz und Verstand. Das Kind hat ungemein viel Fähigkeit und Lebhaftigkeit, saget sie: und das unartigste Bezeugen desselben, wird als ein Beweis seiner großen Naturgaben angesehen. Schlägt der ungezogene Junge gleich boshaft um sich, ja kratzet und beißet er seine Wärterinn oder Amme; von der er doch schwatzen gelernet: ja schimpfet und lästert er wohl gar seine Aeltern und Lehrmeister: so muß das alles, als die Artigkeit eines Kindes ungestraft hingehen, ja mit Bewunderung und Lachen belohnet werden.

Allein, endlich wird der witzige, der so artige Knabe, ein großer Junge. Kommen etwa zum Unglücke noch kleinere Brüder hinter her, die nun auch seine Rolle zu spielen anfangen: so ist die Zeit seiner Regierung aus. Man fängt an, seine Ungezogenheit wahrzunehmen. Man sieht den Uebelstand seines ungebärdigen Bezeigens. Sein voriger großer Witz wird nun sehr mittelmäßig, ja klein genug. Man fängt ihm an, seine bisherigen Unarten, und die Frechheit seines Muthwillens zu verweisen, ja ihm wohl gar ernstlich auf die Finger zu klopfen, wenn er sich gar

1760. zu viel heraus nimmt. Und daran geschieht ihm recht: denn so kann noch allmählich etwas aus ihm werden.

Eben so, dünket uns, geht es mit den jungen Schriftstellern eines Volkes. Gegen sie sind die Leser witziger Schriften in den Gesinnungen zärtlicher Mütter. Alles ist schön, witzig und unvergleichlich, was sie sagen oder träumen. Man hält ihnen alles zu gut. Warum? Sie sind neu, jung und muthwillig. Sie schimpfen wohl gar auf ihre Lehrer und Anführer. Und diese Verwägenheit, läßt ihnen in den Augen der verblendeten Nation desto artiger. Aber diese ihre schöne Zeit erreichet endlich ihre Endschaft. Sie werden älter und größer: nun sieht man ihnen genauer auf die Finger, und bemerket ihre Fehler auch.

Hr. M. Lessing ist seit etlichen Jahren einer von den beliebtesten Schriftstellern unsers Vaterlandes gewesen. Die Neuigkeit seiner Feder, ertheilte allem, was er schrieb, eine besondere Anmuth. Es würde ein Ueberfluß sein, die obige Allegorie weitläuftig auf ihn zu deuten. Ein jeder von unsern Lesern kennet seine reizenden Schriften zur Gnüge. Ob er aber durch den, über sein eigen Vermuthen gefundenen Beyfall, nicht einigermaßen verzogen worden, ist eine Frage, die wir andern zu beantworten überlassen. Muthig genug ist er geworden, alles zu wagen; der ganzen kritischen und philologischen Welt ins Angesicht zu widersprechen; und in den schönen Künsten das Unterste zu Oberst zu kehren: wie unter andern auch die Vorrede dieser sogenannten äsopischen Fabeln zeigen kann.

Doch wir wollen uns bey einem Auszuge aus denselben nicht aufhalten. Uns kann es gleichviel gelten, ob sein neues in Vorschlag gebrachtes Fab.lsystem steht oder fällt. Allein die Zeit ist gekommen, da er nicht mehr, als der jüngste Bruder deutscher Schriftsteller, in allem, was er saget, Recht haben muß. Seine ältern Brüder, ja auch wohl einige noch jüngere, sind bereits aufgewachet, und haben angefangen, ihm auf den Dienst zu lauren. Hat er es selbst gestanden, daß viele von seinen bisherigen Schriften nichts getauget; und also gleichsam alle seine Bewunderer ins Angesicht ausgelachet: so ist es kein Wunder, daß ihm auch andere die Wahrheit zu sagen angefangen haben.

Unter diese Zahl gehöret auch der treuherzige Schweizer, der in diesen unäsopischen Fabeln über ihn gerathen ist. Diesen allein wollen wir dießmal reden lassen. Seine Vorrede ist aus eben dem Tone geschrieben, wie Hr. Lessing andre Leute zu kritisiren pflegt. Es wird ihm, als einem Liebhaber der republikanischen Freyheit im Reiche der Gelehrsamkeit, nicht befremden, daß andre Mitbürger, zumal alpinische, eben dieselbe Sprache reden. Wir wollen uns als unparteyische Zuhörer betragen, und den Theil der deutschen Welt, (in Berlin heißt das Ding itzt das Publicum) der ihn bisher bewundert hat, den Ausspruch thun lassen, wessen Ausspruch reizender oder gegründeter sey? 1760.

* * *

„Leßingische Fabeln! Werden die Journalisten mir auch das Lob verzeihen, das ich meinen Fabeln gleich in den ersten Worten ertheilt habe? Ich darf es nicht hoffen, aber ich schmeichle mir, daß Hr. Leßing es mir vergeben werde. Er wird meine Unhöflichkeit für den Zoll ansehen, den er seinem berühmten Namen abtragen muß. Was darf man sich zu dem Großmüthigen nicht versehen, der mit der liebenswürdigsten Ironie gestehet: daß man von seinen Schriften noch lange nicht so viel Böses gesaget habe, als man wohl sagen könnte; und der, da man Böses davon gesaget, es der Mühe nicht werth geachtet, daß er sie entschuldigte; auch nicht gegen Duschen, so ein leichtes Spiel es ihm gewesen wäre; der sie lieber verworfen hätte, und das gekonnt, ohne daß die Ausführung dieses Entschlusses ihn etwas gekostet hätte; der diesen Entschluß, nur aus bloßer Nachsicht für die guten Leute, nicht vollführet hat, die etwas würdiges darinnen zu sehen geglaubt haben; denen man hätte vorwerfen können, daß sie ohne Geschmack und Einsicht geurtheilt hätten? Sollte der mir den Einfall, meine Fabeln mit seinem Namen auszuschmücken, nicht verzeihen, der Duschen seine Verläumdungen vergeben hat: nachdem er betrachtet hatte, daß der böse Mann sich so seiner Galle an einem Unschuldigen entladen mußte, wenn es ihn nicht tödten sollte? Man nenne mir unter den Braunschweigern nur einen, der solche Bezeugungen nur

1760. aus Höflichkeit, geschweige aus Gefühl von sich gegeben hätte. In meinem Sinne macht das alles Hrn. Leßingen mehr Ehre, als ihm seine Schriften machen können. — Ich kann mich nicht enthalten, zu bekennen, daß schwere Gedanken, über das Verderben der menschlichen Natur, bey mir aufgestiegen sind, als ich las, daß Dusch einen Mann, wie dieser ist, gemishandelt habe; indem er den Menschen von dem Schriftsteller nicht unterschieden hat. Welcher Gedanke! daß der Mensch mit dem Schriftsteller etwas zu thun habe; daß der Mensch es sey, der schreibe! Man sollte es lange bemerkt haben, daß in einer witzigen, nichts als witzigen, Schrift, nicht der Mensch die Empfindungen seines Herzens redet, oder den Witz seines eigenen Kopfes denket, sondern daß es Reden, Gedanken, Herz, Witz, des Autors sind. Wer kann einen Augenblick zweifeln, daß nicht der Mensch, sondern der Poet in den Kleinigkeiten gesagt habe:

Es donnert: Trink, und sieh auf mich,
Sollt Zeus in seinen Nektar schlagen?

*

Sieh, dort sinket schon ein Haus;
Laßt uns noch die Flasche leeren.

*

Soll der Wein mit uns verderben?
Nein, die Sünde wag' ich nicht.

*

Ob ich morgen leben werde 2c.

Wer wollte diese profane Sprache dem Menschen zur Last legen? Die Religion, Tugend und Sitten sind zu heilig, als daß sie von einem Geiste vom ersten Range so unehrerbiethig sollten behandelt werden; sie sind zu groß, als daß sie nicht auf das Herz eines Genie wirken sollten.

Man muß denn wissen, daß die Flasche, die Mädchen, die Küsse, nichts Wirkliches sind; es sind nur Hirngespinste, Phantasien, Schwindel, die der Poet für das Seinige

ansprícht. Der Mensch hat sie weder mit den Augen gesehen, noch mit den Lippen gedrücket. 1760.

Ich würde von diesem witzigen Dichter wenig gelernet haben, wenn er in meinen Gedanken nicht eben so unschuldig, als witzig wäre: und ich bin eitel, daß ich nur ein Wort zum Schutze eines Mannes sagen mag, der von seinem Witze ein so lebhaftes Gefühl hat; daß er sich verlästern höret, ohne sich dessen anzunehmen, und der seine eigenen Schriften verurtheilet, ohne zu fürchten, daß man ihn beym Worte fasse.

Das andre Lob, womit ich den Titel meiner Fabeln geschmücket habe, unäsopische Fabeln, ist gewissermaßen eines mit dem ersten, Leßingische. Man nennet äsopische Fabeln, die eine Handlung haben, die so materiell ist, daß sie eine Veränderung des Raumes und des Zustandes erfodert; die das Wunderbare in der Sprache und der Vernunft der Thiere erst suchen, ohne es vorauszusetzen; die sich ein Gewissen machen, ihnen andere, als die eigenen Züge ihres Charakters zu geben; oder ihre Werke nicht in eine gewisse Proportion mit ihren Kräften und ihrer Bildung zu setzen. So ängstiglich, so unlebhaftig, so unanschaulich sind meine Fabeln nicht. Nein, ich denke und fühle nicht so mechanisch, daß ich mir nicht bey jeder Leidenschaft, jeder Folge von Gedanken, bey einem bon-mot, einem guten Einfalle, meiner Thätigkeit bewußt wäre. Ich nehme das Anschauliche in den Reden und den Gedanken der Thiere, für alles Wunder, und mache meine Fabeln mit einem es war einmal zugleich wirklich und glaublich. Ich schreibe keine Physik, und überlasse das dem Aelianus und Antonius Liberalis. Meine Fabeltheorie ist diejenige, die Leßing aus den stoppischen Fabeln abgezogen hat. Ich denke mit dieser Anmerkung meiner Ehrfurcht für Hrn. Leßing so wenig Abbruch zu thun; als Aristoteles dadurch kleiner geworden, daß er die Theorie der Epopee aus der Ilias abgezogen hat. Wiewohl der angenehme Fabeldichter Stoppe, seine Begriffe von dem Wesen der Fabel, nicht in die Form einer Scienz eingekleidet hat: so sind sie doch in seinen Fabeln deutlich enthalten, und Hr. Leßing hat sie mit leichter Mühe darinnen entdecket. Ich habe bemerket, daß Hr. Leßing nur in einem Stücke von Stoppen abweicht:

1760. Stoppe hat die Kürze nicht so sehr für die Seele der Fabel gehalten, daß er nicht gesaget hätte, was er in seinem gedankenreichen Kopfe zu sagen fand: und er hielt die Auszierung nicht für einen Fehler, der die anschauliche Erkenntniß zerstörte. Ich bin zu gering, über diese ungleichen Begriffe der beyden großen Männer ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Ich denke doch, die Lustigkeit, die Stoppe in seine Fabeln gebracht hat, sollte weiter nichts, als eine etwanige Schadloshaltung für Schönheiten seyn, die er seinen Fabeln nicht geben konnte; die Hr. Leßing nicht nöthig hatte, weil er die Schönheiten hatte.

Ich habe mich mehr an Hrn. Leßings Manier gehalten, und bin glücklich, wenn ich die Schadloshaltung nicht nöthig gehabt habe, die la Fontaine so sehr, und Leßing so wenig vonnöthen hatten. Noch glücklicher würde ich mich halten, wenn unsere erleuchteten Zeiten mir so biegsame Verehrer geben würden, die erwarteten, daß ich sie zum wenigsten nach der Hand Recht bekommen ließe; wenn ich künftig so viel Gutes wirklich in meine Schriften hinein brächte, daß sie es schon itzo im voraus darinnen bemerket zu haben scheinen könnten. Doch das ist ein Glück, das nur den Männern aufbehalten ist, die in dem neuen saturnischen Alter von Bley, zu Wortführern der witzigen Welt bestimmet sind.

Aber stimmet es auch mit der Hochachtung überein, die ich mich so laut rühme, für Hrn. Leßing und seine Fabeln zu haben: daß ich die Widerlegung seiner Fabeltheorie, die mir unter der Verfertigung der Fabeln in die Hände gefallen ist, gerade an mein Werk habe drucken lassen! Ich hoffe, ja — Denn wiewohl diese Einwürfe nicht ohne Erweis vorgetragen werden, (der Verfasser hat diese Dichtungsart in ihrer Natur untersucht), so bin ich doch gewiß genug, daß Herr Lessing mit seiner Gesichtsmine von Schlüssen, seinen positiven Aussprüchen, seinen witzigen Einfällen, und zuletzt mit „Es will mir einmal nicht in den Kopf“ sie munter und lustig genug abfertigen wird.

Er hat in den Zusammenkünften artiger Leute so stark die Oberhand, daß er nicht nöthig hat, die Schriften seiner Gegner aus den Journalen auszutilgen; oder sich anzustellen,

daß sie nicht in der Natur vorhanden seyn. Das überläßt er seinem berühmten Rival, der glaubt, wenn er die Augen zuschließt, daß seine Gegner dann blind gemacht seyn. 1760.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Leipzig, 1760, Weinmond, pag. 748—757.

Die Königl. Academie der Wissenschaften und Belles Lettres hat, in Betrachtung des wiederholten Ansuchens verschiedener Gelehrten, welche schon seit geraumer Zeit ein Verlangen bezeigt haben, zu auswärtigen Mitgliedern der Academie aufgenommen zu werden, folgende Herren in dieser Qualität zu erwehlen beliebt, nehmlich, den Herrn Huber, Rath, und ersten Medicum Sr. Hochfürstl. Durchl. des Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel; den Herrn Franz Zanotti, Secretair der Academie des Instituti zu Bologna, den Herrn Eustachius Zanotti, Astronomum gedachter Academie; den Herrn Caldari, Professorem der Anatomi in gemeldeter Stadt; den Herrn Lyonet, von der Londenschen Societät und Advocaten im Haag; den Herrn von Machy, geschickten Chymisten zu Paris; den Herrn Zimmermann, Doctorem Medicinä zu Brück, in der Schweitz, und den Herrn Lessing, der sich durch seine Schriften bereits rühmlich bekannt gemacht hat.

Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen,*) Berlin, 1760, 11. November.

Sendschreiben
über
Herrn Leßings Sinngedichte.

Mein Herr!

Es ist mir lieb, daß auch die Leßingischen Lieder Ihren Beyfall haben: aber ein Wort mit Ihnen wegen

*) Spenersche Zeitung.

1760. der Sinngedichte dieses Dichters. Sie gefallen Ihnen durchgängig, sagen Sie, und führen die Briefe, den Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland betreffend, für Sich an. — Was soll ich Ihnen darauf antworten? Wenigstens erwarten Sie kein Compliment: Denn wenn Sie Ihnen durchgängig gefallen; so können Sie den Martial nicht gelesen haben. Viele der Leßingischen Sinnschriften schreiben sich von diesem her, und das so gewiß, als einige seiner Lieder sich vom Catull herschreiben. Vom Catull? — ganz gewiß! Ich wundere mich, daß Sie auch mit diesem Dichter nicht zu sehr bekannt sind: würden Sie sonst unterlassen haben, nach Ihrer Art einige boshafte Anmerkungen für den Herrn Leßing zu machen? Wundershalben will ich Ihnen von zween Liedern (ehe ich zu dem Epigrammatisten schreite) Beweis geben.

Vivamus mea Lesbia atque amemus
Rumoresque senum severiorum
Omnes unius aestimemus assis.
Soles occidere et redire possunt:
Nobis cum semel occidit brevis lux,
Nox est perpetua una dormienda.
Da mihi basia mille, deinde centum,
Dein mille altera, dein secunda centum,
Dein cum millia multa fecerimus
Conturbabimus illa, ne sciamus
Aut ne quis malus invidere possit
Cum tantum sciat esse basiorum.

Die ersten sechs Verse hat Herr Gleim vortrefflich nachgeahmt; das übrige Herr Leßing und auch sehr schön, wenn Herr Gleim nicht das Verdienst der Offenherzigkeit voraus, und seine Quelle nicht angezeigt hätte, die Herr Leßing verschweigt. Erinnern sie sich noch?

Der Neid, o Kind! zählt unsre Küsse;
Drum küß geschwind manch tausend Küsse —
Geschwind, geschwind o Laura küsse,
Manch tausend Küsse,
Damit er sich verzählen müsse,
Der ungeküßte Neid!

Das zweyte ist folgendes: 1760.

Lesbia mî dicit semper male nec tacet umquam
De me; dispeream, me nisi Lesbia amat.
Quo signo? Quasi enim totidem mox deprecor illi
Assidue, verum dispeream, nisi amo.

Hören Sie nun auch Herrn Leßing:

— — — —
Wo sie mich sieht und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum thut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

— — — —
Wo ich sie seh und wo ich kann,
Fang ich mich zu entschuldign an.
Doch warum thu ich das? Und warum schweig ich nie?
Ich wette was, noch lieb ich sie.

Bey weitem nicht so gut als Catull! Aber warum verschwieg Herr Leßing seine Quellen? Ich bin recht böse auf ihn, noch mehr auf Sie, und noch mehr auf mich, daß ich Ihnen in meinem vorigen Briefe nicht schon einen Wink gegeben hatte. Ich sehe mich genöthiget, es in gegenwärtigen zu thun; ich will Ihnen einige Quellen seiner Sinnschriften anzeigen, und wenn sie denn noch sagen: Die Lessingischen Epigramme gefallen mir durchgängig; so werde ich, wie Naugerius den Martial jährlich verbrennte, den Schatten Catulls zu versöhnen, ein Exemplar vom Leßing verbrennen, um den Schatten Martials in Ansehung Ihrer zu versöhnen.

Im Voraus muß ich einem Einwurfe begegnen, der mir leicht könnte entgegen geschickt werden. Nämlich, wenn er nun auch aus dem Martial geschöpft hätte, was wäre es denn nun mehr? — Freylich hätte es wenig zu sagen: aber daß Herr Leßing seine Originale nicht anführt; daß er das Lob stillschweigend einsammelt, das doch einen andern gehört; das will schon mehr sagen. Warum führt er zu seinen drey Büchern Fabeln die Quellen an und hier nicht, hier, wo es unstreitig wichtiger ist? Erlauben Sie mir nun ohne fernern Verzug den Beweis, nach der

1760. Ordnung, wie mir die Stücke im Martial in die Augen fallen werden.

— — — quod dedisti
Viventi decus atque sentienti
Rari post cineres habent poetae.

Herr Leßing, in seinen lateinischen Sinnschriften, saget:

Viventi decus atque sentienti
K — — — tibi quod dedere amici
Rarus post cineres habet poeta
Nec tu post cineres habebis ipse.

Willkommen Martial! Und wie schlecht trifft die Satyre! Denn ich müßte mich sehr irren, oder Herr Leßing meynt hier den Dichter, den er in seiner Fabel von der Traube im Sinn hat. Die epigrammatische Spitze ist für Thoren, nicht für große Dichter!

Ueberhaupt wünschete ich, daß er diese lateinische Epigramme größten theils unterdrückt hätte. Sie enthalten zum theil schlechte Einfälle, zum theil sehen sie mehr Schulübungen, als dichterischen Arbeiten ähnlich, und wer weis, ob ihm sein Conrector nicht vor langer Zeit schon einmal das Compliment darüber, nach dem Rabener, gemachet hat: Er sey sein kleiner Hannibal, der die Schätze Latiens plündere. Sehen Sie nachfolgende Exempel an, und urtheilen Sie, ob es Unrecht ist, wenn ich sage, daß Herr Leßing eines und das andere fast verbotenus aus dem Martial genommen hat.

Herr Leßing ad Tuccam ludi magistrum:

Dic mihi quis furor est ludo spectante cacare.

Pfuy! vornehmlich, wenn die Stelle des Martials kömmt, die so fein gewendet ist:

Dic mihi quis furor est? turba spectante vocata
Solus boletos, Caeciliane, voras.

Ferner, Herr Leßing:

Vota tui breviter si Gellia noscere vatis
Dignorum iuvenum publica cura cupis
— — — —
Esse tuus primum, tunc petit esse suus.

Dis Sinngedicht ist eines von den wenigen, die mir unter den lateinischen gefallen; schade, daß es ihm nicht ganz eigen ist. Martial saget: 1760.

> Vota tui breviter si vis cognoscere Marci
> Clarum militiae — togaeque decus:
> Hoc petit esse etc. —

Wahrhaftig die ganze Wendung im Leßing! Noch ein anders von der Gattung:

> Te tam deformem qui pinxit pulchra Neaera
> Blanditus Veneri pulchra Neaera fuit,

saget Herr Leßing; und Martial

> Qui pinxit Venerem tuam —
> Blanditus, puto, pictor est Minervae.

Ich kann nicht gleich alle Stellen finden, die Herr Leßing hie und da abgebrochen, und daraus für sich lateinische Epigramme gezimmert hat: verlassen Sie sich aber auf mein Wort (denn ich habe vor kurzen erst die Stellen gelesen) das siebende ad * * * das zwölfte ad Olum, und dreyzehnte ad Naevolam, gehören gewiß dem Martial mehr als Hr. Leßingen.

Lauder beschuldigte den Milton eines Plagiats, weil er aus dem Grotius, Masenius und andern in sein verlohrnes Paradies sollte geborgt haben. Lauder hatte auch daher unrecht, wenn auch Milton aus andern übersetzet hätte. Dü Bos meynt mit Recht die Mühe, die man anwende, aus einer fremden Sprache was, in seine Muttersprache zu translatiren, gäbe gleichsam ein jus quaesitum: aber, wenn ein Franzose aus dem Franzosen, ein Deutscher vom Deutschen, ein lateinischer Scribent von einem lateinischen borgt — freylich wollen das die Kritiker ein Plagiat nennen!

Lassen Sie uns nun einige seiner deutschen Sinn-Gedichte durchgehen. Auch hier hat Herr Leßing den Martial so offenbar genützt, daß ich mich wundre, warum er nicht

1760. ein Wort davon gedenkt? — An den Marull schreibt Herr Leßing:

> Du willst gleich groß als artig seyn:
> Marull, was artig ist, ist klein.

Da doch Martial schon zum Cotta gesaget hat:

> Bellus homo et magnus vis idem, Cotta, videri;
> Sed qui bellus homo est, Cotta pusillus homoest.

Ad Manejam schreibt Martial,

> Os et labra tibi lingit, Maneja, catellus;
> Non miror merdas, si libet esse cani.

Hieraus ist gewiß die leßingische Dorilis entstanden. Ferner saget Martial ad quendam invitatorem:

> Omnia cum retro pueris obsonia tradas,
> Cur non mensa tibi ponitur a pedibus?

Damit Herr Leßing sein bekanntes An einen, daraus nehmen könnte. Zu dem Sinngedichte:

> Sey kürzer, sprichst du, Grill. Schweig Grill, du bist nicht klug!
> Das ist doch kurz genug?

habe ich die Quelle im Martial ganz gewiß gelesen. Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich sie so wenig wie die übrigen aufsuchen kann. Eine Sammlung Epigramme durchzusuchen, davon saget Martial schon.

> Cui legisse satis non est epigrammata centum
> Nil illi satis est — mali.

Und für dis Lob bedank ich mich im Voraus. Geben Sie sich immer auch ein wenig Mühe, und suchen Sie selbst nach, wenn Sie die Originale und unter andern auch den Schuster Franz finden wollen, der mehr als vermuthlich aus dem Cerdo des Martial entstanden ist.

Aber im Ernst, ist es nicht schlimm, daß Herr Leßing sich geschämt hat seine Originale anzuführen? wer würde es ihm für übel haben? Noch unbegreiflicher aber wird mir sein Stillschweigen, da er über eines seiner schlechtesten

Sinngedichte setzet: Nachahmung des 84. Sinngedichts im 3ten Buche des Martials. 1760.

Ich würde ungerecht handeln, wenn ich läugnen wollte, daß nicht sehr schöne Sinngedichte mit unter zu finden wären: hingegen wird man auch mittelmäßige und schlechte genug finden. Es wäre zu wünschen, daß, wenn Herr Leßing (wie er in der Vorrede seiner prosaischen Fabeln verspricht) seine ganze kleine Schriften umarbeiten will, er vornehmlich dis Fach vor die Feile nähme. Auf alle Fälle aber, wenn Sie die größten Epigrammatisten Deutschlands lesen wollen, werden Sie den Logau und Wernike lesen müssen; von welchem letztern ich wünschete, daß er so castigirt wie Logau durch den Fleiß der Herren Ramler und Leßing, herauskäme.

Ich sehe, ich habe noch Platz, ich kann also noch einige zerstreute Anmerkungen in diesen Brief werfen.

Ich halte den obgedachten Naugerius für einen sehr wunderlichen Kopf und folglich für einen sehr unbilligen. Martial ist in meinen Augen immer ein größerer Sinndichter, als Catull. Muretus zwar, der über den Catull commentirt hat, lobet seinen Held trefflich auf Unkosten des armen Martials. Werden Sie es ihm so auf sein Wort glauben, Martials Witz sey nichts als dicta scurrae de trivio, und wenn Catull auch unter den wenigen wahren Epigrammen die er gemachet hat, die ärgerlichsten Dinge saget, so findet Muretus doch liberalis ingenui hominis jocos multo urbanitatis sale aspersos. Zwar nach dem Martial ist lasciva, epigrammaton lingua: aber eben darum darf man dem Martial so wenig als dem Catull Vorwürfe machen. Muretus verräth jedoch die wahre Ursache seines Hasses und Wohlwollens, die sehr lustig ist: Nescio, sagt er, quomodo semper abhorrui istum, Catullum contra nunquam non mirabiliter amavi. Da haben wirs! Der gute Redner weis es nicht!

Es ist zwar gewiß, ein großer Theil des Martials, deucht uns schlecht, weil er Dinge enthält, die damals zwar ganz Rom wußte, übrigens aber klein genug waren um in keiner Geschichte aufbehalten zu werden: der Theil hievon der übrig bleibt, ist gewiß, und wird ein Muster bleiben. Schon dis, daß sie alle bis auf unsere Zeiten

1760. gekommen sind, ist ein Beweis ihrer Trefflichkeit, obgleich der kluge Plinius in seinen Briefen schreibt non erunt aeterna quae scripsit (Martialis) non erunt fortasse; ille tamen scripsit tanquam futura. Wie schön hat er sich geirrt! — Aber, werden Sie einwerfen, Catulls Sinnschriften sind gleichfalls bis auf uns gekommen! Sie sind es freilich: würden sie es aber seyn, wenn ihnen die andern Gedichte des Catull nicht mit durchgeholfen hätten? — Und wenn ich den Martial niemals gelesen hätte, so würde ich dem Lobe des ehrlichen Plinius trauen, das er ihm in eben dem letzten Briefe des dritten Buches seiner Briefe, so giebt: homo ingeniosus, acutus, acer, et qui plurimum in scribendo et salis haberet et fellis, nec minus candoris. Fügen Sie noch zu diesem Lobe des Martials die Meynung des Jul. Cäsar Scaligers, dem ich in Meynungen lieber als dem Muret traue: Epigrammatis virtutes peculiares brevitas, et argutia, has Catullus non semper est assecutus, Martialis, poeta argutissimus, nunquam omisit. in Poet. I. 3. cap. CXXVI.

Man lobet am Horaz die Kunst seine Gönner mit Anstand und Feinheit zu loben. Martial verstand meinem Bedünken nach diese eben so gut oder ich müßte das Sinngedicht de leonum et leporum spectaculo, nicht gelesen haben. Es ist ad Caesarem, und hat folgende Schlußzeilen:

> Unde potest avidus captae leo parcere praedae?
> Sed tamen esse tuus dicitur; ergo potest.

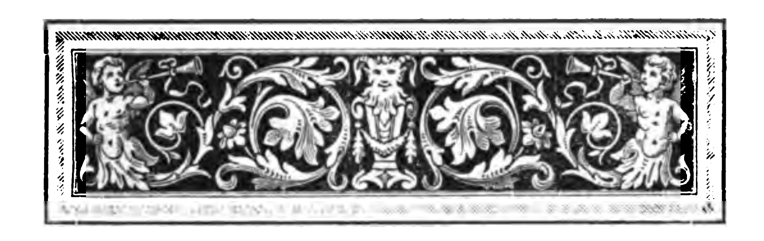
Logau versteht diese Kunst auch.

> Unsre Fürstinn lieget krank. Venus hat ihr dis bestellt,
> Die, so lange jene blaß, sich für schön nun wieder hält.

Den Wernike haben Sie gewiß, das weis ich; Sie werden von dieser Kunst auch Proben in ihm finden. Unterdessen leben Sie wohl, ich bin

Ihr ergebener 2c.

Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, Leipzig, 1760, 69. Stück, pag. 233—243.



1761.

Gotthold Ephraim Lessings Fabeln. Drey Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts. Berlin bey Christian Friedrich Voß. 1759. 1761.

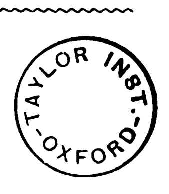
Es giebt Schriftsteller, deren Name schon ein gewisses Siegel der Vortreflichkeit auf dasjenige drückt, was sie schreiben: es braucht sie keine gelehrte Zeitung, kein Tagebuch anzupreisen: die Welt kennt sie gleich, kauft sie, und liest sie, ohne zu fragen, was ist an dem Buche? Herr Lessing gehört unter die kleine Anzahl derselbigen. Wir haben uns deswegen mit der Anzeige seiner Fabeln weit weniger als bey andern Büchern übereilt, deren Werth erst durch die Kritik bestimmt werden muß. Von diesen Fabeln sagen, daß sie von dem Verf. der Miß Sara Samson sind, heißt eben so viel als sagen, daß sie vortrefflich sind: es ist wahr, das Trauerspiel und die kleine äsopische Fabel sind so verschiedene Dichtungsarten, daß man glauben sollte, man könne von einem nicht auf das andere schließen: man kann es aber, so bald man den Umfang eines Genie geprüft hat. Ein Homer mag uns seinen Achill, oder den Krieg der Frösche und Mäuse besingen, er wird allezeit Homer bleiben: und Lessing mag ein fröhliches Trinklied anstimmen, oder auf den Cothurn einhergehen, oder seinem Aesop nacherzählen, er wird allezeit ein schöner Schriftsteller bleiben. Das allgemeine Vorurtheil, daß man nur in einer Sache groß und vortrefflich sein könne, läßt sich aus solchen

1761. Beyspielen widerlegen, wenn man gleich noch andere Gründe darwider anführen könnte. Herr Lessing aber hat vor andern witzigen Köpfen noch einen Vorzug, der nicht gemein ist: dieß ist seine Kenntniß in der Litteratur, in der Weltweisheit, seine Belesenheit, Einsicht in die Kritik, und Gelehrsamkeit in den Sprachen: wir dürfen unsern Lesern nur die angehängten Abhandlungen vorlegen, wenn sie ihn nicht aus andern Schriften schon kennten, und sie werden davon mehr als überzeugt werden.

Wir könnten hier abbrechen, nachdem wir diesem angenehmen Schriftsteller haben Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber da uns beym wiederholten Durchlesen dieser Fabeln verschiedene kleine Anmerkungen eingefallen sind, so halten wir es für eine Pflicht, sie dem Leser als einen Beweis vorzulegen, wie aufmerksam wir auch bey den Schriften unserer Lieblings Autoren sind.

u. s. w.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1761, 7. Band, 1. Stück, pag. 32—55.





1762.

Wer mit der neuen Literatur der Deutschen nicht ganz unbekannt ist, der wird sich mit Vergnügen erinnern, daß Herr Leßing unter ihren schönen Schriftstellern einen vorzüglichen Rang behaupte; ein Scribent, der Talente von verschiedner Art, die schon einzeln und zerstreut sehr schätzbar sind, mit einander vereinigt, und mit einem erfindsamen Geiste einen sehr naiven Witz, viel philosophische Einsicht, viel Critik, und Gelehrsamkeit verbindet; der eine Belesenheit hat, wie sie ein Mann von Geschmack und Urtheil zu haben pflegt, der überdieß in der Prosa eine besondre Leichtigkeit und Anmuth besitzt. Diesen Ruhm haben ihm schon die Schriften erworben, von denen er selbst gesteht, daß sie unterschiedne Verbesserungen leiden; aber unlängst hat er denselben auf die vortheilhafteste Art durch eine Sammlung prosaischer äsopischer Fabeln bestätigt, die, wegen ihrer Schönheit, denen bekannt zu sein verdienen, welche wissen, wie viel Genie zu diesen kleinen lehrreichen Erdichtungen gehöre, wenn sie glücklich seyn sollen. Er hat sie mit Abhandlungen über diese Art der Gedichte begleitet, die fast alles übertreffen, was noch darüber geschrieben worden ist. Er hat das Wesen derselben in einem fast völlig neuen Lichte gezeigt, und seine eignen Fabeln können kein größres Lob erhalten als dieses, daß

1762.

1762. sie fast alle die Probe der Grundsätze aushalten, die er darinnen festgesetzt hat.

(Folgt Auszug 2c.)

Johann Andreas Cramer, Der nordische Aufseher, Kopenhagen und Leipzig, 1762, 2. Band, 2. Abtheilung, 121. Stück, pag. 763—781.



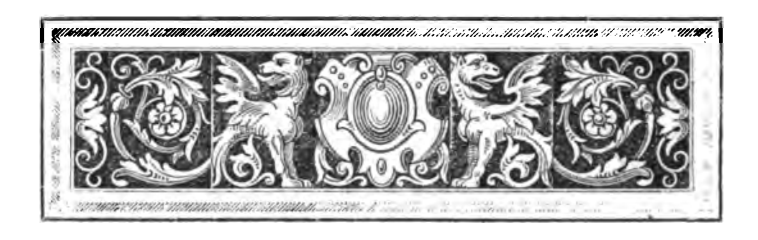
1765.

Auszug eines Schreibens aus Paris.

Insgemein stehen itzt unsere deutschen Dichter bey den Franzosen in gutem Ruf. Herr d'Anthelmy, Professeur a l'Ecole militaire, hat neulich eine Uebersetzung von Leßings Fabeln, sammt den Abhandlungen herausgegeben. Eben derselbe Uebersetzer verspricht auch den Franzosen den Meßias. Herrn Leßings Miß Sarah Sampson ist am Ende des Jahres 1764 zu St. Germain, bei dem Herzoge von Noailles, vor dem Herzoge von Choiseul, und den vornehmsten Herren und Damen vom Hofe mit dem größten Beyfalle aufgeführet worden. Herr Trüdame von Montigny hatte darinn einige kleine Veränderungen gemacht; allein Herr Diderot wird das Stück ganz herausgeben, und zwar mit dem engländischen Spieler und dem Kaufmann zu Londen. Vermuthlich wird er auch Anmerkungen, über die Natur dieser drey Stücke hinzu thun. 1765.

Allgemeine deutsche Bibliothek*), Berlin und Stettin, 1765, 1. Band, 2. Stück, pag. 308.

*) Herausgeber und Verleger: Friedrich Nicolai.



1766.

Berlin.

1766. Bey Frid. Nicolai ist herausgekommen Briefe die neueste Litteratur betreffend: XXIII. und XXIV. Theil: 1765. 1 Alph. in 8. Mit diesen beyden Theilen werden die Briefe über die neueste Litteratur beschlossen, die einige Jahre her mit Vergnügen und Beyfall gelesen worden sind. — — Im 332sten Br. wird von Hrn. Meinhards Versuchen über den Character und die Werke der besten italiänischen Dichter mit Recht geurtheilet, daß sie aller Achtung würdig sind. Dieser Brief hat uns vorzüglich gefallen. — Der gantze vier und zwanzigste Theil bestehet aus einem sehr vollständigen Register über alle vorhergehende Theile, welches mit vielem Fleiß gemacht ist, und das Werk selbst recht brauchbar macht.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1766, 10. März.

Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedner Puncte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil. Berlin, bei Christian Friedrich Voß 1766, in groß Oktav, neunzehn und einen halben Bogen auf Schreibpapier.

Ein günstiges Geschick hat uns eins der größten Meisterstücke der Bildhauerkunst, aus dem Alterthum aufbewahrt. Es ist die Gruppe Laokoon, dessen Unglück, das diesem Priester vor dem Altare begegnete, Virgil mit einer Meisterhand geschildert hat. Eben dieses günstige Geschick, liefert uns hiemit durch Herrn Leßingen einige Abhandlungen über die Grenzen der Mahlerey und Poesie, die er, weil er von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkommt, Laokoon überschreibt. Bei der angestellten Vergleichung beider Künste, gewinnt die Poesie. Hin und wieder wird in diesen Abhandlungen die alte Kunstgeschichte erhellet, und in des Herrn Winkelmanns Geschichte der Kunst einige Unrichtigkeiten angezeigt. Die Abhandlungen selbst sind aber so viel Beweise von der vortreflichen Gelehrsamkeit des Herrn Leßing, als seine Raisonnements voller Gründlichkeit sind. Man kan sagen, daß dieser Gelehrte die Künste mit einem wahren philosophischen Auge betrachtet, und ein ächter Kenner von den eigentlichen Feinheiten derselben ist. Das allermerkwürdigste dieser Schrift besteht in einer gemachten Entdeckung, die den bisher sogenannten Borghesischen betrift, von welcher Herr Leßing darthut, daß er der atheniensische Feldherr Chabrias ist. Wir müssen zu dieser Entdeckung dem Herrn Leßing, und der Kunst selbst, recht sehr viel Glück wünschen. Wenn ein Scribent, nach einem langen Stillschweigen, allemahl mit dergleichen Arbeiten wieder hervortritt, so ist man gleich wieder mit ihm versöhnt. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr. 8 Gr.

1766.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1766, 3. May.

In Berlin hat der Herr Prof. Rammler unter der Aufschrift: **Lieder der Deutschen,** eine seinem feinen und richtigen Geschmack gemässe Sammlung der vorzüglichsten Stücke dieser Art von deutschen Dichtern angestellet, zu welchen er die Melodien folgen zu lassen verspricht. Sie

1766. sind aus den Hagedornischen, Weisseschen, Gleimschen, Uzschen, Leßingschen, Ebertschen und Zachariens Poesien herausgezogen, und unter einander ihrer Gesellschaft werth. Sie machen 1 Alphabet in 8 aus.

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1766, 14. Junius.

Laokoon: oder die Gränzen der Malerey und Poesie. Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Puncte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil. Berlin 1766. 20 Bogen in 8.

Fast alle Welt, welche Anspruch auf den Geschmack macht, ist heut zu Tage darinn eins, daß das Wesen der schönen Künste in der Nachahmung besteht. Hierin treffen sie sich; aber worin sind sie verschieden? Es ist etwas gesagt; wenn man sagt: die Poesie ahmt durch abgemessene Worte nach, die Malerey durch Farben. Dies sagt die Empfindung. Man lasse aber den tiefer denkenden Kunstrichter, der den ganzen Umfang dieser beyden Künste kennt, sein Urtheil fällen; er wird uns einen Unterscheid anzeigen, den das Gefühl uns so leicht nicht bemerken läßt. Er wird uns sagen: auch die Gränzen zwischen beyden bestimmen den Unterschied zwischen ihnen. Völlig, sagt Herr Leßing, als ob sich keine Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerey und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engen Schranken der Malerey; bald lassen sie die Malerey die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles was der einen recht ist, soll auch der andern vergönnt sein: alles, was in der einen gefällt, soll auch in der andern gefallen oder mißfallen: und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerley Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern,

nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Malerey oder an der Dichtkunst haben, zur Last legen. 1766.

Herr Winkelmann sagt an einem Orte; daß die edle Einfalt und stille Grösse, sowohl in der Stellung, als im Ausdruck, das allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerey und Bildhauerkunst sey. Er zeigt dies in der Vorstellung einer Figur vom Laokoon. Nicht nur im Gesichte allein zeiget sich die grosse Seele desselben, bey seinen Schmerzen; sondern in seinem ganzen Körper. So stark aber der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, auch gezeichnet ist, so äussert er sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Hiebey wirft Hr. Winkelmann einen Seitenblick auf eine Stelle im Virgil. Dieser, nachdem er vorher beschrieben, wie die Kinder des opfernden Laokoon von zweyen Schlangen verzehret worden, und den Vater selbst ergriffen haben, spricht von ihm Aenid. L. II. v. 220—224.

Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno,
Clamores simul horrendos ad sidera tollit:
Qualis mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus & incertam excussit cervice securim.

Von dieser Stelle nimmt Herr W. Gelegenheit her, zu sagen: der, im Marmor vorgestellte Laokoon erhebt kein Geschrey, wie Virgil von ihm singet; die Oefnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen. Und von hier gehet Herr Leßing aus. Warum stellt der Dichter seinen Laokoon schreyend vor, und der Künstler nicht? Nach der alten griechischen Denkungsart konnte das Schreyen sehr wohl mit einer grossen Seele bestehen. Homers Krieger fallen nicht selten, wenn sie verwundet sind, mit grossem Geschrey zu Boden. Mars selbst, als er die Lanze des Diomedes fühlte, schreyet so gräßlich, als schryen zehn tausend wüthende Krieger. Des Sophokles Philoctet erfüllet mit seinem Geschrey eben so wohl das Theater, als das öde Eiland, wohin er verbannet war. — — — Hier macht Hr. Leßing beyläufig eine critische Anmerkung. Man hat, sagt er, den

1766. dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer gefunden, als die übrigen. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Hr. Leßing ist auch der Meynung; allein er wünscht, daß man sich lieber auf ein anderes Beyspiel berufen mögte, als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen *ἀ, ἀ φευ, ἀτατται, ὠ μοι, μοι*! die ganzen Zeilen voller *παπα, παπα*, aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen declamirt werden mußten, als bey einer zusammenhängenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauren lassen, als die andern. Er scheinet dem Leser auf dem Papier kürzer, als er dem Zuhörer wird vorgekommen seyn — — — Doch nun wieder auf die Hauptsache zu kommen. Aus diesen Beyspielen der alten Griechen erhellet, daß der Ausdruck einer großen Seele nicht die Ursache seyn könne, warum dem ohnerachtet der Bildhauer das Schreyen des Laokoons nicht habe nachahmen wollen; sondern er muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgehet, der dieses Geschrey mit dem besten Vorsatz ausdrücket.

Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will, sagt ein alter Epigrammatist über einen höchst ungestalten Menschen. Mancher neuer Künstler würde sagen: Sey so ungestalt wie möglich, ich will dich doch malen. Der weise Grieche dachte anders, als unsere üppigen Prahler mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden. Er hatte den bildenden Künsten weit engere Gränzen gesetzet, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Die Vollkommenheit des Gegenstandes mußte in seinem Werke entzücken, und der Ausdruck des Schönen niederer Gattung selbst war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Erholung. Dieses gieng so weit, daß so gar die Gesetze der Obrigkeit den Künstlern ihre wahre Sphäre anwiesen. Die Thebaner setzten Strafe auf die Nachahmung ins Häßliche. Alle Carricatur war verbothen. Der Staat konnte hievon die Würkung empfinden. Bey uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Un-

geheuern zu äussern; dort aber hatte der Staat schönen Bildseulen schöne Menschen mit zu verdanken. Dieses also festgesetzt, daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey; so folget nothwendig, daß alles, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müsse. Die Künstler enthielten sich also im Ausdruck aller der starken Leidenschaften, die durch die häßlichsten Verzerrungen und Stellungen die Schönheit verlohren geben, entweder gänzlich; oder setzten sie in geringere Grade herunter; worin sie eines Maasses von Schönheit fähig sind. Wuth und Verzweiflung war in keinem von ihren Werken ausgedrückt; und wenn man die Münzen ausnimmt, deren Figuren aber nicht zur Kunst, sondern zur Bildersprache gehöre: so haben sie nie eine Furie gebildet. Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bey den Dichtern war es der zornige Jupiter, der den Blitz schleuderte; bey dem Künstler nur der ernste. Jammer wurde in Betrübniß gemildert. Timenthes, der die Opferung der Iphigenia malte, verdeckte daher dem Agamemnon das Gesicht, nicht weil der Schmerz eines Vaters bey dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck ist; sondern weil er die Gränzen kannte, welche die Grazien seiner Kunst setzten. Der Jammer, welcher dem Vater zukam, würde sich haben in Verzerrungen äussern müssen, die allezeit häßlich sind. Es ist wohl nicht nöthig, daß ich meinen Lesern nun die Anwendung dieses Grundsatzes in Vergleichung gegen den Dichter vorlege? Laokoon im Marmor als schreyend vorgestellt würde häßlich seyn. Wenn aber Virgils Laokoon schreyet; wem fällt es dabey ein, daß ein grosses Maul zum Schreyen nöthig ist, und daß dieses grosse Maul häßlich läßt? Genug, daß clameros horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör ist; mag er doch für das Gesicht seyn, was er will. Wir beziehen überdem bey dem Dichter sein Schreyen nicht auf seinen Charakter, sondern allein auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreyen, und der Dichter konnte es dadurch allein sinnlich machen. So viel aber muß ich noch sagen — — — Doch nein; auch dies werden meine Leser schon zum voraus glauben, daß

1766. auch in diesem ganzen Werke Herr Leßing sich als einen so schönen Geist und feinen Kunstrichter zeigt, wie man ihn zur Ehre der Deutschen schon lange gekannt hat.

K.

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1766, 21. Junius.

Berlin. Der Buchhändler Voß hat in verwichener Ostermesse ein Werk geliefert, das in allen Zügen eine Meisterhand verrathen würde, wenn gleich nicht der Name **Leßing** auf dem Titelblatt stünde. Es führt den Titel: **Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie.** Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte von **Gotthold Ephraim Leßing.** Erster Theil. Der erste Theil dieser ganz vortrefflichen Abhandlung, welche ein neues Zeugniß von der ausgebreiteten Kenntniß, und dem feinen Geschmack des Herrn Verfassers ablegt, hat in uns den Wunsch nach der baldigen Fortsetzung erreget. Die Hauptabsicht des Hrn. Verfassers ist, in diesem Werke die Grenzen der Mahlerey und Poesie genauer zu bestimmen. Der schlecht verstandene Satz des Simonides, daß die Mahlerey eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Mahlerey sey, gab zu verschiedenen Irrthümern und falschen Schlüssen Gelegenheit. Verschiedene der neuesten Kunstrichter haben daraus ganz ungereimte Dinge geschlossen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Kurz, diese Abhandlung ist ein Meisterstück, das man den Liebhabern der beyden verschwisterten Künste nicht genug anpreisen kann, und wir sehen der Fortsetzung mit dem größten Vergnügen entgegen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1766, 5. Julii.

Berlin.

1766.

Voß hat daselbst verlegt: **Laoooon** oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie: mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte von **Gotthold Ephraim Leßing**. Erster Theil. 298 Seit. in 8.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Wir haben nur einen sehr kurzen Abriß von dem Innhalte dieses Buches gegeben. Denn der Reichthum der Materie und die Menge der eingestreuten Anmerkungen erfordert einen viel längern Auszug. Unser Urtheil läuft darauf hinaus: daß wir dieses Buch mit unter die besten Schriften unserer Nation rechnen. Genie, philosophischer Scharfsinn, Belesenheit, Kenntniß der Künste, zeigt sich auf allen Seiten, und erhebt den Schriftsteller unter die Klaßischen Autoren. Unterdessen sind wir lange nicht mit allen Meinungen des Hrn. Verf. zufrieden, besonders scheinet er seine Urtheile von dem geringen Werthe der Ausmahlung körperlicher Gegenstände zu weit zu treiben. Doch der Raum dieser Blätter erlaubt keine Critik: und der Recensente hat bereits ausführliche Beurtheilung dem Drucke übergeben.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen*), Halle, 1766, 8. September.

Berlin.

Deutschland hat lange kein Werk von dem feinen Geschmacke hervorgebracht, den wir in des Hrn. Gotthold Ephraims Leßings Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie gefunden haben, davon der erste Theil bey Vossen im J. 1766. auf 295. S. in groß Octav abgedruckt ist. Hr. L. hat die urkundlichen Schriften der Alten in ihrer Grundsprache mit forschenden Augen gelesen, und dadurch ein Uebergewicht über die vorigen Kunstrichter,

---

*) Herausgeber: Christian Adolph Klotz.

1766. und selbst über Hrn. Winkelmann erhalten; der zwar die gemahlten und geschnizten Alterthümer vortreflich kennt, sonst aber mehr die neuern Bücher gelesen hat. Die Hauptabsicht des Hrn. Verfassers ist zu zeigen, daß die Poesie eigentlich das fortschreitende, und die Mahlerey das zugleich gegenwärtige abmahlt; daß diese nur in sehr wenigen Fällen einigen Begriff vom succeßiven geben kan, und die Dichtkunst hingegen das gegenwärtige nicht so vorzustellen vermögend ist, wie es nöthig wäre, sich einen Begriff von dem ganzen zu machen: darum eben, fährt er fort, hat Homer keine Schönheit jemahls nach ihren Zügen beschrieben. Hr. L. giebt für seine Meinung ein Beispiel aus des Hrn. v. Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kan sie, sagt er, aus diesen Gemählden erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat, wohl aber in einem Gemählde. Uns dünkt aber, Hr. L. verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bey solchen Gemählden sich vorgesezt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen, und dieses kan er besser als der Mahler: denn er kan die Eigenschaften ausdrucken, die inwendig liegen, die durch die übrige Sinne erkannt, oder durch Versuche entdeckt werden, und dieses ist dem Mahler verboten. Selbst das von Hrn. L. angebrachte Beyspiel aus dem Virgil gehet eben dahin, und doch kan der Dichter selbst sichtbahre Schönheiten mahlen, die einem Mahler unbekannt bleiben. Dahin gehört der bunte Bliz vom feuchten Diamant, oder die Regenbogen-Farben des Thaues, der in den glatten Blättern des Enzians sich sammlet: und von dieser Art ist die Perle, die von einer Feye an das Ohr einer jeden Schlüsselblume beym Shakespear angehängt wird. Man wird sonst mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilitet der Anmerkungen des Hrn. L. lesen. Die Griechen hatten einen Abscheu vor dem Flamändischen Geschmacke, niedrige Vorzüge zu schildern (und wir wären von eben dem Geschmacke mit ihnen). Den Laokoon prüft Hr. L. aufs genaueste. Die Griechen drückten in ihren Bildsäulen nur einen gemäßigten Schmerzen aus, weil ein grösserer den Mund verstellt hätte. Hr. L. verweißt dem Hrn. de Chateaubrun, daß er dem Elende des Philoctetes seine wahre Grösse

entzogen habe, nehmlich die Einsamkeit. Er wiederlegt den Cicero, der die tragischen Helden der Griechen gering schäzte, weil sie nicht so unempfindlich waren, als die Römischen Fechter: eben wegen dieser Heldenmäßigen Unempfindlichkeit meint Hr. L. schrieben die Römer schlechte Trauerspiele. Des Spence Polymetis wird oft beleuchtet. Bei abgezogenen Begriffen haben die Dichter ein sehr grosses Vorrecht vor den Mahlern, dann der Pinsel stellt Körper, und die Worte Abstractionen vor. Homer hat nichts als fortschreitende Handlungen abgemahlt. Sehr viele schöne Bildsäulen sind unter den Cäsarn verfertigt, und das εποιει bezeichnet niemals einen sehr alten Meister.*)

1766.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1766, 18. und 20. September.

Berlin.

Bey Christian Friedrich Voß ist zu finden: **Laokoon, oder über die Gränzen der Mahlerey und Poesie** *Ὕλῃ και τροποις μιμησεως διαφερουσι.* Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte, von **Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil.** 1776. 298 Seit. in 8. Man hat oft bemerkt, und gegenwärtiges Buch läßt uns diese Anmerkung von neuen machen, daß es für die Wißenschaften und Künste ein großer Gewinnst sey, wenn auch gegen vortreffliche und mit Recht bewunderte Schriftsteller, gegen Bücher von einem claßischen Werthe, von gelehrten und feinen Kunstrichtern geschrieben wird. Dergleichen Angriffe und Prüfungen verhüten es, daß nicht gewiße Werke zu dem Range von Orakelaussprüchen hinaufsteigen, und der Geist der eigenen Untersuchung unterdrückt werde. Wir sehen hier gleichsam den Ajax mit dem Hector fechten, auf beyden Seiten ist viel Vortheil, gewiß keiner von beyden wird völlig unterliegen; aber wer wird der Herold seyn, der sie trennen wird! Die erste Veranlaßung zu diesem Buche sind ohne Zweifel einige der Schriften

*) Verfasser: Albrecht von Haller.

1766. des Hrn. Winckelmann gewesen, allein Hr. Lessing hat noch mehr Anmerkungen über die schönen Künste hineingebracht, zu denen ihm die Schriften des Grafen Caylus, und des Hrn. Spence Gelegenheit gegeben haben; und es sind eigentlich mehr Collectanea zu einem Buche, als ein Buch: doch sind die Materien von einander getrennt, und man findet selbst in dieser Abwechselung ohne Zusammenhang ein Vergnügen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Den Hauptinhalt haben wir in einen Auszug gebracht; aber die ungemeine Gelehrsamkeit, die seltene Bekanntschaft mit allen Künsten, den feinsten Geschmack, und die originellen Begriffe, welche darinne herrschen, die neuen Aufklärungen der Künste und des Alterthums, den claßischen und seiner Materie vollkommen angemeßenen Ausdruck, alles dieses können wir desto weniger abbilden. Genug, daß dieses eins von denenjenigen Büchern ist, das Deutschland zu allen Zeiten, und bey allen gelehrten und witzigen Nationen, Ehre machen wird.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1766, 4. December.

Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie — mit beyläufigen Erläuterungen verschiedner Punkte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Chr. Friedr. Voß. 1766. gr. 8. 298 S.

Die ernste und edle Einfalt, mit welcher diese Schrift selbst abgefaßt ist, bemeistert sich eines Lesers selbst viel zu sehr, als daß wir eine Anzeige derselben mit der gewöhnlichen Begeisterung eines Recensenten, der die Güte und den Werth seines Buchs fühlt, oder zu fühlen glaubt, anfangen könnten; ungeachtet wir uns lange nicht erinnern, ein Buch von unsern Landsleuten in die Hände genommen zu haben, daß diese Ausbrüche von Glückswünschungen für

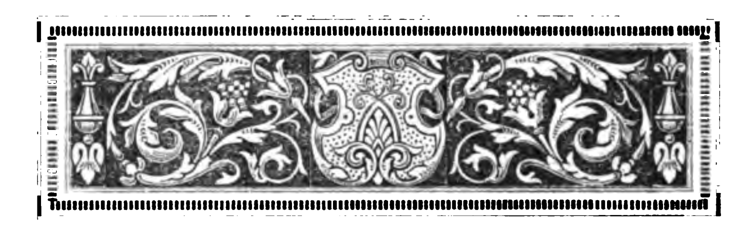
unser Vaterland und Lobserhebungen des Verfassers eher zu entschuldigen scheinen könnte. 1766.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1766, 3. Band, 1. Stück, pag. 49—77*).

---

*) Siehe ferner: Laocoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie, in:
Acta Litteraria. Scripsit Christ. Adolphus Klotzius. Altenburgi. CIƆ IƆ CC LXVI. Voluminis III. Pars III. pag. 283—320.



1767.

Leipzig.

1767. Es ist ein glücklicher Nachahmer und Fortsetzer der Briefe die neueste Litteratur betreffend aufgestanden, weit glücklicher als diejenigen, die über die Merkwürdigkeiten der Litteratur schreiben, und von welchen zu einer andern Zeit geredet worden ist, die aber zu sehr künsteln. Der Verfasser*) **über die neuere deutsche Litteratur** ist unbekannt; er ist aber ein Mann von Genie, Einsicht und Geschmack, und wird nicht lange verborgen bleiben. Er nennt diese von ihm bearbeitete Schrift, eine Beylage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, und wir haben die I. und II. Sammlung von Fragmenten, die ohne Meldung des Orts und Verlags auf 380. S. in kl. 8. noch in vorigem Jahr erschienen sind, unsern Lesern anzuzeigen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1767, 16. März.

*) Johann Gottfried Herder.

Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von G. E. Lessing. Berlin 1767. 12 Bogen in 8vo. 1767.

Hier ist alles Soldat; man sehe aber, welche Gradationen der Dichter anzubringen gewußt hat. Der Charakter des Majors von Tellheim ist Edelmuth, Tapferkeit, Ehrliebe im höchsten Grade, vermischt mit einem gewissen Eigenthümlichen, das einen selbst denkenden Weltweisen verräth. Paul Werner ist sehr brav, sehr treu, sehr gutherzig. Just, ein gewesener Packknecht, ist hart, grob, aber im Grunde gut und sklavisch treu. Und damit nicht alle Soldaten die Güte des Herzens zur Grundlage haben, so ist der Charakter einer Nebenperson, des Prahlers Riccaut de la Marliniere betrieglich und niederträchtig: und doch wird es wieder zweifelhaft gemacht, ob nicht ein Theil seines verrathenen schlechten Charakters mehr Leichtsinn der Nation und ein närrischer Stolz, als Bösartigkeit sey. Das Fräulein von Barnhelm ist recht so, wie sie sich für den Tellheim schickt: der Himmel hätte ihm keine bessere Braut geben können, seinen männlichen Ernst aufzuheitern und ihn nicht in eine Art von Mysantropie fallen zu lassen. Sie ist die feinste Amazone, wenn wir sie so nennen dürfen, tugendhaft, aber mehr, um es zu seyn, als um es zu scheinen; witzig, offenherzig, großmüthig. Ihr Kammermädchen, Franciska, hat eben den Witz, die übrigen Eigenschaften aber im zweyten Grade, und so, daß sie als eine sehr anständige Belohnung für den rechtschaffenen Werner angesehen werden kan. Sogar die Nebenrolle einer Officierwittwe hat etwas von der Mischung, die hier allen soldatischen Charaktern gegeben wird, nehmlich, nicht karg mit dem Gelde zu seyn. Man sieht, daß sich diese Komödie aus der Welt und nicht aus der Studierstube herschreibt. Noch ein Wort von der übrigen Einrichtung. Die ersten drey Akte setzen die Charakter fest, und die Geschichte scheinet darinn nicht sehr fortzurücken, und dennoch interessiren diese drey Akte jedermann; die beyden letzten sind hitzig, haben viel Aktion, eilen zum Ende. Die Wirkung des Stücks ist, daß es oft zum Lachen, weit öfter zum Lächeln, und nicht selten zu Thränen bewegt. Es ist dies Lustspiel eins von den

1767. wenigen, die einen Originalcharakter haben, und sollte also denen billig mißfallen, die nichts für schön halten, als was den Zuschnitt jenseit des Rheins erhalten hat. Damit es aber diesen doch auch gefalle, so müssen wir ihnen sagen, daß es Diderots philosophischen Geist, des Marivaux feinen Witz und des Destouches Reichthum der Charakter vereiniget.

Ob ein Deutscher diese Eigenschaften selbst besitzen könne, oder ob er, der itzt gleiche Erziehung, gleiche Speise des Leibes, gleiche Speise der Seele genießt, dennoch immer derselbe Deutsche bleiben müsse, den Tacitus beschrieben hat, das mögen die Naturforscher ausmachen. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1767, 9. April.

Hamburg. Heute haben wir das Vergnügen, unsern Lesern einmal ein vortreffliches theatralisches Stück anzukündigen. Es führt den Titel: **Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück,** ein Lustspiel in fünf Aufzügen, und ist bey Voß in Berlin gedruckt. Herr Leßing, den Hamburg nunmehr den Seinen nennen kann, ist der Verfasser davon, und die größte Empfehlung für dasselbe. Er hat es im Jahr 1763 verfertiget: Es empfiehlt sich dies Meisterstück sowol durch die vortreffliche Zeichnung der Charaktere, die sich vom Anfange bis zu Ende gleich bleiben, als durch die Einfachheit des Plans.

(Folgt Erzählung des Inhalts.)

Dies ist, so gut wir ihn in der Kürze haben entwerfen können, der Plan dieses vorzüglich schönen Stücks. Wir können es nicht entscheiden, ob es dem Herzen oder dem Witze unsers Leßings mehr Ehre mache. Der rechtschaffene Tellheim, sein ehrlicher Wachtmeister, die Fräulein Barnhelm, ihre Kammerjungfer, die zuletzt dem Wachtmeister zu Theil wird, alle sind mit den reizendsten Farben geschildert. Man findet in diesem Stücke keine Fade Confidenten. Der Herr Verfasser weiß das Geheimniß auch sogar die Nebenpersonen interessant zu machen. Man

glaube aber deswegen nicht, daß Herr Leßing gegen eine der vornehmsten Regeln sich verstoßen, und seinen Tellheim, seine Minna, u. s. w. gar zu vollkommen geschildert habe. Keineswegs; es zeigen sich noch immer kleine Schwächen, und werden nicht selbst Tugenden, die man übertreibt, zu Fehlern? Wir würden mit Vergnügen einen oder ein paar Auftritte hier einrücken, wenn der Raum es uns nicht verböte, und wir nicht überzeugt wären, daß alle Leser von Geschmack nicht ruhen werden, bis sie dies Meisterstück der Leßingischen Muse selbst gelesen haben. 1767.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1767, 18. April.

Hamburg. Mit Vergnügen machen wir unsern Lesern die Ankündigung eines künftig hierselbst herauszugebenden Wochenblatts bekannt. Es wird den Titel führen: **Hamburgische Dramaturgie.** Was können wir Größers zum Lobe desselben sagen, als daß — Herr Leßing — Verfasser davon ist. Was kann man nicht von einem so feinen Kenner des Theaters erwarten? von einem Manne, der nicht allein die Fähigkeiten hat, gegründete Urtheile fällen zu können, sondern auch rechtschaffen genug ist, seine Meynung freymüthig zu sagen? Eigenschaften, die man selten beysammen antrift. Was die Leser von dieser Schrift, wovon mit Anfange des künftigen Monats zwey Stücke wöchentlich herauskommen werden, zu hoffen haben, wollen wir ihnen mit des Hn. Verf. eigenen Worten sagen:

(Folgt Citat.)

Wir sind zum voraus versichert, daß Herr Leßing keine schlechte Schauspieler entschuldigen, keine mittelmäßige loben, sondern einem jeden nach Verdienst Gerechtigkeit wiederfahren lassen werde. Sind die Schauspieler nur halb so gut, als ihr Beurtheiler; gewiß, so kann man sich zur Verbesserung des Schauplatzes die gegründteste Hoffnung machen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1767, 28. April.

1767. **Lustspiele von G. E. Leßing, zwey Theile. Berlin, bey Christian Friedrich Voß 1767 in Oktav.**

Endlich haben wir das Vergnügen, den Lesern die gesamten Lustspiele dieses vortreflichen dramatischen Dichters anzukündigen. Der erste Theil enthält den jungen Gelehrten, die Juden und den Misogyn, der zweyte den Freygeist, den Schatz und die Minna von Barnhelm. Die erste Welt, die ein junger Dichter kennen lernt, ist die Universität: diese hat im Jahre 1747 den jungen Gelehrten hervorgebracht. Dieses Stück ist für solche Städte gemacht, wo das Parterre mehrentheils aus jungen Studirenden besteht, und wird daselbst noch immer mit Beyfall aufgeführt. Es hat in dieser Ausgabe merkliche Verbesserungen erhalten. Das zweyte Stück, die Juden, verräth die Zeit, wo der Verfasser mit vortreflichen Köpfen einer Nation in Bekanntschaft gerathen ist, deren Religion die Mutter der unsrigen ist, die wir aber ihrer Religion wegen verachten und hassen. Er setzet in dieser kleinen Komödie dem Vorurtheil und der Partheylichkeit der unsrigen einen Mann von der Judenschaft entgegen, der so großmüthig ist, als irgend ein christlicher Grandison. Man kann dieses Stück als eine Art von Ehrenerklärung ansehen, die der Poet, im Namen der vernünftigen Bekenner der christlichen Religion, den Bekennern der jüdischen macht. Das dritte Stück, der Misogyn, erscheint in dieser Ausgabe zum erstenmal in drey Akten. Dieser Weiberfeind ist ein Mann, der sich dreymal verheyrathet hat: das scheint sonderbar; es ist aber sehr natürlich: er haßt nunmehr, was er, seiner Meinung nach, aus dem Grunde kennt. Das Frauenzimmer darf über den Poeten selbst nicht böse werden, er läßt ihnen hier alle Gerechtigkeit widerfahren; denn sein alter Wumshäter schätzt eine verkleidete Hilaria sehr hoch, so bald er nur glaubt, sie sey eine Mannsperson. Dieses verkleidete Mädchen setzt sich dadurch bey dem Alten in Gunst, daß sie immer tapfer auf das weibliche Geschlecht mitschimpft: eine Situation, die den Zuschauer schon an sich selbst belustigen muß —— Die Bekanntschaft mit den Sitten einer grossen Stadt gab Gelegenheit, den Freygeist zu verfertigen. Dieses charakterisirte Stück schildert mehr als Einen Freygeist, nemlich einen unwissenden Freygeist

aus dem Pöbel, eine flatterhafte weibliche Art von Freygeist, und endlich einen durch allzufrühes Lesen gewisser Bücher, Neigung zum Sonderbaren, Verfolgungen einiger Ordenspersonen zum Freygeist gewordenen nicht unedeln Weltmann. Eben so viel Grade des Religiösen wird man an einem dummen Bedienten, einer frommen Großmama, und endlich einer tugendhaften Tochter und einem menschenfreundlichen Gottesgelehrten bemerken. Durch eine gute Besetzung der Rollen des alten Lisidors, seiner muntern Tochter, ihres lustigen Kammermädchens, der beyden lächerlichen Bedienten, wird dieses Stück in einem hohen Grade komisch; auch ist es allemal auf dem Berlinischen Theater mit dem lautesten Beyfall aufgeführet worden. Die nützliche Moral dieses Stückes fällt in die Augen: man würde weniger Adraste finden, wenn mehr Teophane wären. — Der Schatz, den fast jedermann auswendig weiß, ist das lustigste Stück in dieser Sammlung. Des Plautus Komödie Trinummus hat den Stoff dazu hergegeben. Destouches hat aus eben dieser Quelle seinen Tresor caché geschöpft, ein Stück von fünf Aufzügen, das nach seinem Tode ans Licht kam, als wir bereits unsern Schatz besaßen. Der Plan des Französischen Dichters ist sehr regelmäßig, die Fabel sehr wahrscheinlich, die Sprache sehr gezüchtiget; aber das Kolorit des unsrigen ist lebhafter, die Züge komischer, die Situationen interessanter. Plautus ist eine unerschöpfliche Quelle für die dramatischen Dichter. Moliere und Regnard haben ihm den Amphitryon und die Menechmer zu danken: zwey Stücke, die allen Leuten, den klügsten, den mittelmässigen und den einfältigen, gefallen: ein Lobspruch, den wir auch dem Schatze geben müssen. — Von der Minna von Barnhelm oder dem Soldatenglücke haben wir bereits im 43sten Stücke*) dieser Zeitungen Nachricht gegeben. Es ist wegen der Menge von selbstgedachten Wahrheiten, wegen des mannigfaltigen Witzes, wegen den fein schattirten Charakter, das Meisterstück unsers Verfassers. Die Fabel dazu ist bloß erdichtet, die Gelegenheit aber hat ihm ohne Zweifel sein letzter Umgang mit hohen und niedrigen Kriegsbedienten gegeben. In dem Charakter des Majors

1767.

*) Vom 9. April.

1767. von Tellheim finden einige Freunde den seligen Major von Kleist geschildert: ein sehr schönes Denkmal der letzten vertrauten Freundschaft des Herrn Leßings mit diesem heldenmüthigen und menschenfreundlichen Dichter. — Wir sehen nunmehr mit Ungeduld auch den Trauerspielen unsers Verfassers entgegen; ingleichen denjenigen Lustspielen, die in der Zeit, die zwischen dem Schatze und der Minna verflossen ist, gedacht und angelegt seyn mögen. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr. 12 Gr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1767, 14. May.

Berlin.

Bey Christ. Friedrich Voß ist herausgekommen: Lustspiele, von **Gotthold Ephraim Leßing**: Erster und zweyter Theil: 1767. 2 Alph. in 8. In dem ersten Theil sind folgende drey Lustspiele enthalten: der junge Gelehrte; die Juden; und der Misogyn. Im zweyten: der Freygeist, der Schatz, und Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Das leztere von diesen Lustspielen, deren vorzüglicher Werth zum Ruhm des Hrn. Leßings schon längst entscheidend beurtheilt worden, ist von dem Hrn. Verf. ganz neu hinzugefügt worden. Wir wollen den Innhalt dieses Lustspiels, wobey eine wahre Geschichte zum Grunde liegen soll, kürzlich bemerken. Minna von Barnhelm, ein sächsisches Fräulein, verlobt sich währenden leztern Kriege mit dem von Tellheim, einem preußischen Officier. Nach geendigtem Kriege, da sie lange nichts von ihm gehört hat, entschließt sie sich ihn aufzusuchen. Sie kömmt endlich in Berlin, und in eben dem Wirthshause an, wo sich der Major aufhält, sich aber in sehr schlechten Umständen befindet, indem ihm einige Gelder, die er im Kriege vorgeschoßen, vorenthalten worden. Der Major giebt dem Wirth seine einzige Kostbarkeit, die er noch übrig hat, einen Ring, zu versetzen, um ihm die Zimmer zu bezahlen, die er inne gehabt, und die er bey der Fräulein Ankunft räumen mußte. Minna bekömmt den Ring von ungefähr zu sehen, und erkennet ihn vor

denjenigen, den sie mit dem Major in Sachsen gewechselt hatte. Sie schickt alsobald nach ihm, und entdekt ihm die Absicht, warum sie hergekommen sey, nemlich sich mit ihm zu vermählen. Tellheim aber ist bey seinem Unglück zu grosmüthig, und will das Anerbieten nicht annehmen. Er eröfnet ihr seine elenden Umstände, und sagt ihr, daß er nicht im Stande sey, sie mit sich in sein Unglück zu verwickeln. Er beharret auch auf seinem Entschluße, und da alle Gegenvorstellungen des Fräulein nichts helfen wollen, so sinnt sie auf eine List, und stellt sich als wenn sie noch in elenderen Umständen als er wäre, und sie ihr Vertrauen einzig und allein auf ihn sezte. Hierauf wendet der Major sein äusserstes an ihr zu dienen, und da er zu gleicher Zeit ein Versprechen von seinem Könige erhält, daß ihm seine Gelder, so bald er es verlangte, sollten ausgezahlet werden, so vermählt er sich ohne weiteres Bedenken mit ihr, und erfährt zu seinem großen Vergnügen, daß die mißlichen Umstände der Fräulein erdichtet gewesen. Es würde zu weitläuftig seyn, der Nebenumstände mit dem Ringe, dem ehrlichen Wachtmeister, Werner, und anderer Kleinigkeiten, die alle das ihrige mit zur Entwickelung beytragen, zu gedenken. Der Hr. L. weiß den Ruhm, den er sich durch seine vorigen Stücke erworben hat, nicht sowohl zu behaupten, als zu vermehren. Er führt seine Charaktere aufs angenehmste und natürlichste aus, und ergözt den aufmerksamen Leser immer mit etwas neuen und unerwarteten. Wir sind sehr begierig, bald noch mehrere Stücke, die eine wahre Zierde unsers deutschen Theaters genannt zu werden verdienen, von ihm zu sehen.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1767, 11. Juny.

1767.

Minna von Barnhelm, oder das Soldaten-Glück. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen von Gotthold Ephraim Lessing. Berlin 1767. 192 S. in 8.

Es ist die glücklichste Vorbedeutung für das Theater der Deutschen, daß Herr Leßing wieder anfängt, für dasselbe zu arbeiten. Nach einer langen Abwesenheit bereichert

1767. er es mit einem Stücke, das ziemlich in Diderots Geschmack einschlägt, das aber darum nicht weniger originel ist, und noch immer die Stärke und Naivität im Dialog, noch immer die Natur und Schattirung in den Charaktern enthält, wodurch sich der Verf. einen vorzüglichen Platz unter unsern theatralischen Dichtern, sonderlich aber für das Lustspiel, erworben hat. Wenn es denn auch zuweilen scheinen sollte, als wenn einige Empfindungen subtilisirt wären, wie in dem Charakter der Minna von Barnhelm, oder als wenn überflüßige Nebenzüge mit unterliefen, wie die Scene des Riccaut, oder als wenn die Handlung zu langsam fortgienge, und dadurch etwas von ihrem Feuer verlöhre, wie bei der Entwickelung; so sind das kleine Flecken in einem vortrefflichen Gemählde, Fehler, die einem Manne sehr leicht zu verzeihen sind, der so lange in andern Fächern beschäftigt gewesen ist, und die der Leser, und noch mehr der Zuschauer, wegen der hervorragenden Schönheiten eben so wenig bey einem Leßing bemerkt, als der Engländer sie an seinen größten Dichtern, die gerade auch in diese Fehler zu verfallen pflegen, tadelt.

Die Fabel des Stücks ist schön, die Ausführung simpel, ohne Intrigue, mit wenigen Situationen, vortreflich in den Charakteren nüancirt. Der Major von Tellheim, ein rechtschaffener Mann, voll von feinen, und fast übertriebenen Empfindungen für die Ehre, war nach dem Frieden reducirt, und hatte weiter keinen Bedienten, als seinen ehemaligen Reitknecht, einen Kerl von grober Ehrlichkeit, der alles für seinen Herrn wagte, und ihn da auch nicht verlassen wollte, da er ihm erklärte, daß er ihm nicht länger Unterhalt geben könnte. Ein ehemaliger Wachtmeister des Majors, Paul Werner, ein braver Soldat, mit etwas wilden Sitten, aber natürlich gutem Herzen, welcher im Kriege Geld gemacht hatte, merkt den Mangel des Tellheim, und will ihm beystehen, und die Kämpfe zwischen den feinen Empfindungen des einen, und der soldatischen Redlichkeit des andern, gehören zu den schönsten Situationen des Stücks. Der Wirth des Majors zeichnet sich durch alle die kleinen Ränke des Eigennutzes aus, die bey dieser Art Leute häufig angetroffen werden. Da der Major ihm nicht mehr so gut bezahlt, als vorher, so bringt er bey seiner Abwesenheit

seine Sachen auf ein Hinterzimmer, und entschuldigt sich nachher damit, daß eine fremde Dame bey ihm Quartier gefordert hätte, und daß er die Höflichkeit des Majors gar zu gut kennete, als daß derselbe ihr nicht gerne sein Zimmer räumen würde. Diese fremde Dame ist Minna von Barnhelm, ein junges Frauenzimmer vom Stande und Vermögen, welcher der Major im Kriege die Ehe versprochen hat, und die ihn selbst mit ihrem Onkel aufsucht. Sie treffen einander an. Minna ist ganz Zärtlichkeit. Tellheim liebt sie aufrichtig, glaubt aber nach seinen Begriffen von der Ehre, daß er sie bey seinen unglücklichen Umständen nicht heyrathen dürfe. Dies macht eigentlich die Haupthandlung aus, und veranlasset Situationen, die zwar ganz schön sind, wobey es aber doch fast scheint, als wenn sie nicht recht gefühlt, oder doch wenigstens nicht recht ausgedruckt wären. Der Major erhält durch einen Handbrief vom Könige die Versicherung seiner Gnade, und alle Hindernisse der Verbindung mit seiner Minna werden gehoben. 1767.

3.

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1767, 4. Julii.

Den 13. Julii führte eine Gesellschaft einiger auf hiesiger Akademie studirender Herren das fürtrefliche Trauerspiel des Hn. Leßings, Miß Sara Sampson, mit allgemeinem Beyfall und bey vieler Rührung einer Menge Zuschauer, hieselbst öffentlich auf.

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1767, 18. Julii.

Da man der Hamburgischen Dramaturgie, von welcher heute das zwei und dreißigste Stück erscheinen sollte, auswärts die unverlangte Ehre erweiset, sie nachzudrucken, so sieht sich der Verfasser, um dem für den hiesigen Verlag daraus erwachsenden Nachtheile einigermaßen auszuweichen, gedrungen, die Ausgabe derselben in einzelnen Blättern

1767. einzustellen, und die Interessenten werden sich gefallen lassen, das Rückständige des ersten Bandes von dem 32. Stück an, auf instehende Michaelismesse zusammen zu erhalten.

Kayserlich privilegirte Hamburgische Neue Zeitung, Hamburg, 1767, 21. August.

Berlin.

Die Herren Verfasser der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften äusserten bey Gelegenheit einer Schrift, die sie aus Ursachen, die ihnen selbst bekannt sind, überaus rühmten, den patriotischen Wunsch, daß, nachdem man nunmehr genug von der Aehnlichkeit der Poesie und Mahlerey gesprochen hat, ein Mann von Genie und Geschmack es einmal unternehmen möchte, zu zeigen, worinnen diese beyden Künste von einander abgehen. Die Sache ist wichtig und es wäre in der That einmal Zeit, das Seichte und Schwankende in dem faden Raisonnement dererjenigen zu zeigen, die den ganzen Dichter in einen Mahler und den ganzen Mahler in einen Dichter metamorphosiren wollen, und darzuthun, daß beyde Künste weiter von einander entfernt sind, als man bisher geglaubt hat. Sie sind verschieden in Ansehung ihrer Objecte. Die Gegenstände für den Dichter sind Succeßiva, für den Mahler simultanea. Der Dichter schildert körperliche und unkörperliche Dinge, innere und äussere Empfindungen, Sentimens, Handlungen, Motive, Endursachen, das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige in einen Produkte, Affekten und innere Triebfedern des Herzens, Zeitfolgen, und sogar auch allgemeine Ideen, wenn sie nur noch einigermassen sinnlich sind. Er kan in einem Produkte die Situationen verändern und die veränderten Situationen in ein Ganzes bringen; er stellt eine ganze Handlung, die Anfang, Mittel, und Ende hat, in einer Ausführung dar; er bildet nicht blosse Ideen, sondern Caußalverhältnisse, Sätze und Schlüsse unmittelbar ab; kurz das Gebiete des Dichters erstrecket sich auf alles, was sowohl innerlich, als äuserlich kan empfunden werden. Der Mahler hingegen hat nur mit körperlichen und nur mit

1767.

ganz individuellen Dingen zu thun; er mahlt Coexistenzen, einzelne Situationen, von einer ganzen Handlung nur einen einzigen Auftritt, ein einziges Moment und niemahls die Handlung selbst. Innerliche Empfindungen und selbst die meisten äusserlichen drückt er nicht durch sie selbst, sondern blos aus, wie sie in die Augen fallen; er zeiget uns nur das Zifferblat der Natur; er bildet nur ein Präsens, nur Ideen, keine Sätze und Schlüsse, und nur Effekte ab. In Schilderung physischer Dinge übertrift der Mahler den Dichter; dieser überhohlet ienen bey moralischen Gegenständen und Handlungen. Beyde sind ferner in der Art zu denken und in den innern Beschaffenheiten ihrer Produkte verschieden. Zuweilen ist es dem Dichter leichter, wahrscheinlich zu seyn, als dem Mahler; zuweilen diesem leichter, als ienem. In der Lebhaftigkeit und dem Colorit übertrift der Mahler den Dichter; hingegen kan dieser eher rühren als iener. Der Dichter kan seine Gegenstände größer vorstellen als der Mahler; er kan Gegenständen die Erhabenheit mittheilen, die sie von Natur nicht haben; er kan fast über die Natur steigen; und wenn ihn auch der Mahler in der obersten Region seines Horizontes einhohlt, so ist doch seine Mythologie nur eine Geburt des Dichters. Die Zeichen in der Mahlerey sind vollkommener, als die Worte, deren sich der Poet bedienet; hingegen sind diese bequemer zu Wendungen und Abänderungen. — Dies sind flüchtige Gedanken, die der Recensent bey Gelegenheit eines Buchs nieder schrieb, das unter unsere klassischen Werke gehöret. Sollten es unsere Leser noch nicht kennen? Es ist bey Vossen, 298. S. stark in 8. herausgekommen und heist: **Laokoon**, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie, mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte von **Gotthold Ephraim Leßing**, erster Theil. Wir haben nun wohl nicht nöthig, den Inhalt dieser Schrift anzuzeigen. Unsere Leser dürfen nur getrost von dem, was wir vorher angeführt haben, alles das, was ihnen gefällt, dem Herrn Leßing zuschreiben; das andere mag uns zugehören. Wir haben ausser den Grundsätzen der Kritik vom Hn. Home, dem Gerardischen Versuch über den Geschmack und einigen Winkelmannischen Schriften noch keine Abhandlung gelesen, worinnen so vernünftig und tief

1767. über die schöne Künste nachgedacht würde, als wir von dieser rühmen können. Nur wünschten wir, daß Herr Leßing nicht blos von den Grenzen der Poesie und Mahlerey, sondern auch überhaupt von ihren Unterschiede redete. Jenes scheint blos auf den Unterschied ihrer Gegenstände, oder, ästhetisch zu reden, auf den Unterschied ihrer Horizonte zu gehen. Ferner wenn Hr. Leßing sagt, er lieferte uns nicht ein Buch, sondern nur Collectaneen zu einem Buche; so nehmen wir dies Kompliment für das an, was es ist; doch glauben wir, ein klein wenig Ordnung hätte eben nicht schaden können. Ist denn jeder ordentlicher Denker deswegen schon ein Pedant? Man muß eben nicht von der Definition anfangen und von dieser auf das Axiom fortgehen, um ordentlich zu schreiben. Sind wohl Dübos, Home, Batteux, Marmontel, Trapp u. a. m. Pedanten? Und dennoch schreiben sie ordentlicher, als Hr. Leßing. Endlich bemerken wir noch, daß Laokoon nur deswegen die Ehre hat, auf dem Titel zu figuriren, weil er dem Hn. Verfasser zu vielen neuen Bemerkungen und auch Widerlegungen des Hn. Winkelmanns Anlaß gegeben. Diese sind so bescheiden und gründlich, daß Hr. Winkelmann darüber unmöglich böse werden kan. Ueberhaupt ist die ganze Schrift ein Original, worauf die Deutschen stolz seyn können, welches von dem Fleiße, und Nachdenken des Hn. Leßings zeuget und ihm, damit wir recht wenig sagen, so viel Ehre macht als seine anderen Schriften.

Jenaische Zeitungen von Gelehrten Sachen, Jena, 1767, 22. August.

Hamburg.

In Ansehung der Nachrichten, welche wir unsern Lesern von dem hiesigen Theater schuldig sind, verweisen wir einmal für allemal auf ein Werk, das alle die Nachrichten und Kritiken, die wir geben könnten, sehr entbehrlich macht, wir meynen die **Hamburgische Dramaturgie**, eine Schrift, aus welcher die deutsche Schauspielkunst eben so viel Vortheile ziehen kann, als sich unser hiesiges Theater von der

Aufmerksamkeit und der Kritik ihres Verfassers versprechen kann. 1767.

Unterhaltungen*), Hamburg, 1767, August, pag. 742.

Frankfurt und Leipzig.

Bey Dodsley und Moser ist herausgekommen, und in allen Buchhandlungen zu finden: **Hamburgische Dramaturgie.** Erstes bis zum Ein und dreißigsten Stück, jedes auf einem halben Bogen, zusammen 248. Seiten in 8. wozu noch die besondere Ankündigung auf 1/2 Bogen kömmt. Dieser critischen Schrift wird das deutsche Theater ohne Zweifel nicht weniger zu danken haben, als den besten Stücken unserer dramatischen Schriftsteller. Ehemals hatten wir nur eine kalte, unsern Nachbarn abgeborgte Theorie von der theatralischen Dichtkunst, nach welcher wir ängstlich schrieben, und strenge urtheilten. Nach und nach, da wir auch Muster in diesem Theil der schönen Wissenschaften bekamen, lernten wir auch selbst über denselben denken, die dramatischen Schönheiten, und die Bedürfnisse unsers Schauplatzes empfinden. Fängt nun ein großer dramatischer Schriftsteller an, die ganze Kunst des Theaters, und den Werth der berühmtesten und beliebtesten Stücke, die für dasselbe geschrieben worden sind, nicht nach abstrahirten Regeln, sondern nach den feinsten Vorschriften, die er selbst glüklich ausgeübt hat, zu beurtheilen: so glaubt man den Horaz unter uns auftreten zu sehen, der sich nicht begnügt de Arte Poetica zu schreiben, sondern selbst einen großen Meister in der Poesie abgiebt. So wird man also auch diese Schrift des Hrn. Leßing mit allem Recht ansehen können. Sie soll, nach seinen eigenen Ausdrücken, ein critisches Register von allen auf der Hamburgischen Bühne aufgeführten Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, daselbst thun wird. Wir laden

*) Herausgeber: J. J. Eschenburg.

1767. alle Liebhaber dieser Kunst ein, oder wir brauchen sie vielmehr nicht einzuladen, diese Dramaturgie zu lesen. Herr L. bestimmt das eigene Verdienst eines jeden Stücks, die Erfindung, den Plan, und die Ausführung desselben, den Charakter ihrer Verfasser, die verschiedenen Gattungen des Comischen, den Grad der Täuschung welchen sie hervorbringen, die Geschiklichkeit mit welcher sie gespielt werden müssen, und hundert andere Fragen, die sich der Kunstrichter noch mehr als der Zuschauer aufwirft, mit seiner gewöhnlichen Richtigkeit des Geschmaks, und in einer eben so lehrreichen als ungemein angenehmen Critik. Sie ist insonderheit gegen die Französischen Stücke streng; aber diese Strenge scheint uns nothwendig zu seyn, und man vermißt sie gewiß auch nicht bey unseren Originalstücken, unter welchen Olint und Sophronia hier den Anfang macht, weil der Hamburgische Schauplatz mit diesem Trauerspiel des seel. Cronegk eröffnet worden ist. Die vornehmsten übrigen Dichter, welche hier nach ihren Stücken beurtheilt werden, sind Corneille, Voltaire, Gresset, Destouches, Regnard, Mad. de Graffigny, de la Chaussee, Marivaux, dü Belloy, Schlegel, Hr. Gellert, Mad. Gottsched, und andere mehr; auch Hr. Leßing selbst findet sich darunter. Auch die Musik, in so ferne sie mit der Aufführung der Stücke in Verbindung stehet, hat ihren Antheil an diesen Beurtheilungen. Es ist übrigens diese Dramaturgie sehr sauber und correkt auf klein Schreibpapier abgedruckt, und auch wegen des geringern Preises vorzüglicher, als die anderen Ausgaben, welche man davon gemacht hat, darunter insonderheit der Nachdruck des Buchdrucker Bocks zu Hamburg am schlechtesten in die Augen fällt.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1767, 24. September.

Berlin.

Lustspiele von G. E. Leßing. Zwey Theile. Bey Voß. Man muß dem Verleger für diese neue, sehr saubere Ausgabe der Leßingischen Lustspiele ungemein verbunden seyn,

da sie so selten geworden waren. Der Herr Verfasser hat seine Stücke aufs neue durchgesehen, und hin und wieder Verbesserungen darin gemacht, die gar sehr zu ihrem Vortheile gereichen. Am meisten ist der Misogyn verändert worden. Es war nicht wohl möglich, daß Hilaria in der Zwischenzeit von wenigen Auftritten sich gänzlich umkleiden konnte: daher hat Herr Leßing drey Aufzüge aus einem gemacht, und zwar auf eine Art, die den Leser gar nicht argwöhnen läßt, daß der ursprüngliche Plan von dem jetzigen verschieden gewesen: so natürlich sind die neuen sehr unterhaltenden Scenen mit den alten verbunden worden. Ganz neu ist das letzte Stück, Minna von Barnhelm; ein wahres Original, worinn alles deutsch ist, nicht allein die Namen, sondern auch Handlung und Charaktere. Die letztern haben uns, wie überhaupt in allen Stücken des Herrn Verfassers, sehr vorzüglich gefallen. Sie sind aus der Natur genommen, und von allen Seiten, auch nach ihren kleinsten Zügen, sehr richtig geschildert; sie zeigen sich in Handlungen noch mehr als in Reden, und erheben einander durch einen Kontrast, der seine ganze Wirkung thut, weil er nicht ängstlich gesucht ist. Der Wirth! Herr Just! Paul Werner! Man erinnert sich dieser Leute; man hat sie schon irgendwo gesehen; es sind alte Bekanntschaften, die man, bey dieser Gelegenheit, auf eine dunkle Art, wieder erneuert. Ausserordentlich schön ist in der achten Scene des ersten Aufzuges Justens Erzählung vom Pudel, die sein ganzes Ebenbild enthält, und in der siebenden Scene des dritten Aufzuges, die Art, womit Werner bey dem Major seine Wohlthaten anbringen will; besonders auch die Argumente, womit er ihn widerlegt, als dieser sich weigert, sie anzunehmen. Er greift ihn nie mit allgemeinen frostigen Sentenzen an, sondern immer mit Gründen, die von ihren eigenen individuellen Verhältnissen entlehnet sind, und der ganzen Scene eine ausnehmende Wahrheit geben. Ueberhaupt möchte wohl Werner der schönste Charakter im ganzen Stück seyn; alle Züge dieses entzückenden Gemähldes, verrathen die Meisterhand eines Leßings. Er wird gewiß noch zum Sprüchwort werden. Und welch ein Lobspruch wird es einmahl für einen Menschen seyn, von dem man sagen wird: Er ist,

1767.

1767. wie Werner, so ehrlich! In der zweyten und den folgenden Scenen des zweyten Aufzuges, wird man auch an Minna die Ausdrücke und Handlungen der Freude ungemein natürlich finden. Doch Kenntnis der menschlichen Seele verräth sich durchgehends. Ein besonderes Lob verdient noch der Dialog des Herrn Leßings. Es herrschet darinn allenthalben der wahre ungekünstelte Ton des Umgangs; er hat die verschiednen Redensarten des höhern und niedern Standes, die eigenthümlichen Wendungen der Sprache überhaupt, und die besondern Inversionen und Ausdrücke der Leidenschaft und der Laune vollkommen in seiner Gewalt; seine Personen reden beständig munter, unterhaltend, charakteristisch; alles, was sie sagen, hängt ohne ängstliche Verbindung, in der verschönerten Unordnung wirklicher Gespräche, an einander; sie locken sich die Antworten ab, unterbrechen sich oft, und zwar beständig da, wo sie sollen; und endlich die episodischen Einfälle, die zum Hauptzweck der Scene entbehrlich wären, aber die Charaktere nach ihren feinsten Zügen auszubilden dienen, sind sehr natürlich ins Ganze hineingeflochten. Ein vortrefflicher Zug dieser Art ist derjenige, da der Major zurück kömmt, und zu Justen sagt: Nimm nur auch deinen Pudel mit! Hörst du Just? Welch ein herzlich guter Mann muß nicht dieser Major sein! Und dann die Naivetät des Gedankens! die heimliche Beziehung, die er in seinem Herzen auf Justen hat! Desto weniger gefällt uns in der letzten Scene des ersten Aufzugs der Einfall des pöbelhaften Reitknechts, die Tochter des Wirths zur Hure zu machen, und die Wernersche Antwort darauf. Natur, aber nicht gewählte Natur!

Die Fehler des Stücks, die wir nach unsrer besten Einsicht mit Dreistigkeit anzeigen wollen, scheinet theils die spitzfindige Beschaffenheit, theils die Armuth der Handlung verursacht zu haben. Oder ist es nicht die Armuth der Handlung, die Herrn Leßing bewogen, aus Kleinigkeiten Scenen zu machen, und überall weite Lücken mit Episoden auszufüllen, die zwar immer als Gemählde aus dem menschlichen Leben gefallen können, die uns rühren, die uns zu lachen machen, aber bey dem allen unsre Erwartung der Hauptsache gar zu lange ermüden? Den Riccaut de la Marliniere

1767.

wünschten wir ganz aus dem Stücke heraus; er ist mehr als überflüßig; er ist überlästig: ein Urtheil, das wir noch bisher von allen Lesern der Minna haben fällen hören. Ueberhaupt erfodet wohl die Manier, eine Handlung, wie es in der Natur geschieht, mit eben nicht nothwendigen Zwischenhandlungen zu vermischen, sehr viele Wahl und Mäßigung, wenn sie immer gefallen soll. Was das Spitzfindige betrifft; so wollen wir von den feinen Bedenklichkeiten des Majors eben nicht sagen, daß sie gesucht wären: nein, er konnte sie wirklich haben, und da sein Herz durch das Unglück erbittert war, so konnten sie ihm wichtiger scheinen, als sie dem Zuschauer vorkommen möchten: aber daß er seiner Minna deswegen so gänzlich sollte entsagen wollen, da er sie doch liebte, da er doch ihre feurige Liebe sahe, da doch seine Sache noch nicht völlig geendigt war; daß er auf diesem Einfalle so hartnäckig bestehen sollte, als es wirklich geschiehet; das scheint uns ein wenig zu weit getrieben. Werners Geld nicht annehmen wollen, und die Hand einer Minna ausschlagen; das war gewiß eine sehr verschiedne Sache. Die Steckerey, die das Fräulein mit dem Major betreibt, hat uns auch, als bloße Steckerey, nicht gefallen wollen. Wäre es nicht besser, wenn sie vornehmlich die Absicht hätte, seine Liebe zu prüfen? wenn sie über den Major etwas empfindlich geworden, und uns merken liesse, daß der Ausgang dieser Prüfung sein Schicksal guten Theils entscheiden würde? Alsdann wäre ihr diese Steckerey wohl weit anständiger; die ganze Sache würde begreiflicher werden, und unsre Aufmerksamkeit würde sich weit stärker dahin ziehn. So scheint uns auch das nicht ganz natürlich, daß Minna, da sie einmahl diese Steckerey im Kopfe hatte, in der sechsten Scene des vierten Aufzugs ihrem Tellheim die wahren Gesinnungen und Absichten des Grafen von Bruchsall erzählt, die der nachfolgenden Erzählung, welche sie mit Franziska schon verabredet hat, völlig widersprechen. Und wäre es auch natürlich; so möchte es doch wohl dienlicher gewesen seyn, um die Verwirrung des Zuschauers zu verhindern, wenn die wahre Erzählung schon vorher gegangen wäre, ehe Minna den Entschluß gefaßt, solche durch Franziska widerrufen zu lassen, und ihren Major zu

1767. necken. Die Geschichte mit dem Ringe muß den Zuschauer nicht weniger verwirren; da doch eigentlich nur der Major dadurch verwirrt werden sollte. Sie daurt auch zu lange, und es wird uns verdrüßlich, die Entwickelung eine ewige Zeit an einem Härchen hängen zu sehn.

Wir wollen mit einigen besondern Erinnerungen schliessen. Die Einheit der Zeit zu unterbrechen, ist zwar sehr erlaubt, wenn man höhere Absichten zu erreichen hat: unterdessen gehört es doch zur vollkommnen Schönheit eines Stücks, die Handlung nicht länger, als die Vorstellung, dauren zu lassen. Dies hätte in der Minna ohne die geringste Schwürigkeit geschehen können, wenn nur das Fräulein im vierten Aufzuge nicht zu Mittage gespeist hätte, und nun Caffee trünke. — Im Monolog (3. Aufzug) erzählet sich Werner geradezu Dinge, die er schon vollkommen wuste. Wie leicht wäre dieses zu vermeiden gewesen, wenn Herr Leßing ihn, durch Fragen an sich selbst oder durch andre Wendungen, sich darauf hätte b e s i n n e n lassen! — In der Scene des dritten Aufzugs hat Just einen schnellern, reichern und feinern Witz, als wir von seinem widrigen und mürrischen Charakter vermuthet hätten. Doch müssen wir gestehn, daß Herr Leßing dieses durch die letzten Worte, die Just sagt, auf eine sehr geschickte Art wieder in den Charakter einlenkt. — Möchte uns doch dieser vortreffliche Schriftsteller auch bald seine Trauerspiele liefern und sie mit neuen Meisterstücken vermehren.

Unterhaltungen, Hamburg, 1767, September, pag. 815—820.

Berlin.

Minna von Barnhelm ist der Titel eines Heroischen Lustspieles vom Hrn. Leßing. Man hätte es die Großmüthigen betiteln können. Denn selbst der Reitknecht ist so edel gesinnet, daß er sich zum Schuldner seines Herren macht: und die beyden Hauptpersonen bestreiten sich aus lauter feinen Empfindungen; da der abgedankte und mittellose Liebhaber seine reiche Braut nicht unglücklich machen will; diese aber sich recht aufdringt, und endlich ihren Zweck

erhält, da sie sich selbst als verunglückt darstellt. Man darf nicht fragen, ob Witz in dieser Schrift herrsche. 1767.

Auch hat Voße eine saubere Auflage der Lustspiele des Hrn. Leßings in zwey Duodezbänden herausgegeben.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1767, 19. October.

Gelehrte Berichte.

In der theatralischen Druckerey zu Hamburg ist ein neues Lustspiel des Hn. Lessings, betitelt der Schlaftrunk, gedruckt, welches aber nicht eher, als nach der ersten Vorstellung soll ausgegeben werden. Nächstens werden wir von eben diesem Verfasser noch zwey andere Stücke bekommen: Arabella ein Trauerspiel und die neue Matrone von Ephesus. Vielen unserer Leser wird die Nachricht sehr angenehm seyn, daß iezt der zweete Theil des Laokoon unter der Presse ist.

Jenaische Zeitungen von Gelehrten Sachen, Jena, 1767, 14. December.

Hamburg.

Von der dasigen **Dramaturgie**, deren Verfasser bekanntermaßen Hr. **Lessing** ist, haben wir nun 31 Stück vor uns, die zusammen 248 S. in 8. betragen. (Sie ist in Leipzig nachgedruckt, und dieses zu verhüten, sollen die Stücke nicht mehr einzeln ausgetheilt werden.) Lob ist bey einem solchen Verf. überflüssig, und manche Stücke sind für die Welt nur beträchtlich, wiefern wir in Hamburg, zur Ehre der Deutschen, ein gutes Theater aufkeimen sehen, sonst aber nicht. Wir zeichnen nur das aus, was ieden Liebhaber der feinen Litteratur interessiren muß. Von der neuen Einrichtung der Hamburgischen Bühne ist schon vor einiger Zeit in diesen Anzeigen geredet worden. Wir finden also hier eine gute Kritik über den Olinth und

1767. Sophronia — — Bemerkungen, das christliche Trauerspiel betreffend — etwas über die Action — den Prolog und Epilog bey der Eröfnung des Theaters. (Diese Stücke sind von Hn. Dusch, dem ietzigen Freunde des Herrn Lessings. Man muß sie auswendig lernen. Es sind eine Menge Verse darinnen, die Sprichwörter werden können, wie die von Boileau. Z. E.

Weh dem gedrückten Staat,
Der, statt der Tugend, nichts, als ein Gesetzbuch hat.)

Es folgen einzelne Anmerkungen über verschiedne Stücke — von der Erscheinung der Geister — französische und englische Gespenster — vom bürgerlichen Trauerspiele — über Voltairens Zayre — vermischte Kritiken — über die aristotelischen Köpfe, die mit kalten Blute die größten Schönheiten hinweg kunstrichtern — über den Essex des Corneille -- u. s. w. Wir erwarten die Fortsetzung dieser periodischen Schrift begierig.

Jenaische Zeitungen von gelehrten Sachen, Jena, 1767, 18. December.

Leipzig.

Den 18. und 20. November ward hier **Minna von Barnhelm** mit ausserordentlichem Beyfalle vorgestellt, und den 25. Nov. und 2. Decemb. wiederhohlt. Dem. Schulzen spielte die Minna vortreflich, und jedermann bedauerte, daß diese Schauspielerinn die Bühne nächstens ganz verlassen wird. Herr Schubert erhielt in der Rolle des Wachtmeisters ausserordentlichen Beyfall, und er spielte ihn vor allen mit vielem Verstande und Wahrheit. So sehr kommt es darauf an, daß ein Schauspieler am rechten Orte steht. Mad. Löwen machte die Franziska, und ihr Mann den groben Bedienten sehr gut. Nur sollte er im ersten Akte das Gespräch weit rascher fortgehen lassen. Die übrigen Rollen wurden alle gut gespielt, bis auf den Riccaut der kein französisch verstand. Das ganze Stück nimmt sich unvergleichlich aus. Ein Paar Stellen wurden weggelassen, uns deucht aus allzugroßer Bedenklichkeit. Darf man

denn in Sachsen über die Schlacht bei Rosbach nicht mehr lachen? 1767.

Unterhaltungen, Hamburg, 1767, December, pag. 1057.

Lustspiele von Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil. Der junge Gelehrte. Die Juden. Der Misogyn. Zweyter Theil. Der Freygeist. Der Schatz. Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1767. Ein Alphab. und 5 B. in 8.

Der Absicht unserer Bibliothek gemäß, dürfen wir nur bey dem neuesten dieser Dramatischen Stücke verweilen, und wir thun es mit desto grössern Vergnügen, da wir an ihm merkliche Vorzüge für seinen Vorgängern entdecken. Den Inhalt desselben erzälen wir nicht, weil das Skelet eines Lustspiels gemeiniglich nur für das Auge des Kunstrichters ein interessanter Anblick ist; und dieser hat gewiß die Minna eines Leßings gelesen, oder aufführen sehen.

Man weiß, wie sehr unser Verfasser sich dadurch um die Deutsche Bühne verdient gemacht, daß er uns Nationalcharaktere geschildert, und auch in dem Stücke, das wir vor uns haben, behauptet er dieses Verdienst. Seine Personen sind vollkommene Deutsche, durch keinen ausländischen Zug verstellt; selbst die kleinste Nuance ihres Charakters ist in den Sitten des Landes gegründet.

Ueberdem ist dieses Lustspiel ein neuer Beweiß, in welchem Grade H. L. den Ton der Comödie besitze: Die edle Denkungsart eines Tellheim; seine zärtliche Liebe von Großmuth begleitet; verschiedene rührende Situationen gränzen so nahe an das tragische, daß mancher Schauspieldichter sich dadurch hätte verleiten lassen, uns etwas von dem tragischkomischen zu liefern, welches der wahren Natur der Bühne so sehr zuwider ist. Im Vorbeygehen müssen wir eine Bemerkung anbringen, die wir bey gegenwärtigem Stücke, und bey einigen des Hr. v. Voltaire gemacht haben*). Gewisse traurige Auftritte können sehr wohl in einem Lustspiele vorkommen, ohne dem Wesentlichen desselben den

1767. geringsten Eintrag zu thun, wenn diese Traurigkeit sich nur nicht zu sehr über das Ganze verbreitet, und der Dichter die Kunst versteht, es nicht so wohl in die Reden der handelnden Personen, als in ihre Situation selbst zu legen.

Die Gegenwart solcher, die bey dieser Situation entweder weniger intereßiret sind, oder, ihren Gesinnungen gemäß, einen gleichgültigen Antheil daran nehmen, können den Comischen Ton genug unterstützen. Nur muß man in der rührendsten Scene schon den Uebergang zu einer glücklichen Catastrophe voraussehen; oder wenn man sie nicht voraussieht, so muß sie wenigstens nicht weit davon entfernt seyn. Fortgesetzte Deklamationen, worin die Wehmuth herrscht, und eine anhaltende Ungewißheit des Zuschauers geben dem Stücke das melancholische Ansehen, das es nach den Gesetzen des Lustspiels nicht haben sollte.

Um wieder auf Minna von Barnhelm zu kommen, so scheint dem Recensenten, nur in ein paar Stellen, der Ton etwas zu feyerlich zu werden, und sich von seiner gewöhnlichen Simplicität zu entfernen. Z. B. in dem fünften Auftritt des letzten Aufzugs sagt Tellheim: „die Liebe selbst, in dem vollesten Glanze des Glückes, konte sich darin (in der Seele) nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze vertrauter, die Nebel zerstreuet, und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öfnet.“ Es sind in dieser Absicht die Franzosen glücklich, deren Verse zum Dialog so sehr geschickt sind, und die sich derselben bedienen, wenn ihre Comödie einen etwas höhern Charakter annehmen soll. Dasjenige, was in der Prosa schon feyerlich wird, ist in der Poesie nur edel.

Was den Contrast unsers Stücks betrift; so ist er fürtreflich, und erforderte desto mehr Kunst, da er nicht durch die Entgegensetzung guter und böser Charaktere entsteht; sondern diese fast insgesamt gut sind. Tellheim und sein Wachtmeister haben beyde die edelste Denkungsart; nur Stand und Erziehung machen, daß sie auf verschiedene Art sich äussern. Auch des Fräuleins Seele ist zur Großmuth gebildet; aber man nimmt wahr, daß bei der Bildung derselben das Geschlecht seine Rechte behauptet.

Des Bedienten Gutherzigkeit hat etwas rauhes; man sieht ihm den Reitknecht an. Wie viel feines hingegen hat das mit dem Fräulein erzogene Kammermädchen! Der Oheim läßt bey seinem kurzen Auftritte Gesinnungen blicken, die ihn dem Tellheim ziemlich ähnlich machen; allein sie contrastieren durch die verschiedenen Verhältnisse, in denen sie mit einander stehen.

1767.

Wenn wir an der Oeconomie des Stücks etwas tadeln müßten; so wäre es vielleicht die List des Fräuleins und ihr vorgegebenes Unglück. Dieses scheint uns durch das Vorhergehende nicht natürlich genug eingeleitet zu seyn.

Ueber die darin herschenden großen Sentiments freuen wir uns um so viel mehr, weil sie weniger in Worten, als in Handlungen sich zeigen. Eine Kunst, die so wenige Schauspieldichter anzuwenden wissen! Hier erschöpfen sie den Geist nicht; keine vollkommenen Abdrücke von ihm sollen es seyn: nur hingeworfene Züge, die auf seine übrige Grösse schliessen lassen.

Was uns am wenigsten in dem Lustspiele gefällt, ist der französische Officier. Warum mußte dieser just ein Franzose sein? Er kömmt bloß, eine Satyre auf sich machen zu lassen, denn sonst hätte ein Deutscher eben dasselbe verrichtet. Sollte nicht, wenn wir einen Ausländer auftreten lassen, der Grund davon in dem Stücke, und in der Rolle, die er zu spielen hat, liegen müssen? Wenn Moliere oder Goldoni einen Gasconier oder Bergamasker auf die Bühne bringen; so hat ihr Nationalcharakter etwas, das sie zu ihrer Rolle geschickter macht, und selbst ihr Dialekt scheint für das, was sie sagen müssen, bequemer zu seyn. Er ist ihren Einfällen fast unentbehrlich; ohne ihn würden sie nicht so naif, und oft frostig werden. Wozu aber hier das gebrochene Deutsch mit dem untergemengten Französischen? Ehe noch wäre es zu entschuldigen, wenn Riccaut eine wichtige Person spielte; allein er ist beynahe müßig: denn auf das königliche Schreiben wird man noch durch den Wachtmeister vorbereitet.

Uebrigens unterscheidet sich auch diese Comödie dadurch von ihren älteren Schwestern, daß sie mehr den Ton der guten Gesellschaft hat. Wir wünschten, daß in jenen, bey der neuen Ausgabe, viele unedle Ausdrücke, mancher matte

1767. Witz weggelassen worden, wodurch nothwendig ein zärtliches Gefühl beleidigt werden muß. Kan der Umgang mit der feinern Welt sich mit den Worten: Rabenaas, Stockfisch, Pickelheering, Schlingel, u. a. m. vertragen? Selbst aus dem Munde eines Bedienten sollte man sie denn nicht hören, wenn dieser öffentlich erscheinen und vergnügen soll. Von seinem Herrn müßte er auch mit dergleichen Schimpfworten verschont bleiben, die allzuniedrig sind, und wenn einige nicht völlig vermieden werden können; so sollte man wenigstens recht behutsam seyn, die erträglichsten zu wählen, und auf das sparsamste anzubringen.

Giebt es denn keine andere Art, sich im Zorne auszudrücken? Oder muß der Dichter nicht, indem er das Wahre schildert, manchen Zug dem Geschmacke aufopfern? Wie will aber Hr. L. die Zweydeutigkeiten entschuldigen, die man so häufig bey ihm antrift, und zwar solche, bey denen die freyeste Pariserin erröthen würde? Eine macht sogar den Schluß eines Lustspiels**).

Molieren verleitete der Pöbel zu dem Sacke des Scapin: Warum muß sich bey uns der Schauspieldichter noch selbst durch die Logen verführen lassen? B.

*) Nanine. L'enfant prodigue, L'Ecossaise.
**) Die Juden.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben vom Herrn Geheimdenrath Klotz, Halle, 1767, 2. Stück, pag. 103—108†).

†) Wir geben hier folgenden Ausspruch Herders:

Lessing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie, in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er: Nachwelt! schließe daraus, „was er thun konnte!"

Ueber die neuere deutsche Litteratur (ohne Verlagsort), 1767 Erste Sammlung von Fragmenten, pag. 157.



1768.

Wien, den 13. März 1768. 1768.

Corsaires attaquant corsaires,
Ne font pas leurs affaires:

sagt Despreaux von seinem Vorgänger Regnier. Vielleicht sollte ich es nachsprechen, und die Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück nur obenhin mit einem Lobspruche abfertigen, damit der Verfasser dieses Stückes, einer der vortrefflichsten deutschen Kunstrichter, wenn ihm einst meine Briefe zu Gesicht kommen, gegen mich gleiche Gefälligkeit ausübe. Aber der Mann verdient ein wenig mehr als einen obenhinfahrenden Lobspruch. Die deutschen Theatraldichter möchten immer lieber seine Minna, als unsre französischen Stücke studieren! —

Lessing hat in der Geschichte der deutschen Litteratur von mehr als einer Seite einen berühmten Namen — besonders aber hat er die Schaubühne mit feinen Kritiken und schönen Lustspielen bereichert. So einem Manne mag seine Freymüthigkeit in Beurtheilung andrer gerne hingehen: denn

Let such leach others, who themselves excell,
And censure freely, who have written well.

Die Veranlassung des Stückes ist die edelmüthige Handlung eines menschenfreundlichen Offiziers, welche ein eben so edelgesinntes Mädchen durch Herz und Hand zu belohnen, den Vorsatz gefaßt hat. Man sagt, die Begebenheit habe

1768. sich wirklich ereignet: und dann war sie würdig, durch ein glückliches Genie auf die Bühne gebracht, und durch alle Reize der Dichtkunst zur Nachahmung aufgestellt zu werden.

(Folgt Erzählung des Inhalts.)

Das ist der Hauptgang des Stückes, worein Werner, ehmaliger Wachtmeister Tellheims, der aber abgedankt hat, ein kleines Gütchen besitzt, und des Majors redlicher Freund ist, auf eine unnachahmliche Art mit verwebet worden. Dieser Mann hat kein Geld, als zu des Majors Diensten. Es schmerzet ihn, daß Tellheim sich desselben nicht bedienen will: er sucht es ihm sogar durch Lügen als sein eignes aufzudringen — und da ihm dieses nicht gelingt, so weis er Gründe aufzusuchen, die unwiderstehlich sind. „Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist,“ spricht Tellheim u. s. w.

(Folgt Auszug.)

Wien, den 18. März 1768.

Ohne Zweifel haben Sie Wernern schon sehr lieb gewonnen. Es wird Ihnen mit jedem Karaktere so ergehen, so rechtschaffen hat sie der Verfasser sämmtlich anzulegen gewußt; den einzigen Wirth ausgenommen, dem er alle die gewinnsüchtige Geschmeidigkeit seines Handwerkes beigelassen hat.

Rechtschaffen ist jede der handelnden Personen, ohne daß jedoch daraus eine langweilige Einförmigkeit ihrer Handlungen entspringt. Aber so etwas ist nur Genien erlaubt. Der Troß von deutschen Komödienschreibern weis den Gang seiner Stücke nicht lebhaft, und seine Zuschauer nicht wach zu erhalten, wenn er nicht dem Rechtschaffenen einen Schurken, der Kokette eine Spröde, dem Geheimnißvollen einen Glock*) entgegen stellet. Gemächlicher ist es freylich auf eine solche Art, und ihre Köpfe kommen über dem Anstrengen wenigstens nicht zu Schaden: aber es ist auch abgenützt, ein Alltagskunstgriff und ruhmlos.

Lessing hat die Abstechung seiner Personen aus den Verflössungen ihrer Karaktere herauszuholen gewaget. Der Kontrast liegt in der Art, wie die Redlichkeit bey jedem ausbricht; und diese Art wird durch die, wenn ich so

sagen darf, karakterischen Nebenfehler der Personen bestimmet, welche der Verfasser jedem nicht nur beygelassen, sondern stark ins Spiel gebracht, und dadurch die Mannigfältigkeit, den unentbehrlichen Kontrapost bewirket hat. 1768.

Jost ist Bedienter, naif, auf eine grobe Art, der auch über dem dritten Gläschen Danziger nicht heuchelt, und dem Manne, der seinem Herrn das Zimmer in seiner Abwesenheit geräumet hat, immer ins Gesicht sagt: er ist doch ein Grobian, Herr Wirth! der, um seinen Herrn, an diesem groben Wirthe zu rächen, ihm seine Tochter zur H . . . machen**), das Haus über dem Kopfe anstecken, oder mit einer Tracht Schläge auflauern will. Werner sagt sehr recht: Kerl, man sieht, daß du Packknecht gewesen! das sieht man in seiner Art sich auszudrücken, zu handeln, selbst in seiner Redlichkeit und Treue gegen seinen Herrn, für den er, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kömmt, betteln und auch stehlen kann. — Aber diesem ehrlichen groben Jost, wenn er Tellheimen die Rechnung mit verweinten Augen übergiebt, und sich der Thränen schämt; wenn er nicht schlechter als sein Pudel seyn will, wer ist ihm bei aller seiner Grobheit nicht herzlich gut?

Werners Gesinnungen sind etwas geläuterter, die rechtschaffenen Gesinnungen eines Soldaten. Aber ihm fehlt der Firniß der äusseren Höflichkeit; und dieser Abgang wirkt das Steife und Hölzerne, zugleich aber auch Eigene und Unterscheidende seines Betragens. Er liebt seinen Stand auf Kösten der ganzen Welt: und wünscht Krieg aus eben so redlichen Absichten, als jener Arzt einem alle Krankheiten auf den Hals wünschte, damit er an ihm seine Geschicklichkeit zeigen könnte. Mit dem Prinzen Heraklius zieht er ein wenig oft heran. Allein der Unwillen, mit dem er sein Geld, das der Major gefodert hatte, und itzt nicht nehmen will, hinwirft, macht, daß ich ihm wohl frostigere Tiraden übersehen würde.

Tellheim, der Held des Stückes, ist vielleicht seiner gebildeten Denkungsart, seiner Philosophie, und alles des Lichtes, das der Verfasser auf ihn fallen läßt, um ihn, als eine Hauptperson der Schilderung herauszuheben, aller dieser Vorzüge ungeachtet am wenigsten anziehend. Ich

1768. meine als einzelne Figur betrachtet — Denn im Ganzen des Stückes ist er so anziehend, daß ich nicht eben wußte, warum nicht sowohl Tellheim als Minna von Barnhelm dem Stücke den Namen geben könnte. Und ich denke, Lessing habe eben darum den zweyten, das Soldatenglück, beizusetzen für nothwendig gehalten.

Im Vorbeigehen ein Wort dieses Namens wegen! Wenn die Hauptperson die Ehre haben muß, ihn dem Stücke zu ertheilen, so sollte das Stück vielleicht Minna und Tellheim geheissen haben — Oder das Soldatenglück — Warum Soldatenglück? sind die reichen Fräulein wie Minna, die gewöhnliche Belohnung wackerer Offiziere? Wäre vielleicht das Soldatenglück damit alle, daß sie nach langer Ungerechtigkeit in einem königlichen Handschreiben versichert werden: Sie seyn das nicht, wofür man sie angab? Die Wahl der Aufschrift darf zwar den Verfasser nicht in Verlegenheit setzen, sie ist eine blosse Kleinigkeit, ich weis es — Nur — möchte ich Lessingen mit seinen eigenen Worten sagen — nur darf sie auch nicht irre führen — nicht etwas anderes erwarten lassen.

Tellheims Handlungen sind die Handlungen eines Mannes, der edel denkt, und noch mitten in seinem Unglücke der Ehrfurcht gegen seinen Fürsten nichts vergiebt. Die Episode mit der Wittwe Marloff ist ein Schlaglicht, das ihn mit Gewalt hervordrückt. Seine Redlichkeit, ein Mädchen, das ihn liebt, nicht in seine verzweifelten Umstände mit zu verwickeln, muß ihn in aller Augen erhöhen. Wie wenige sind einer solchen Selbstverläugnung fähig! wie viel mehrere würden in seinen Umständen es machen, wie die Ersäufenden, sich an einem Schwimmenden hängen, in Meinung, sich dadurch über dem Wasser zu erhalten, und auch ihn mit sich zu Grund ziehen. — Seine Redlichkeit ist übertrieben: das gab Lessingen den Knotten —

Tellheim soll Ihnen von seiner Minna selbst eine Schilderung machen! zwar ein Liebhaber der von den Reizen seiner Geliebten nicht eine Kleinigkeit vergessen wird, aber auch ein Mann, der sich über ihre Schönflecken nicht ganz blendet: Sie sind, sagt er, das süsseste, lieb-

lichste, holdseligste, beste Geschöpf unter der Sonne, ganz Güte und Großmuth, ganz Unschuld und Freude — dann und wann ein kleiner Muthwille, hie und da ein wenig Eigensinn — er möchte immer hinzugesetzt haben: manchmal ein wenig gezieret, und vielleicht auch manchmal am unrechten Platze — Ausser diesem kleinen Fehler, der zwar dem guten Tellheim am Ende viel zu schaffen giebt, ist Minna ein allerliebstes Mädchen; von einer aus Offenherzigkeit und Lebhaftigkeit zusammengesetzten Laune, die sie muthwillig scheinen, aber nie seyn läßt, und allen ihren Handlungen, jedem ihrer Einfälle, ihren Reden die Munterkeit anhäftet, die an ihr so sehr einnimmt — so ein Mädchen, mit einem Worte, wie sie seyn muß, wenn dem Manne in ihrer lebenslänglichen Gesellschaft das ewig einförmige Gutseyn nicht ungeschmack werden soll. Die Freundinn Franziska ist das Ungefähr im Kleinen, was ihr Fräulein im Grossen; ein Bißchen geschwätzig, sonst in der That das Mädchen, das man dem wackern Werner am liebsten gönnet. 1768.

Aus diesen Personen, deren Karaktere sämmtlich mit Wahl und Geschicklichkeit beschäfftiget und bearbeitet sind, ist dieses Originalstück zusammengesetzt, worin ein Ueberfluß der kleinen, einzelnen, starken Züge herrschet, die das Gespräch unterhaltend und lehrreich machen. Die Satire, welche nicht sparsam angebracht ist, verfehlt ihres Endzweckes desto weniger, je weniger sie Satire zu seyn scheint, und gemeiniglich aus dem Munde derjenigen Personen kömmt, denen man es am wenigsten zutrauet, daß sie satirisiren könnten —

Also ganz keine Erinnerung gegen dieses Stück? — Einige Kleinigkeiten, mein Freund! denn Sie wissen ja, was Poppe sagt:

Whoever thinks a faultless piece to see,
Thinks what ne'er was, nor is, nor e'er schall be.

Lessing hat eine so magere Geschichte zu seinem Vorwurfe gewählt, daß er Lessing seyn mußte, um darin den Stoff zu fünf Aufzügen aufzufinden. Das Handschreiben des Königs hat ganz keine Aehnlichkeit mit dem Befehle des Königs im Tartufe, die jemand darin finden wollte: es macht nicht, wie dort, die Entwickelung des

1768. Stücks, ohne alle Anlage und Zubereitung, ein Schwert, das, wie auf den Sinnbildern aus einer Wolke kömmt, und den Knotten zerhaut. So würde freylich ein dramatischer Werkgesell zugefahren seyn; er würde den Knotten darin haben bestehen lassen, daß der unglückliche Major das Mädchen nicht unglücklich machen will: nun käme das Schreiben, die Schwierigkeit wäre gehoben — nun wanderten sie gewiß freudig dem Feldkaplane zu. Nicht so Lessing: er will vom Zuschauer nicht errathen seyn: der Brief, zu dem er den Zuschauer gehörig vorbereitet hatte, macht einen Theil der Verwickelung mit aus, aber er wirft den Liebhaber gegen unsre Erwartung aus dem Hafen wieder in die offene See.

Im Ernste: ich bin mit dem gezierten Wesen des sächsischen Fräuleins nicht zufrieden. Eine kleine Sträubung noch — allenfalls zur Rache, allenfalls, wie es selbst sagt, um sich den Anblick seines ganzen Herzens zu verschaffen, dafür würde ich dem Verfasser gedankt haben: aber die Sperrung geht zu weit, und schwächet bei mir das Wohlwollen gegen Minnen, der ich sonst vom Herzen gut war. Wo will, denke ich bei mir, die Fantastinn damit hinaus? ich weis gleichwohl, daß sie sich nur ziert, und daß sie den Augenblick schwer erwartet, sich dem Manne an den Hals zu werfen. Für den Zuschauer ist also der Knotten immer schon entzwey: er sieht in dem Mädchen nur noch ein kleines boshaftes Geschöpf, wie so viele ihres Geschlechts, dem man es sehr gerne glaubet: daß ihr Gemahl ihr nie einen Streich spielen soll, ohne daß sie ihm gleich wieder einen darauf spielt — und am Ende, wünscht man dem Major ernstlich so viele Herrschaft über sich selbst, daß er das näckische Wesen für sich nach Sachsen möchte ziehen lassen.

Die Nebenliebe Werners und Franziskens, so sorgfältig sie der Verfasser an der Hauptbegebenheit hergeschmieget hat, schwächet immer den Hauptantheil. Man hört nicht einen Augenblick auf, den guten Leuten recht gut zu seyn: und das Mädchen ist wirklich klüger als sein Fräulein: denn es zieht sich bei dem ersten Auffahren seines lieben Wachtmeisters zurück.

Riccaut de Marliniere, einen beurlaubten Offizier,

dem der Verfasser alle Unbesonnenheiten, Großsprechereyen und Taschenkünste unsrer Cadedis beigelegt, der seine Sprache wie das Deutsche radebricht, haben die deutschen Schauspieler weggelassen; wie sie sagen, weil sie keinen unter ihnen haben, der das Französische mit der nothwendigen Fertigkeit spricht. Man vermißt ihn bei der Aufführung im geringsten nicht. Aber eine Rolle, die nirgend in einem Stücke die geringste Lücke zurückläßt, ist gewiß eine müssige Rolle. Was möchte wohl also die Absicht des Verfassers gewesen seyn, als er sie mit in sein Stück aufnahm? Vermuthlich die Risade! Die Wienerbühne hat Lessingen gegen sich selbst Recht verschafft: sein Stück braucht solcher angeflickten Schellen nicht; es hat eigenthümliche und wahrhaft scherzhafte Einfälle genug, die es aufheitern —

1768.

Besonders wenn es von Schauspielern nach dem Sinne des Verfassers vorgestellet wird. Unter hundert deutschen Stücken wird vielleicht nicht eines so durchaus wohl besetzt seyn, als die Minna war. Sogar bis auf die Rolle des Wirths und Franziskens war jeder Schauspieler und Schauspielerinn auf ihrem Platze. Josten spielte Stark, der, wie ich höre, nun zur Hamburgerbühne abgegangen. Er traf den schweren Mittelweg, diese Rolle lustig zu geben, ohne das Spaßhafte zu suchen. Der Karakter ist vielleicht der schwersten einer: ein roher Knecht, der uns wehmüthige Empfindungen erreget: und sie durch das Ungehobelte seines Betragens sogleich wieder zerstöhret; über den wir bei dem Aufsatze seiner Rechnung, und der Geschichte des Pudels mit überlaufenden Augen lachen — dazu gehörte die Einsicht dieses Schauspielers. Der ihm nachspielt, übernimmt eine harte Rolle, weil man nun Vergleichungen anstellen kann.

Jaquet war — Werner selbst; der steife Anstand, die redliche und deutsche Miene, der Ton seiner Sprache, diese Empfindung — und zum Lohne, die Mitempfindung der Zuschauer, und der allgemeine Beifall. So einen Wachtmeister mußte sich Lessing bei seiner Minna gedacht, gewünscht haben — bis etwan auf das tempomässige Rechts umkehrt euch bei Fräulein Barnhelm, wozu Jaqueten die kleine Eitelkeit, belacht zu werden, ver-

1768. leitet haben mag. Nicht doch, braver Mann! das braucht er nicht! die Wahrheit seines Spiels macht ohne diese Kniffe lachen, die seiner Einsicht wehe thun.

Auch Minna — all das Launichte, all das Muntere und wieder das Bange und Zärtliche, wie es nur ein Verfasser zur guten Aufnahme seines Stückes fodern kann, brachte Huberinn in ihr Spiel. Aber der Major war mir die beiden ersten Vorstellungen zu wild, zu stürmisch, gegen Minnen, gegen Wernern, gegen alle. Es war nicht der artige Mann, der den Lobspruch seiner Geliebten rechtfertigte, daß nicht alle Offiziere Tellheims wären, er war Major auf dem Paradeplatze. Stephanie nahm den ganzen Karakter von einer falschen Seite. Bei den folgenden Vorstellungen überzeugte er sich selbst, und spielte, wie man es von ihm erwarten konnte.

*) Ich vermuthe, der Franzos habe hier nur die Antithese persönlich gegeben, nicht den Verfasser des Geheimnißvollen zum Trosse zählen wollen. Der Uebers.

**) Diese Stelle ist bei der Aufführung weggelassen worden. Sie ist in dem Munde des Packknechtes vielleicht am rechten Orte, aber für die Schaubühne zu rasch. Der Uebers.

Briefe über die wienerische Schaubühne von einem Franzosen†), Wien, 1768, 13. und 18. März.

Heute wird die Königl. generalprivilegirte Döbbelin'sche Gesellschaft deutscher Schauspieler Leßings Lustspiel: **Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück**, wiederholen††), und ein neues grosses pantomimisches Ballet soll den Beschluß machen.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1768, 22. März.

---

†) Verfasser: Josef Ritter von Sonnenfels.

††) Eine Notiz über die erste Darstellung der Minna, welche Tags zuvor stattfand, existirt nicht, da am 21. und 20. März, (Sonntag und Sonnabend) die Berlinische Zeitung nicht erschienen war.

Hamburg.

1768.

Die **Hamburgische Dramaturgie** des Hrn. **Lessing** ist, nach unserer ersten Ankündigung, immer fortgesetzt worden, und wird dereinst eine der feinsten Critiken über die neueren Schauspiele aller witzigen Nationen abgeben. Wir haben itzt das 32ste biß zum 52sten Stück des Ersten Bandes, mit welchem derselbe geschloßen wird, vor uns, S. 249—415. und von dem zweyten Bande ebenfalls 5 Stücke, welche aber in der Reihe fortgezählt werden, vom 53sten bis 57sten St. S. 1—40. in 8.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1768, 28. März.

Heute wird von der Königl. generalprivilegirten Döbbelinischen Gesellschaft deutscher Schauspieler, auf hohen Befehl, Leßings Lustspiel: **Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück**, zum 19tenmal aufgeführt. Hierauf folgt eine Abschiedsrede in Versen, und den Beschluß macht ein grosses pantomimisches Ballet.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1768, 23. April.

Von gelehrten Sachen.

Aus dem Correspondenten (Nr. 100.)*) habe ich ersehen, daß Herr **Leßing** über einige in meinem Buche von geschnittenen Steinen gemachte Anmerkungen empfindlicher geworden sey, als ich jemals vermuthet hätte. Die Bescheidenheit, mit welcher ich meine Zweifel vorgetragen, und mein Bewustseyn, daß ich niemand in der Welt dadurch beleidigen wollte, erlaubte mir nicht, jemandes Unwillen, am wenigstens Herrn Leßings Zorn, zu befürchten.

Unser Zwist intereßirt das Publicum wenig, und ich

*) Leßing hatte die ersten seiner Briefe antiquarischen Inhalts im Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten veröffentlicht.

1768. sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen davon haben werden. Unterdessen, da Herr Leßing es für gut befunden, mich im Angesichte des Publici zu belehren, so ersuche auch ich Sie, mein werthester Herr, meine Erklärung in Ihren Blättern bekannt zu machen.

Daß es zwey ganz verschiedene Dinge sind, Begebenheiten aus dem Homer vorstellen, und sie in Homers Manier vorstellen, sie so mahlen, wie sie Homer mit Worten geschildert hat, weiß ich; und diese Sache zu wissen, ist auch kein Verdienst. Allein, was Hr. Leßing in seinem Laokoon sagt: (S. 223.) „Man findet sogar vieler Gemählde nicht erwähnt, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten;" und (S. 225.) „Handlungen aus dem Homer mahlen, — schien der alten Artisten Geschmack nicht zu seyn;" so habe ich seine Worte eben so ausgelegt, wie sie andere Leute auch ausgelegt haben.

Sonderbar ist mir die Stelle vorgekommen, wo Herr Leßing sagt, daß er meine Beyspiele fast alle selbst angeführt habe. Ich will nicht hoffen, daß diese Worte etwan noch eine verstecktere Bedeutung haben sollen. Gleichwol weiß ich auch nicht, wie die Leßingsche Beschuldigung mein Buch treffen könne. Ich habe geschnittene Steine angeführt; Herr Leßing nicht. Ich habe mich auf die Herkulanischen Gemählde berufen; Herr Leßing nicht. Ich habe einige Beyspiele aus dem Philostratus entlehnt; Herr Leßing nicht. Was bleibt also noch übrig? Ein von Pausanias erwähntes Gemählde. Hätte ich auch diese Nachricht nicht aus der Quelle selbst geschöpft, und sollte ich' sie mit aller Gewalt geborgt haben; so zeigt doch die Art, wie ich das Gemählde anführe, daß ich sie niemanden, als meinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus, schuldig seyn könne. Wie sollte ich ungerecht bey dem Bekenntnisse meiner Schulden verfahren können, da ich mir ein Vergnügen daraus mache, zu gestehen, daß ich das Wenige, was ich von der Kunst weiß, bloß einem Caylus, Hagedorn, Lippert, Winkelmann zu danken habe?

Daß jeder ehrliche Mann der Gefahr, die Meynung eines andern nicht recht zu fassen ausgesetzt sey, ohne daß dieser deswegen Ursache habe, es als ein großes Verbrechen

anzusehen, kann Herr Leßing an seinem eigenen Beyspiele sehen. Er giebt mir in seinem Laokoon (S. 244.) Schuld, daß ich die Homerische Episode von Thersites um deswillen tadle, weil Thersites eine heßliche Person ist, und durch seine Gegenwart die feierliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöhrt. 1768.

Ich kann also Herrn Leßingen mit seinen eigenen Worten antworten: „daß er nicht mit mir streite, sondern mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke nennt, und den er zugleich zu einem großen Ignoranten macht." Denn dieser würde ich seyn, wenn ich einen Satz behaupten wollte, dem schon die Anfangsgründe der Kunst und der Poesie widersprechen. Klotz.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1768, 19. August.

Sie hatten bereits, mein Herr, meinen letzten Aufsatz dem Correspondenten einzuverleiben die Gütigkeit gehabt, als ich einige neue Briefe, die Herr Leßing gegen mich drucken lassen, zu sehen bekam. Ich muß Ihnen also abermals mit der vorigen Bitte beschwerlich fallen; und vielleicht vergeben Sie mir dieselbe desto williger, wenn ich Ihnen sage, daß es die letzte Bitte von dieser Art seyn soll.

Wenn Hr. Leßing über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders als sehr befremden. Herr Leßing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766. meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meynung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Herr Leßing erwies, gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwan

1768. Fehler aufzusuchen, und dadurch Herrn Leßing beschwerlich zu werden. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine Hypothese vom Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe noch in den Göttingischen Anzeigen (1768. S. 176)*) diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Herr Leßing zwey Statuen mit einander verwechselt habe. Denn die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese S. 217.) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beygelegt werden.

Wie kann nun Herr Leßing itzt böse seyn, daß ich das gethan, was er verlangt? Wie kann er von den Schranken der Kenntnisse und des Geistes sprechen, da mich seine Einladung berechtigte, die Prüfung jener Schranken bey der Beurtheilung seines Buchs nicht anzustellen? Herr Leßing macht mir den Vorwurf, daß ich ihn nicht verstanden hätte, besonders in zwey Stellen.

Hier ist die erste Stelle aus dem Laokoon (S. 219.) „Zeuxis mahlte eine Helena und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. — Man vergleiche hiemit wundershalber das Gemählde, welches Caylus dem neuen Künstler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet. — Man denke sich dieses Gemählde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführt, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schließen soll? Turpe senilis amor: ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein eitler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen. — Sie bekennen ihr Gefühl, ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke; wären sie das, was sie in dem Gemählde des Caylus erscheinen."

Ich, der ich glaube, daß diese Episode, so wie sie Homer in Versen geschrieben, mit dem Pinsel geschildert werden könne, ohne daß dadurch die feinen Empfindungen

---

*) Gelegentlich der Besprechung eines Winkelmannschen Werkes.

beleidigt werden, habe gesagt, Herr Leßing verwerfe des Caylus Vorschläge: der Gegenstand, wenn er gemahlt würde, schiene ihm eckelhaft; und was er von den gierigen und jugendlichen Begierden sage, finde sich nicht im Homer, und der Künstler, der blos dem Homer hier folgen solle, dürfe sie daher nicht ausdrücken.

Herr Leßing läugnet, daß er dieses gesagt habe. — Der Leser mag selbst urtheilen, wie ich die Stelle habe verstehen müssen.

Die zweyte Stelle ist folgende: Herr Leßing sagt (S. 243.) „Darf die Mahlerey, zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, sich heßlicher Formen bedienen? — Ich muß aber zu bedenken geben, daß dem ungeachtet sich die Mahlerey hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerkt, verliert die Heßlichkeit der Form durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive ihre widrige Wirkung fast gänzlich: sie höret von dieser Seite gleichsam auf, Heßlichkeit zu seyn, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen. In der Mahlerey hingegen hat die Heßlichkeit alle ihre Kräfte beysammen, und wirkt nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. — Dieses überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Episode des Thersites aus der Reihe seiner Homerischen Gemählde wegzulassen. Aber hat man darum auch Recht, sie aus dem Homer selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke dieser Meynung ist."

Irrte ich, wenn ich sagte, Herr Leßing glaube, daß ich den Thersites wegen seiner Heßlichkeit aus dem Homer wegwünsche, da er mir doch als eine lächerliche Person misfiele?

Herr Leßing antwortet, er habe mich verstanden. Ob dieses seine Worte zeigen, mag der Leser überlegen.

Daß die alten Artisten aus dem Homer Begebenheiten nach dem Homer vorgestellt haben, kann ich mit vielen Beyspielen beweisen. Ich habe eben Winkelmanns Monumenti antichi inediti neben mir liegen. Schlagen

1768. Sie einmal Nr. 128. 135. 155. 156. 159. 160. nach, wenn Sie Beyspiele sehen wollen. Vergleichen Sie hiemit, was eben dieser große Mann bey der Erklärung der Homerischen Steine des Baron Stosch von der Aehnlichkeit der Character auf Steinen und in den Homerischen Versen angemerkt hat. Mehrere Beyspiele und eine weitläuftigere Erklärung derselben hebe ich auf eine andere Zeit auf. Weil ich aber eben Winkelmanns Monumenti bey der Hand habe, so will ich Ihnen noch sagen, daß er (Cap. 15. Nr. 207.) den Bau der alten Schiffe aus dem Fragmente eines erhabenen Werkes in Marmor erläutert. Ist es denn also etwas so Ungereimtes, eben dieses mit den geschnittenen Steinen zu versuchen? Ich mache diese Anmerkung, weil ich mich an die merkwürdige Recension erinnere, die sich von der deutschen Uebersetzung des Apolodors in dem Correspondenten befindet.

In Ansehung der Perspective erzeigt mir Herr Leßing eben die Ehre, die er Popen (im Laokoon S. 197.) erwiesen, von dem er gleichfalls behauptet, daß er einen sehr unvollständigen Begriff davon gehabt habe. Unterdessen ist es ungegründet, wenn Herr Leßing sagt, daß ich die Kenntniß der Alten in der Perspective nur aus einer bisher unbemerkten Stelle des Philostratus beweisen wollen. Ich habe alte Denkmäler zum Beweise angeführt; und sobald Herr Leßing wird zeigen können, daß in ihnen, besonders in denen vom Graf Caylus angeführten Münzen, keine Perspectiv zu finden sey, so will ich auf seine Seite treten; aber eher nicht. Blos hierauf beruht die ganze Sache. Meine Beweise müssen entkräftet werden: man muß mich überzeugen, daß auf jenen Werken keine Perspectiv beobachtet worden. Bis dieses geschiehet, bleibe ich bey meiner Meynung.

Ueber die Definitionen von der Perspectiv will ich nicht streiten; genug, daß Herr Leßing meine Erklärung selbst richtig nennt. Meinetwegen mag er die Militarperspectiv nennen wie er will: ich habe selbst auch gesagt, die sogenannte Militarperspectiv. Wenn es auf die Terminologien ankommt, so schäme ich mich nicht, sehr nachgebend zu seyn.

Die Griechen und die Römer hatten auf ihren Münzen

ein hohes Relief: und das flache erblickt man nicht eher, als in den Zeiten, wo die Künste gefallen waren. Konnte ich also diese Münzen nicht Gothisch nennen?

1768.

Wenn mich Herr Lessing fragt, auf welche Werke man sich denn berufen solle, wenn ich die Herculanischen Gemählde nicht als vollkommene Zeugnisse der alten Kunst wolle gelten lassen, so antwortete ich: ausser den Gemählden zeigen uns auch die alten Basreliefs, die geschnittenen Steine, die Münzen, die Talente der alten Künstler. Und hiermit muß man die Beschreibungen, die uns die alten Schriftsteller von Gemählden, die sie selbst vor Augen hatten, verbinden.

Auf das Uebrige, was Herr Lessing nicht sowol gegen mein Buch, als viel mehr gegen mich selbst sagt, kann ich nicht antworten. Ich bedaure, daß die Anzüglichkeiten, mit welchen er seine Aufsätze angefüllt hat, mir dieses nicht erlauben, und ich glaube, daß ein Lessing diese Sprache andern Schriftstellern, (z. E. seinem Bruder in Berlin, wenn er in den dortigen Zeitungen die deutsche Bibliothek recensirt) überlassen solle. Ist Hn. Lessingen an einer nochmaligen Versicherung von meiner Achtung, die ich allezeit seinen Verdiensten habe geglaubt schuldig zu seyn, etwas gelegen; so wiederhole ich dieselbe mit dem willigsten Herzen, und er kann glauben, daß ich diese Versicherung mit der größten Aufrichtigkeit und ohne Nebenabsichten thue. Allein, da er für gut befunden hat, mich in einem Tone zu widerlegen, in dem ich ihm nicht antworten will, wenn ich auch könnte, so muß er es mir vergeben, wenn ich diesen und andere ihnen ähnliche Aufsätze unbeantwortet lasse. — Das Publicum kann mein Stillschweigen als eine Genugthuung für einige andere Schriften ansehen, in denen ich vielleicht allzu beredt gewesen bin. Klotz.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1768, 24. und 27. September.

Berlin.

1768. Friedrich Nikolai verlegt: **Briefe antiquarischen Inhalts: von Gotthold Ephraim Leßing.** Erster Theil. 256 Seit. 8. Dies ist eine blosse persönliche Zänkerey, die Hr. Leßing mit Hrn. Klotzen anfängt. Wir sagen anfängt: Denn in dem Hamburgischen Correspondenten und dem siebenten Bande der deutschen Bibliothek*) ist dieses bewiesen. Er hatte von Hrn. K. eine Beurtheilung seines Laokoons verlangt: dieser untersuchte in seinem Buche von geschnittenen Steinen einige Sätze und bezeugte, daß er andrer Meynung sey. Dieses geschahe mit der größten Höflichkeit. Allein Hr. Leßing, entweder weil ihm die Lust einkam, wieder einmahl in der Sprache zu reden, in der er mit Hr. Langen, gewiß nicht zu seiner Ehre, geredet hatte, oder um dem Verleger und den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek eine Probe seiner Freundschaft zu geben, antwortet in diesen Briefen auf eine entgegengesetzte Art. Bald giebt er vor, er sey nicht verstanden worden, und hilft sich mit Distinctionen: bald greift er Druckfehler an, daß Hr. K. IV. statt VI. allegiert, daß Berill, nicht Beryll gedruckt sey: bald lacht er über Dinge, wo er ganz falsch hat, mit offnem Halse, z. E. daß Tuscher kein Edelsteinschneider gewesen: welches ihm doch Fueßli, Giulianelli und Gori lehren kann, u. s. w. Ueberall aber ist die bitterste Galle ausgegossen, und überall herrscht eine Sprache, die, wir wissen selbst nicht, wie sie heißt: wir wollen sie die Lessingische unterdessen nennen. Am Ende zankt er noch mit einen Recensenten in den Göttingischen Anzeigen, der ihn auch einen Fehler gezeigt hatte. An wunderlichen Behauptungen und Fehlern ist überhaupt in dieser Schrift kein Mangel: bey der das schöne Papier, das auf eine Zankschrift verwendet worden, zu bedauren ist.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1768, 13. October.

*) Siehe pag. 218.

1768.

Das Verdienst.

An Herrn L——g.

Wie mancher, der sich itzt in stolzen Kutschen bläht,
Stünd wenn das Glück nur sehen könnte,
Da, wo sein plumper Diener steht.
Was aber, **Freund!** ist Deine Rente?
Mehr, als die Million, die Staxen einst erhob.
Verdienst und Ehrlichkeit! Ihm zwar ein fremdes Lob.
Und doch erkauft Dein Glück, der Tugend einzgen Lohn,
Kein Stax mit seiner Million.

Unterhaltungen, Hamburg, 1768, October, pag. 322.

Berlin.

Unter der Stechbahn bey Friedrich Nikolai sind zu bekommen: **Briefe von Herrn Leßing und Herrn Klotz, betreffend des erstern Laokoon und des letztern Werk von alten geschnittenen Steinen.** 4 Bog. 8. Es ist wohl durch einen Buchhändlerknief geschehen, daß diese Briefe hier nochmals gedruckt erscheinen. Denn sie sind schon in einer Hamburger Zeitung abgedruckt worden, und zum Theil stehn sie auch in der bey dem Verleger billig beliebten Sammlung **Antiquarischer Briefe**. Von Herrn Klotz ist nur eine einzige Antwort aus dem Hamburger Correspondenten eingerückt. Wie kommt es denn aber, daß man nicht auch die **zweyte** Antwort hat abdrucken lassen, die in eben denselben Zeitungen befindlich ist? Oefnete sie etwann dem Publico zu sehr die Augen? enthielt sie zu deutliche Beweise von der Partheylichkeit, und andern Antiquarischen Untugenden? Eine Ursache mußte doch wohl da seyn!

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1768, 14. November.

1768.

Allgemeine Grabschrift deutscher Dichter.

Auch er blieb unbelohnt. — Ein kurzes Lobgedicht!
Doch, Nachwelt! hast du dies gelesen,
Und zweifelst noch, ob Er ein großer Mann gewesen:
So kennst du Deutschland nicht! —

Unterhaltungen, Hamburg, 1768, November, pag. 421.

Briefe antiquarischen Inhalts: von Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil. Berlin bey Friedrich Nikolai, 1768. 256 Seit. 8.

Diese Briefe sind gegen mich, den Herausgeber dieser Bibliothec, gerichtet: ich würde sagen; wieder mein Buch von dem Gebrauch und Nutzen der alten geschnittenen Steine, wenn mir die persöhnlichen Beleidigungen, die Zudringlichkeiten, der Stil, der oft mehr, als bloß satyrisch ist, kurz der Ton, welcher uns, wieder unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Hr. Langen zu denken zwingt, dieses zu sagen erlaubten.

Ich behalte es mir vor, in einer besondern Schrift Hrn. Leßingen zu antworten. Zwar wird es nicht in der Sprache geschehen, in welcher er mit mir zu reden für gut befunden hat. Allein ich rechne es mir nicht für eine Schande, ihm hierinne den Vorzug zu lassen. Die Leser werden, nach meinem Urtheile, wenigstens nichts dabey verliehren.

Dieser Bibliothek meine Verantwortung einzuverleiben scheint mir aus mehr als einer Ursache nicht thunlich zu seyn. Dieser Streit geht nicht die Künste an. Beyde gewinnen und verliehren dabey nichts. Bloß darauf kommt es an, ob Leßing oder Klotz geirret haben. Es sey dem Hrn. Buchhändler, Friedrich Nikolai in Berlin allein überlassen, seine critischen Schriften zu einer Sammlung seiner privat-Streitigkeiten zu machen. Für mich, der ich nicht als Kaufmann lebe, denke, schreibe und drucken lasse, wird es genug seyn, wenn ich hier meinen Lesern

nur einige Puncte vorlege, und das Urtheil ihnen selbst überlasse. 1768.

Ein Schriftsteller, welcher sich in einer critischen Schrift, die der Beurtheilung fremder Werke gewidmet ist, gegen einen persönlichen Angriff verantwortet, und der gleichwohl nicht, wie der gemeine Hauffe von Schriftstellern, denkt, befindet sich in einer mißlichen Stellung. Ist er allezeit seiner mächtig genug, um nicht Unhöflichkeit mit Unhöflichkeit zu vergelten? Kann er sich so aufmerksame Leser versprechen, welche, von dem Namen seines Widersachers unverblendet und von dem Geschrey seiner Bundsgenossen ungestöhrt, alles genau genug untersuchen, und Gedult haben, seine Verantwortung mit seiner Anklage zu vergleichen? Muß er nicht befürchten, daß ein Streit, bey dem der Leser keinen Vortheil hat, auch den Leser sehr bald ermüde, wenn er ja noch einen Leser findet?

Ich will meine Verantwortung so kurz als möglich fassen. Blos die Puncte, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert, will ich hier berühren, und eine weitläuftigere Untersuchung, wie gesagt, nächstens in einer besondern Schrift anstellen. — In einem critischen Werke, das zu sieben Bänden angewachsen ist, wird man doch Einmahl dem Herausgeber erlauben, sich vertheidigen zu dürffen!

Hr. Leßing bezeigt überall Verwunderung und Unwillen, daß ich in meinem Buche es gewagt habe, ihm vorzudociren, unter seinen Namen einen Strohmann aufzustellen, an dem ich Fechterstreiche zeigen könne (S. 31), daß ich mit ihm streite, Fehler aufsuche, um sie ihm vorwerffen zu können, daß ich ihn lächerlich machen wolle u. s. w. Diese Vorwürffe würden mich nur denn treffen, wenn ich Hrn. Leßingen in einem unanständigen Tone wiederlegt hätte. Allein wer mein Buch nachschlägt, (getrost verlange ich dieses von einem jeden,) wird finden, (S. 140. 170. 242.) daß es mit einer Aeusserung der Achtung und Höflichkeit geschehen, die ich ihm schuldig zu seyn glaubte. Zwar habe ich Hr. Leßingen nie für einen grossen Kenner der Künste gehalten: und ich halte ihn auch itzt noch nicht dafür: aber ich schätzte ihn als einen Dichter, als einen witzigen Kopf, als einen Mann von gutem

1768. Geschmacke hoch, und schätze ihn auch itzt noch hoch. Noch wunderbarer ist, wenn Hr. L. es mir für eine Sünde wieder die Bescheidenheit anrechnet, daß ich sein Buch beurtheilen wollen: wenn er mir sagt, ich hätte erst meine Kräfte prüfen sollen. Ich muß nur die ganze Geschichte hier erzählen, wie ich auf die Prüfung des Laokoons gekommen bin.

Hr. Leßing erzeigte mir die Ehre, mir in einem Briefe (Berlin, den 9. Juni 1766.) zu schreiben: „Ich verspreche „meinem Laokoon wenige Leser, und ich weiß es, daß er „noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Be- „denken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen, so „geschahe es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehr- „begierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen, und „Ich würde sagen, es sey bloß in der Absicht geschehen, „mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu „versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann „erst gereitzt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung „sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns „eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu „stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer „Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben „so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein „Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein anderer entdeckt, „als wenn ich sie selbst entdecke. Mit diesen Gesinnungen „kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in „Actis litter. nicht anders als freuen." Ich glaubte, Herr Leßing rede hier so, wie er es meine, und ich trug daher kein Bedenken, alle Zweifel, die mir vorkamen, bekannt zu machen. Habe ich hierinne gefehlt so hat mich Hr. L. zu diesen Fehlern selbst verleitet, und er thut Unrecht, daß er mit mir itzt darüber zankt. — Doch dieser Brief ist im J. 1766. geschrieben. Damahls stand ich bey Hr. Nikolai und seinen Freunden noch in Gnade[1]).

Damahls sahe die Allgemeine Bibliothek in meinen Schriften eine wahre Gelehrsamkeit, eine grosse Kenntniß des Alterthums, und mehr als gemeine Einsichten in die Wissenschaften[2]), wovon sie jetzt auch nicht eine Spur mehr erblickt; damals war ich nach Hr. Leßings Urtheile, der mir kaum jetzt

Menschenverstand läßt, ein Gelehrter von sehr richtigem und feinem Geschmacke[3]). Nehmlich ich hatte noch an keine Deutsche Bibliothek gedacht: ich konnte also noch gelobt werden. Aber sobald ich mich an die Spitze der über den critischen Despotismus Unzufriedenen stellte, so sahe man mich auch mit andern Augen an: dann schrieb der jüngere Hr. Candidat Leßing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines grossen Ministers unterdrückt wurde: Dann ergrieff Hr. Magister Leßing die Feder: Dann ward ich selbst in der Allg. Bibliothek gemißhandelt, — in der Allgemeinen Bibliothek, an welcher ich auf Hr. Nikolais Bitte eine Zeitlang gearbeitet hatte, und deren letztes Stück noch vor einem Jahre von mir verfertigte Artikel enthält. — Diese Nachricht wird allen Lesern unerwartet seyn: aber ich sehe keine Ursache, warum ich, dem man jetzt so begegnet, als ob man ihn nicht kennte, sie verschweigen sollte? Meine Leser werden sich aber freylich über die grosse Verwandelung verwundern, die in den Augen der Berlinischen Kunstrichter mit mir seit der vorigen Michaelismesse vorgegangen ist. Die Litteraturschule muste mich doch für nicht so gar schlecht halten, weil sie mich mit in ihren critischen Senat aufnahm, und mir ziemlich viel Urthel zu machen gab. Aber Ich unglücklicher Mann! Ehedem, im Jahre 1761. waren meine Schriften mit attischen Salz gewürzet; ich unterhielt meine Leser mit der Urbanität eines Horaz: man fand Naivitäten in meinen Satyren[4]): Meine Lehroden waren meistens schön, zeigten viel Leichtigkeit im Kunstmäßigen, und viel Gewalt über die Sprache[5]): Ach! das betrübte 1768te Jahr. Die Musen haben mich auf einmahl fallen lassen! Meine Schriften taugen nichts: ich kann so gar kein Latein: welches ich doch nie in der Berlinischen Litteraturschule und am wenigsten bey Hr. Leßingen zu lernen Lust gehabt habe und haben werde. Doch genug hiervon.

Hr. Leßing verspottet mich über Dinge, wo er selbst offenbahr unrecht hat. Hier ist nur Eine Probe. Ich habe Tuschern unter die Steinschneider gesetzt: und hierüber schreibt Hr. Leßing S. 143 folgendes:

1768. „Hr. Klotz will uns mit aller Gewalt belehren. Er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. Philipp Christoph Beckern, sagt er, und Marcus Tuschern will ich das Lob des Fleisses nicht streitig machen." Marcus Tuschern das Lob des Fleisses! das will ihn Hr. Klotz nicht streitig machen! Hr. Klotz kennt alsowohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heissen, und war ganz und gar keiner? Ganz und gar keiner? und Hr. Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müste sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzuzusetzen! Hr. Klotz fand Tuschern beym Mariette als Steinschneider angeführt: ob wohl nicht als einen fleißigen: der Fleiß, ist sein Zusatz, und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen sie nur folgende Stelle (Sie ist aus Natters Vorrede.)

Ich fühle mich durch alle diese bittern Ausdrücke nicht aufgebracht: denn ich weiß, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Des Fueseli Künstlerlexikon, wo Tuscher ein Edelsteinschneider genannt wird[6]), darf ich gegen Einen Mann, der so mit mir spricht, nicht anführen. Aber ich will eine Stelle aus dem Giulianelli herschreiben[7]): A questi aggiungero il Signor Marco Tuscher di Norimberga. Il Signor Gori nella Prefazione del Tom. II delle sue Simbole componenti la Decade Romana, di lui ragiona a pag. 16. c. 17. Riportando quivi in istampa il prospetto del Vesuvio cavato dall Originale, che il Sig. Tuscher donò alla società Colombaria e disegnò in Napoli, non dubita il Sig. Gori di chiamarlo eccellente Pittore, Scultore, Architetto, Bulinista, ed Incisore di Gioje sul gusto degli Antichi. Dopo di aver dimorato lungo tempo in Firenze sotto gli auspicj del Signor Barone di Stosch e lavorato principalmente in pittura, passò egli al servizio del Ré di Danimarca. La scelta d'un tanto Ré, il giudizio della Fiorentina Colombaria Società, che tra gli illustri Socj ascrisse il Tuscher, come trai suoi lo accolse l'Accademia Etrusca di Cor-

tona, le lodi dai piu celebri Antiquari tributategli, gl'Intagli, specialmente di due suoi Ritratti in Cornivola ed in acqua marina, ed il bel rame, fregi, finali, iniziali ec. di cui va adorno un Epitalamia Stampato sotto la data di Norimberga 1738. pareva al certo che meritassero da M. Mariette un più distinto elogio alla virtù ed al merito d'un uomo rispettabile per suo maraviglioso talento. — Hat Hr. Leßing noch Lust mich auszulachen?

Die Nachricht im Natter konnte mir, der ich das Buch wohl vierzigmahl angeführt habe, nicht unbekant seyn, und ich hatte meine guten Ursachen, warum ich anders dachte. Und das Lob des Fleisses? Heißt denn das, er hat viel gearbeitet? Wenn Hr. Leßing die Sprache der Künstler versteht, so wird er wissen, was sie sagen wollen, wenn sie sprechen: dieses Stück ist fleißig gemacht.

Ich will an einem andern Orte mehr Beyspiele anführen, wo ich verspottet werde, und gleichwohl der Spott auf Herr Leßingen zurück fällt.

Ich kann es nicht verschweigen, daß Hr. Leßing an vielen Orten eine Feindseligkeit blicken läßt, die seine Critik bey allen Unpartheyischen sehr verdächtig machen muß. Wozu würde er mir sonst mit vielem Gespötte Druckfehler vorgeworffen haben, z. E. daß ich IV statt VI allegiret, (S. III) daß ich Berill statt Beryll geschrieben habe (S. 196) O! wenn Hr. Friedrich Nikolai diese Mühe bezahlen will, so will ich ihm ein ziemliches Bändchen von Briefen Druckfehler — verbessernden Inhalts aus meinen Schriften liefern. Unterdessen mißfällt mir Hr. L. Mühe nicht, da sie bey einer zweyten Ausgabe meines Buchs mir nützlich seyn wird. Nur hätte er nicht überall ein solches Geschrey über Kleinigkeiten erheben müssen. Im Ernst, hätte Hr. L. dergleichen Kniffe nicht den gemeinen Kunstrichtern überlassen sollen? Mir deucht, diese Arbeit schickt sich nicht für ihn. Doch hier ist noch eine andere Stelle, von der die Leser urtheilen mögen, was sie wollen.

„Was das sonderbarste ist; sagt H. Leßing, (S. 6.) „ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an „dem nehmlichen Orte meines Laokoons angeführt, den

1768. „Hr. Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen „Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt „hätte. Und gleichwohl — Ich denke das heißt, mit dem „Sprüchwort reden, einen mit seinem eigenen Fette be- „träufen wollen."

Ist diese Beschuldigung gegründet, so bin ich ein Compilator, ein Ausschreiber; ist sie falsch, was ist denn Hr. Leßing? —

Der Leser schlage nach den Laokoon S. 219 = 231. und er schlage mein Buch nach S. 140. — Was findet er hier? — Ich habe geschnittene Steine angeführt, Hr. Leßing nicht: ich habe mich auf die Herkulanischen Gemählde beruffen, Herr Leßing nicht. Ich habe einige Beyspiele aus den Philostratus entlehnt: Hr. Leßing nicht. Was bleibt also noch übrig? Ein einziges vom Pausanias erwähntes Gemählde das Hr. Lessing anführt: sonst nichts. Aber hätte ich auch diese Nachricht nicht aus der Quelle selbst geschöpft, und soll ich sie mit aller Gewalt erborgt haben, so zeigt doch die Art, wie ich das Gemählde anführe, daß ich sie niemanden, als dem Grafen Caylus schuldig sein könne. Was die Litteratur und Kunst anbelangt, so kann Hr. Leßing sicher seyn, daß ich nie bey ihm borgen werde.

Es sey dem Publico anheimgestellt, über Hr. Lessings Beschuldigung den Ausspruch zu thun. Redlichkeit ist dieses gewiß nicht.

Doch es war Hr. Leßingen nur darum zu thun, mir alles Verdienst abzusprechen, mir auch da, wo ich nicht geirrt hatte, doch etwas zu versetzen. Hier ist ein neuer Beweiß davon. Ich halte ihn für sehr einleuchtend.

„Von den alten Meistern 1) hat Hr. Klotz, sagt Hr. „Leßing (S. 145), so etwas hingeworffen, das weder halb „noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften ge- „nennt findet," 2) vergißt er den Cronius — und von denen, 3) deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. — 4) Er hätte den Phrygillus noch anführen müssen u. s. w.

Hierauf gebe ich dem Herrn Magister folgendes zur Antwort. 1) ich habe gesagt; (S. 38) „wir wollen die

1768.

Namen einiger Künstler anführen"; also habe ich nichts ganzes versprochen: 2) den Cronius kenne ich ganz wohl, und gewiß besser, als Hr. Leßing. Aber wegen Einer alten Paste, von der Hr. Leßing nicht einmal etwas weiß, auf welcher *ΚΡΟΝΙΟΣ ΕΠ.* steht[8]), mochte ich ihn nicht unter Künstlern anführen, von denen wir mehrere Werke haben: 3) ist dieses unrecht? Stosch hat bloß Steine mit dem Namen der Künstler in Kupfer stechen lassen: es war also für die, welche die Künstler kennen lernen wollen, am zuträglichsten, mich auf diese schönen Kupfer zu beruffen: ich habe Stoschen allezeit angeführt: was habe ich also gesündiget: so wie Hr. Leßing 4) den Phrygillus hat aus dem Winkelmann anführen dürffen, so habe ich es doch wohl auch aus dem Stosch thun dürffen?

Aber wie gesagt, H. Leßings Absicht gieng lediglich dahin, um etwas zu finden, was er mir mit einigem Scheine der Wahrheit vorrücken konnte. Unverständlichen Lesern etwas Staub in die Augen zu streuen, ist doch schon manchem gelungen. Sollte ich nicht bald glauben mein Buch müsse doch nicht so gar schlecht seyn da die Einwendungen, die Hr. Leßing macht, so schlecht sind?

So gar diese Bibliothek hat Hr. Leßingen Stoff zum Tadel hergeben müssen. Warum nicht? Sie ist ja das Aergerniß der Berlinischen Litteraturschule. Aber diesesmahl hat er wohl nicht unsere schwächste Seite ausgesucht.

Hr. von Heineken hat in seinen Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ein Kupferstichverzeichniß von Michel Angelo geliefert. Mitten unter die Werke dieses Mannes setzt er (S. 427)

> 1. Der Petschaftring des Michel Angelo: ein mittelmäßiges Blatt nach Madm. Cheron Zeichnung von P. Piccart gestochen. Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar.

In dem fünften Stück dieser Bibliothek (S. 132) fand man es für unschicklich in ein Verzeichniß der Kupferstiche von eigenen Werken des Künstlers einen Kupferstich von einem alten Werke zu setzen, welches ihn weiter nichts angeht, als daß er es besessen. Hr. Lessingen findet dieses

1768. aber gut, und vertheidigt jenen Verfasser. (S. 94) Das heißt wohl: „haben wir denn gar nichts zu zanken?" Hätte ich das Kupfer von einem alten Ringe, den ein Künstler getragen, mit in das Verzeichniß seiner Werke gesetzt, was würde Hr. Lessing nicht gesagt haben? Wie hurtig würde er sein Symbolum ausgeruffen haben. „O Logik und die Musen!"

Irre ich oder ist meine Vermuthung gegründet, daß Hr. Leßing seinen Lieblingseinwurff: „Hr. Klotz hat mich nicht verstanden" denn braucht, wenn er sich am meisten in die Enge getrieben fühlt? Ich will hier ein Beyspiel anführen; und ich ersuche meine Leser das folgende mit Aufmerksamkeit zu lesen. Je aufmerksamer sie dabei sind, je mehr hoffe ich zu gewinnen.

Ich schreibe in meinem Buche (S. 141). „Die Einwürfe, welche H. Leßing von der Schwierigkeit hernimmt, die homerischen Fabeln zu mahlen, sind leicht zu heben. — Nur ein Beyspiel eines Künstlers anzuführen, so verwirft er des Grafen Caylus Vorschlag, die Verwunderung der Trojanischen Greise über Helenens Schönheit aus dem dritten Buche der Iliade zu mahlen. Er nennt diese Episode einen ecklen Gegenstand. — Ueberhaupt ist das, was Herr Leßing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken sagt, eine Idee, die sie dem Homer aufdringen."

Hierauf antwortet Hr. Leßing, grade als wenn er bey seiner Magisterdisputation seine Opponenten vor sich hätte: (S. 25)

> „Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe."
>
> „Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eckeln Gegenstand genannt habe."
>
> „Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe."

Wir wollen die Acten aufschlagen und H. Leßings Worte hersetzen: (S. 220)

„Man vergleiche hiermit Wundershalber das Gemählde, welches Caylus dem neuen Künstler aus jenen Zeilen des Homer vorzeichnet: (nun folgen des Grafen

Worte) „Man denke sich dieses Gemählde von dem grösten Meister unserer Zeit ausgeführt, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses wo ich ihn selbst fühle, und jenes wo ich aus Grimassen gerührter Graubärte schliessen soll? Turpe senilis amor. Ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich: und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth ist so gar ein eckler Gegenstand: den homerischen Greisen ist dieser Vorwurff nicht zu machen. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen sogleich hinzu — Ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke: wären sie das, was sie in dem Gemählde des Caylus erscheinen." 1768.

Ich brauche wohl nicht etwas hinzuzusetzen. Um zu entscheiden, wer von uns beyden hier recht hat, darzu werden nur gesunde Augen erfordert.

Sollten diese Proben nicht hinlänglich seyn, um meinen Lesern einen Begriff von der Leßingischen Schrift beyzubringen? Die Untersuchung der Fehler, die er selbst begangen, will ich nicht in einer Schrift anstellen, die keine Streitschrift seyn soll. Es sind ihrer eben nicht wenig.

Für alle Unhöflichkeiten aber, für die höhnischen Ausdrücke, für die falschen Beschuldigungen, die Hr. Leßing in seinen Briefen ausgestreut, will ich ihm folgendes sagen. Ich schätze sein Genie hoch, und ich glaube, daß er unter unsere besten Schriftsteller gehöre. Allein in Ansehung der alten Litteratur und der Kenntniß der Kunst muß er mir erlauben, wenn ich ihn nicht für den grossen Mann halte, der er zu seyn glaubt. Durch dergleichen Zänkereyen, hämische Recensionen, Schimpfen und Höhnen wird er den Künstlern noch weniger einen Dienst thun. Eine solche Aufführung schickt sich nicht für Einen Leßing, für Einen Mann, der seine Zeit besser zur Ehre unsers Vaterlandes und zur Ausbreitung des Geschmacks anwenden kann. Es thut mir, aufrichtig zu gestehn, Leid, (gewiß nicht meinetwegen: denn allenfalls wollte ich Hr. Leßingen nicht viel schuldig bleiben, wenn es seyn müßte, sondern um seines Namens willen) daß sich Hr. Leßing zu einer solchen

1768. Zänkerey hat herablassen können, die ihn nicht einmahl als einen Mitarbeiter an den Litteraturbriefen kleidet.

Kl.

1) Ein artiger Beweiß davon steht in der Hallischen Gel. Zeit. von diesem Jahr Nr. — — Hr. Nikolai schrieb am 18. Jul. 1767. an mich: „in der Recension meiner Schrift vom Studio des Alterthums sey etwas an der Schreibart mit allem Anstand getadelt." Man schlage den Achten Band der Allg. Bibl. S. 118. nach. Hier ist alles getadelt: Hier ist keine Spuhr von Anstand.
2) Allgem. Bibl. 1. Band. S. 205.
3) Laokoon S. 244.
4) Litteraturbriefe IX. Th. S. 81.
5) Ebendaselbst XIII. Th. S. 63.
6) Erstes Supplement S. 277.
7) Memorie degli Intagliatori Moderni S. 150.
8) s. Gorii Inscript. Ant. p. XXXIX.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1768, 7. Stück, pag. 465—478.

Hamburg.

— Donnerstag den 19 May Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, eine Comödie des Herrn Lessing in 5 Aufzügen. Bey der Kindheit unsrer deutschen Bühne, deren männliches Alter vielleicht nicht einmal unsre Enkel erleben werden, können wir unsern Lessing, als den deutschen Livius Andronicus ansehen. Es ist bekannt, daß Livius Andronicus der erste war, der unter den Römern gute theatralische Stücke nach dem Muster der Griechen schrieb. Funfzig Jahre vor ihm blühte Menander in Griechenland, dessen Comödien er vortreflich nutzte, und man hat es ihm fast allein zu danken, daß die Comödie bey den Römern kaum in einer Zeit von Achtzig Jahren gebohren, und zur höchsten Vollkommenheit gebracht ward. — Und wie lange wird es mit uns währen? — Bey den Schicksalen, die über die arme deutsche Bühne walten, ist diese Frage gar nicht zu beantworten. Deutschland, dies für die schönste der freyen Künste so undankbare Deutschland, verdient keinen Lessing; einen Mann, der alle Schönheiten des Plautus und des Terenz in seinen

Stücken vereinigt, und oft beyde übertroffen hat. Man rühmt an dem Plautus zwo Haupteigenschaften. Einmahl den passenden und der Sache angemessenen Ausdruck; und zweytens, das wahre Comische, und die Laune seiner Charaktere. Die Nettigkeit des Ausdrucks ist der wesentliche Vorzug des Terenz. Lessing verbindet ihn mit den Eigenschaften des Plautus; und die vis comica, in der es bey den Römern keiner als Plautus so weit gebracht, und gegen den der zierliche Terenz eißkalt ist; und die den neuern französischen Comödienschreibern durchgehends fehlt, besitzt er in hohem Grade. Was selbst Quintilian dem Terenz vorwirft, daß er nehmlich nicht Salem Atticum habe, können wir ihm nicht vorwerfen. Möchten wir andern doch ihm allein nachahmen, statt daß wir uns an den leyernden tragicomischen Ton der heutigen Franzosen gewöhnen; aber so nachahmen, wie Virgil den Homer genutzt hat. Von der Vorstellung der Minna können wir, ohne Schmeicheley sagen, daß wir ausser dem verheyratheten Philosophen kein Stück so durchgehends gut haben vorstellen gesehen. Herr A* spielt den Wachtmeister Werner, den man bey uns, aus einer unzeitigen Circonspection in Weller umtauft, ganz vortreflich. Herrn Ekhof, der den Major Tellheim macht, wollen wir gar nicht vorwerfen, ohngeachtet wir es von so vielen gehört haben, daß die Situation, in die er sich bey dem Anblick der Minna zu setzen sucht, verfehlt sey. — Allein sie ist es nicht. Sie ist seinem zu delikaten Charakter ganz angemessen. Einen Augenblick ganz Freude über den Anblick seiner Minna: Den andern Augenblick darauf finstrer Ernst bey dem Nachdenken seiner itzigen Situation. Sollten wir ja etwas an diesem, sonst in allem Verstande vortreflichen Schauspieler tadeln; so wünschten wir wohl, daß er den Tellheim durchgehends mit mehr Würde spielen möchte: allein quandoquidem bonus dormitat Homerus. Minna macht Madame Hensel. Man vergißt freylich bey den meisten Stellen ihres Spiels, daß sie für diese Rolle zu gesetzt, und nicht jung genug mehr ist: die ernsthaften Situationen macht sie vortreflich: aber wo sie das muthwillige Mädchen spielen soll; da merkt man an ihren Tönen, ihrem Gestus und Spiel Zwang und Verstellung

1768. an. Sie kann sich nur schwer aus dem Phlegma hervor arbeiten, das man ihr im Lustspiel zu sehr anmerkt, und das sie gemeiniglich nur alsdann ablegt, wann starke hervorstechende Stellen sie mit Gewalt dahin reissen. Diesem ihren Pflegma ist es auch zuzuschreiben, daß sie eine Alzire und eine Palmire nie so vortreflich, als eine Cleopatra, oder eine Merope und Hypermnester spielen wird. Es scheint dies zwar contradictorisch zu lauten: allein es ist doch gewiß; und es ist hier nur der Ort nicht, es weitläuftig zu beweisen. Die Dame in Trauer ist zwar keine sehr hervorstechende Rolle: aber Madame Löwen wußte ihr Empfindung und Würde zu geben. Itzt spielt Madame Böck diese Rolle; allein sie spielt nicht die Dame, sondern Madame Böck, so sehr man ihr auch anmerkt, daß sie gern Madame Löwen copiren möchte. Den Wirth spielt Herr Borchers ganz original, und Herr Hensel den Just unverbesserlich. Auch der Riccaut wird von Herr Böck ganz gut gespielt, wie man es bey einer deutschen Truppe verlangen kann, wo selten ein Acteur des Französischen ganz mächtig ist. Kurz alle, bis so gar auf den Feldjäger, den ein gewisser sonst monotonischer Claudius vorstellte, aber doch tausendmahl besser machte, als sein noch elendrer Nachfolger, Nahmens Schulz, verdienen das beste Lob. Nur gefällt es uns nicht, daß man Herrn Borchers, der kurz zuvor der Wirth war, itzt den Graf Bruchsal zugleich machen läßt. Es schadet der Illusion gewaltig. Man mag es freylich aus guter Ursache thun, weil man dem Publico nicht gern einen elenden Bruchsal zum Besten geben will: allein die Ursache mag auch noch so prächtig seyn, so taugt sie nicht, und mißfällt im höchsten Grade. Noch ein Wort von der Franciska. Diese allerliebste Rolle, die dem Dichter so viel Ehre als der Schauspielerin macht, wird itzt von Madame Mecour vorzüglich gut gemacht. Ehmals spielte sie Madame Schulz aus Berlin, und sie übertraf sich selbst, in Vergleichung mit andern soubretten Rollen, die wir von ihr gesehen haben, und woran die Kritik noch vieles hätte zu feilen gehabt. Madame Schulz hatte viel Anlage zu einer guten Soubrette, und auf unserm Theater würde sie, zumal wenn sie, wie wir nicht zweifeln, kleine Erinnerungen angenommen

hätte, eine vortrefliche Schauspielerinn für dergleichen Rollen geworden seyn. Aber wir haben auch einmal die Marwood, und die Melite aus dem verheyratheten Philosophen von ihr gesehen; und wir wollen es nicht wiederholen, was wir dabei gefühlt haben. — 1768.

Unterhaltungen, Hamburg, 1768, December, pag. 537—540.



1769.

Berlin.

1769. Rüdiger verlegt: **Theater der Deutschen. Sechster Theil:** 1768. 1 Alph. 7 Bogen in gr. 8. Die Stücken, welche in diesem Bande erscheinen, sind insgesammt nicht unbekannt, und zu anderer Zeit schon ihrem Werthe nach hinlänglich beurtheilt worden. Wir wollen also nur die Aufschriften derselben noch mittheilen: 1) Mustapha und Zeangir, ein Trauerspiel von Hr. Weißen. 2) Julie, ein Trauerspiel von Hr. Storz. 3) Der Freygeist, ein Lustspiel von Hr. Leßing u. s. w.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1769, 2. Januar.

Berlin.

Auf den 1. des instehenden Februar und folgende Tage soll auf dem Einbeckschen Hause allhier eine Sammlung auserlesener Bücher, zur klassischen Gelehrsamkeit, der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Philosophie gehörig, verauktionirt werden. Es finden sich in selbiger nicht allein viele der schönsten und besten Ausgaben der alten griechischen und lateinischen Autoren, sondern auch der vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter der lebendigen Sprachen, namentlich der französischen, italienischen und

englischen, wie auch sehr viele historische Werke und Sammlungen, durchgängig wohl conditionirt, zum Theil auch sehr sauber und prächtig gebunden u. s. w. 1769.

Kayserlich privilegirte Hamburgische Neue Zeitung, Hamburg, 1769,*) 26. Januar.

Berlin.

Friedrich Nicolai hat verlegt: **Briefe antiquarischen Inhalts** von Gotthold Ephraim **Lessing**. Erster Theil, 256 Seiten. Diese Briefe, so größtentheils Stückweise in der neuen hamburgischen Zeitung vorhero erschienen waren, sind wider Herrn Klotzens Critiken und Anklagen gerichtet. Man kennt Herrn Lessing bereits als einen Mann von Geschmack, groser Lectür und Kenntniß der Künste, und diese Eigenschaften bemerkt man auch in diesem Buche sehr häufig. Nur schade, daß der zu beißende und oft höhnische Vortrag den Friedliebenden die Sache unangenehm macht, so interessant sonst dieser gelehrte Streit werden könnte. Wir nehmen an diesem Streit nicht den geringsten Antheil, und wollen dahero nur etwas weniges bemerken. Vom 9ten bis zum 13ten Brief erklärt sich Herr Lessing über den Gebrauch und Anwendung der Perspectivkunst bey den Alten, wo manche gute Betrachtungen vorkommen. S. 104. und folg. ist ein Urtheil über Herrn geheimen Rath Klotzens Buch vom Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihre Abdrücke. Herr Lessing spricht diesem brauchbaren Buche doch nicht alles Verdienst ab. S. 138. wird die Frage untersucht, ob die Römer auch in ihrer Sprache ein Wort gehabt, einen Steinschneider anzudeuten, so Herr Klotz geleugnet. In dem 27sten Brief wird der sel. Christ in Leipzig verthaidiget, und die Frage, ob die Alten mit Diamant allein geschnitten, ohne sich des Rades dabey zu bedienen, untersucht. Ob Herr Lessing, dem wir

*) Diesen Jahrgang der Hamburgischen Neuen Zeitung haben wir nicht beschaffen können. Wir entnehmen vorstehende Notiz, die nicht zu Ende geführt ist, Danzel-Guhrauer. Lessing hatte, ehe er Hamburg verließ, seine Bibliothek verkaufen müssen.

1769. mehr Mässigung wünschen, diesen Streit fortsetzen werde, wissen wir nicht, da es heißt, daß der Cardinal Albani ihn nach Rom an Winckelmanns Stelle zu sich berufen habe. Herr Klotz hat sich theils schon vertheidiget, theils will er dieses in einer besondern Schrift noch umständlicher thun.

Erlangische Gelehrte Anmerkungen und Nachrichten, Erlangen, 1769, 28. Februarius.

Kritische Wälder. Oder Betrachtungen die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften. Erstes Wäldchen. Herrn Leßings Laokoon gewidmet. 1769. von 278 Seiten in gr. 8.

Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas, so dachte Herder, als er Leßings Laokoon, und Klotzs Schriften las, und mit ihnen ein Lustwäldchen der alten griechischen Musen besuchte. Aber auch immer? Welcher Mensch ist so sehr über die Sphäre der Menschheit erhaben, daß er niemals auf die Seite der Parteilichkeit sich neigen solte, besonders wenn er die größten Reizungen dazu hat; wenn ihn seine Einbildungskraft, durch die glänzenden Eigenschaften seines Helden erhitzt, zu falschen Tritten verleitet; oder wenn ihn die Ränke und Cabal aufgebrachter Kunstrichter fortreissen, Tadel mit Tadel zu vergelten. Der Gedanke ist bei dem ersten Anblik dieser Wälder möglich; doch nur blos möglich. In der Folge wird der Geist und das Herz des Verfassers ieden uneingenommenen Leser mit Achtung und Bewunderung gegen ihn erfüllen. Man hat seine Fragmente über die Litteraturbriefe mit einem bis zum Enthusiasmus getriebnem Beifall aufgenommen; diese kritische Wälder werden bei dem itzt herrschenden Schisma unter den Kunstrichtern das Glük nicht erfahren; man wird sie weniger erheben, ob sie es gleich mehr, als die erstern verdienten. Man müßte sich ganz vom Vorurtheil des Ansehens blenden lassen, man müßte seine eigne Vernunft verleugnen, wenn man vorgeben wollte, Herder gehöre in die Klasse der alltags

1769.

Schriftsteller. Er ist ein wahres Genie, dergleichen Deutschland wenige kennt; sein Geist hält sich niemals bei der Oberfläche der Gegenstände auf; sondern er dringt in das Innere: er dreht sich nicht in dem Kreise des Allgemeinen herum, sondern nimt die Theile in seinen Gesichtspunkt und denkt die Wahrheiten anschauend. Es ist wahr, seine Phantasie schaft zuweilen ein abenteurliches Bild, und wirft es unter tief gedachte Begriffe; aber wer würde so schwach sein, und nicht sehen wollen, daß hundert treffende Züge seiner feurigen Einbildungskraft diesen verzeihlichen Fehler reichlich ersetzen, der auch in der That in den gegenwärtigen Wäldern weit seltner, als in den Fragmenten anzutreffen ist. Wir haben keine persönliche Ursache, dieses vortrefliche Werk herunter zu setzen, er hat uns nicht beleidiget, er hat unsern Freund nicht um seine kritische Autorität gebracht: und wenn er es auch gethan hätte; so würden wir doch nicht Sklaven der Parteilichkeit geworden sein, ihn nicht mit einem argen Auge angesehen haben. Was Sterne oder der launigte Yorik unter den englischen Lebens- und Reisebeschreibern ist, das ist Herder unter den deutschen Kunstrichtern. Er weis Gegenden, wo man sonst in Gesellschaft anderer durch Sand und Dornen waten und sich durcharbeiten müßte, mit Blumen zu bestreuen und wegsam zu machen.

Im Eingange des ersten Wäldchens wird Leßing und Winkelmann charakterisirt, oder der Unterschied beyder Schriftsteller in Materie, Denkart und Styl bestimmet: eine ausnehmend schätzbare Parallele. Alsdenn werden folgende wichtige Stüke, die Kunst des Schönen betreffend, mit vieler Scharfsinnigkeit betrachtet und in ein helleres Licht gesetzt. Sophokles Philoktet leidet nicht mit brüllenden Geschrei. Körperlicher Schmerz ist nicht die Hauptidee in Sophokles Tragödie. Die Empfindbarkeit zu sanften Thränen ist nicht den Griechen allein und ausschliessend eigen. Philosophische Geschichte der elegischen Dichtkunst über Völker und Zeiten, oder Gründe der alten Heldenmenschlichkeit, aus ihrer Empfindung für Vaterland, Geschlecht, heroische Freundschaft, einfältige Liebe und die Menschlichkeit des Lebens hergeleitet. Grenzen und Erklärung des Satzes, der griechische Künstler schildert das

1769. Schöne, aus ihrem mythischen Cirkel und Heldengeschichte hergeleitet. Einflus der verschiedenen mythologischen Zeitalter auf Poesie und Kunst. Nach wem der Künstler den Laokoon gebildet haben könne? Soll die Kunst nichts Vorübergehendes zu ihrem Anblike wählen; so verliert sie ihr Leben: soll sie für iede wiederholte Erblikkung arbeiten; so ihr Wesen. Ob die Kunst schwebende Körper vorstellen könne? Unsichtbarsein ist nicht der natürliche Zustand der homerischen Götter. Auch die Grösse derselben ist bei ihm nicht solch ein Hauptzug, als Macht und Schnelligkeit. Erklärung des Helms der Minerva. Das Succeßive in den Tönen ist nicht das Wesen der Dichtkunst. Energie ist das oberste Gesetz der Poesie. Ob die Schilderung körperlicher Schönheit der Dichtkunst verboten sey? Homer macht Thersites nicht häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Häßlichkeit an Seele und Körper ist sein Charakter, der blos dadurch gemildert wird, daß er auf nichts Schädliches auslauft. Es wird also der Person Thersites noch dießmal erlaubt in Homer zu bleiben. Das Häßliche mit dem Lächerlichen und Schreklichen verglichen. Ekel kommt eigentlich allein dem Geschmack und Geruch zu, andern Sinnen nur, so fern sie sich an deren Stelle setzen. Gebrauch des Lächerlichen, Schreklichen, Ekelhaften in Poesie und Malerei.

Wir haben das Merkwürdigste von dem Hauptinhalt dieser tiefeindringenden und mit feinem Geschmack angestellten Untersuchungen vor diejenigen ausgezeichnet, welche den Laokoon gelesen. Diese werden daraus schlüßen können, in welchen Punkten Herder mit Leßing übereinstimmt, und worinn er von ihm abgehet. Aus den Proben S. 188 ff. 191 von der feinen Kunst Homers in seiner Bilderkomposition von Seiten der Sprache sieht man, daß H. den Ersten der Dichter studirt, und seine eigene Manier vollkommen kennt: Er, der Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erstgeburt des menschlichen Geistes wallfartet. Er bezeuget S. 274 feierlich, daß iedes Wort, iede Wendung verbannet sein soll, die wider Leßing geschrieben schiene. Er hat über seine Materien gedacht, und wo er nach Leitung der Alten davon abgehen mußte, offenherzig gesprochen. Den geistigen Eindruck der Poesie vollkommen

zu entwickeln würde, auser Leßing, niemand fähiger als H. sein. 1769.

Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern*), Breslau, 1769, 8. März.

Briefe antiquarischen Inhalts von Gotthold Ephraim Leßing. Erster Theil. Berlin, 1768. 256 S. 8.

Herr Leßing vertheidigt sich in diesen Briefen gegen einige Einwürfe, welche ihm Hr. Kloz in seinen Schriften hin und wieder gemacht hat, und die eigentlich drey Materien betreffen. Die erste: ob eine Gallerie von Homerischen Gemählden, so wie der Graf Caylus sie haben wollte, ausgeführt werden könne? Hr. L. leugnet es, und wie uns dünkt, mit Recht; ob wir gleich auch gestehen, daß Künstler, die im Geist des Homer, und nach Ideen, die sie aus seinen Werken entlehnt, und durch eigenes Nachdenken verschönert hätten, arbeiteten, vortrefliche Werke liefern würden. Die zweyte: ob die alten Künstler Furien gebildet haben? Hr. K. hatte dies wider den Hrn. L. behauptet. Hr. L. zeigt jezt, die Alten konnten zwar Furien bilden, aber nicht als Werke der Kunst, sondern aus andern Ursachen, z. E. wegen der Religion; weil es von ihnen verlangt wurde, u. s. w. In diesem Streit beruhet vieles auf Misverständnissen. Die dritte: ob die Alten die Perspectiv gekannt haben? Daß sie die Regeln der Entfernung, der Verminderung der Tinten, u. a. beobachtet haben, deren Uebertretung auch ungelehrten Augen merklich gewesen seyn würde, das bestreitet Hr. L. nicht; aber daß sie von der eigentlichen Perspectiv nichts gewust haben, zeigt er, unsrer Meynung nach, aus sehr wichtigen Gründen — Nebenher vertheidigt er sich auch gegen den Göttingschen Recensenten, der ihn beschuldigte, daß er den Borghesischen Fechter mit dem Meles Veles verwechselt habe.

Und hiemit wäre die Hauptabsicht dieser Briefe wohl erreicht gewesen: Aber Hr. L. geht weiter, greift des Hrn.

---

*) Herausgeber: Samuel Benjamin Klose.

1769. K. Schrift über die geschnittenen Steine an, geht sie Schritt vor Schritt durch, bleibt allenthalben stehn, wo er Fehler wahrzunehmen glaubt, und beurtheilt sie auf eine Art, von der wir fragen möchten, ob Affekt oder Wahrheitsliebe dabey die Feder geführet habe?

Die Verdienste des Hrn. L. um die antiquarischen Kenntnisse und seine Einsichten in die Kunst überhaupt waren schon durch den Laokoon festgesetzt, und auch diese Briefe entdecken Gelehrsamkeit, Scharfsinn, und überhaupt einen Mann, der der Materie gewachsen ist, über die er schreibt. Dazu kommt noch der lebhafte, hinreissende Styl eines Schriftstellers, der das Genie seiner Sprache kennt und zu gebrauchen weiß, und auch von dieser Seite Beyfall zu erwarten hat. Aber auch von der Seite des Tons, in dem er spricht? Gewiß drückt er nicht die Urbanität aus, von welcher der Vorbericht redet. Bey dem Anfange dieser Streitigkeiten freueten wir uns wegen der Vortheile, die der Litteratur dadurch zuwachsen konnten; und nun freuen wir uns wegen des Ruhms beyder Gelehrten, daß diese Streitigkeiten an ihrem Ende zu seyn scheinen. —

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1769, 1. April.

Leipzig.

Dodsley und Compagnie haben ihre Auflage von Hrn. **Leßings Hamburgischen Dramaturgie** nunmehro ganz herausgegeben. Sie besteht in zwey Theilen, sauber gedruckt, die 2 Alph. 4 Bogen ausmachen. Man kann diese Edition vermehrter nennen, als die Hamburger. Denn es ist ein Intermezzo angehängt, das sich bey jener nicht befindet. Hr. Leßing hatte beliebt, beym Beschluß seiner Dramaturgie ein lustiges Nachspiel zu geben, in dem, wie hier gesagt wird, „er den Cothurn abgeschnallt und das bunte Jäckchen angezogen." Er hatte sich noch zu guter letzt, der Himmel weiß, mit wem alles in dieser Farce herumgezankt, von Koboldben, Wallfischen, Tonnen, Wegelauern, und noch andern schnakischen Dingen geredet, wie es seyn muß, wenn das Lustspiel den Zuschauer aufgeräumt

machen soll. Dieser Ausgabe ist nun der noch fehlende letzte Act beygefügt, damit das Ding vollkommen sey. Es wird uns am Ende zugerufen: „Sie, meine Herren und Damen, dem grossen Leßing zu Ehren, klatschen sie in die Hände!“ und wir wollen es auch keinem verwehren, wer dazu Lust hat.

1769.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1769, 8. Jun.

Berlin und Hamburg.

Der Berlinische Buchhändler Nikolai hat von den **Briefen Scurrilischen Inhalts***) den **zweyten** Theil, aber mit einem etwas veränderten Titel, geliefert: **Gotthold Ephraim Leßings Briefe antiquarischen Inhalts.** Da sich unter unsern Mitarbeitern keiner hat finden wollen, der es der Mühe werth geachtet, sie durchzulesen: so können wir von ihrem Inhalte keine weitläuftige Anzeige mittheilen. Unterdessen haben wir ihr Daseyn den Liebhabern bekannt machen, und wenigstens, wegen des witzigen Drucks und gründlichen Papiers, hierdurch diesen Blättern ihr Leben auf einige Wochen erhalten wollen: weil sie sonst schon gleich in ihrer Geburt sterben möchten. Ein Schicksal, das von dem gütigen Genius, der über die Wissenschaften wacht, allen dergleichen Schriftgen bestimmt ist, in welchen sich scurrilischer Witz und Pedanterey mit Unwissenheit und lügenhafter Schmähsucht, wie man fast allgemein sagt, vereinigen soll!

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1769, 19. October.

Berlin.

Die Begierde, allein die Wahrheit überall zu sehn, und der Stolz, welcher nie Unrecht haben will, hat folgende Schrift hervorgebracht: **Wie die Alten den Tod gebildet: eine Untersuchung von Gotth. Ephr. Leßing.** bey Voß. 87 Seit. 4. mit Kupff. Das Motto auf dieser Schrift

*) An deren Herausgabe Christian Adolph Klotz beteiligt war.

1769. hätte wohl heissen können: Lis est mihi de tribus capillis. Denn wahrhaftig wichtiger ist die Sache nicht, man müsse denn heutiges Tages alle antiquarische Untersuchungen und wenn es auch Werklein wären, die das alte Becker-Handwerk angiengen, für richtig halten, bloß weil sie antiquarisch sind. Die Sache ist diese. Unter andern entscheidendern Aussprüchen im Laokoon that Hr. Leßing auch diesen: „Die alten Künstler hätten einzig und allein das Schöne gebildet." Daher behauptete er auch (S. 121.) sie hätten den Tod nie als ein Skelet gebildet, und ein Skelet, (denn nur Eins war ihm bekannt, und das hatte er aus seinem Spence gelernt) zu Florenz sey vielleicht keine wirkliche Antike. In der Vorrede zum zweyten Theile der Schriften des Grafen Caylus wurden Beyspiele von Gemmen, Urnen, Basreliefs beygebracht, daß die Alten Skelets gebildet hätten. Hierwider ist dieses Buch gerichtet, wo Hr. Leßing zwar nun zugiebt, daß die alten Künstler Skelets gebildet hätten, allein er will beweisen, daß nicht das personificirte Abstractum des Todes, die Gottheit des Todes, dadurch vorgestellt sey, sondern ein blosses Skelet. Ohne uns hierauf einzulassen, merken wir zweyerley an. 1) Hr. L. muß zugeben, daß die alten Künstler nicht bloß das Schöne gebildet: das Skelet mag nun der Tod oder ein blosses Skelet seyn. Also ist sein Hauptsatz im Laokoon widerlegt, 2) ist dies metallne Bild gerettet, wovon er aus seiner Dialektik demonstriren wollte, daß Beweise da sind, die er nicht in Zweifel ziehn kann. Dies dient zur Antwort auf diese 87 Seiten. Mehr zu sagen verlohnt sich der Mühe nicht.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen, Halle, 1769, 9. November.

Wie die Alten den Tod gebildet: eine Untersuchung von Gotthold Ephraim Lessing, Berlin, 1769. bey Christ. Friedr. Voß von 87 Seiten in 4.

Hr. Leßing hatte in seinem Laokoon behauptet, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vor-

gestellet. Dieses fand Widerspruch. Um also der Wahrheit nichts zu vergeben, sah er sich verflüchtet, seine weitern Untersuchungen, den Liebhabern dieser Art von Kentniß vorzulegen, und dieß geschieht in der gegenwärtigen Abhandlung. —

1769

(Folgt Inhaltsangabe.)

— In den untermischten Ausschweifungen und der zu Ende beigefügten Prüfung werden Stellen der Alten in ein neues Licht gesetzt, und verschiedene nicht unerhebliche Irthümer alter und neuer Kunstrichter gerüget. Diese Abhandlung ist als ein vortrefliches Muster zu schätzen, wie Untersuchungen von der Art müßen geschrieben werden, wenn sie Anspruch auf den Beifall des feinern Theils der Kenner machen sollen. Allein ohne ein ähnliches Genie, wie Leßings, wird man wol viele Stellen der Alten, viele Monumente, Münzen, Gemmen 2c. häufen und anführen; nicht aber mit der entdeckenden Scharfsinnigkeit und dem attischen Geschmack nutzen können.

Breslauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern, Breslau, 1769, 11. November.

Ich habe einen Bekannten, der unter anderen sonderbaren, komischen Vergleichungen, die er allezeit macht, die Aufführung eines guten Schauspiels mit der Abfeuerung einer scharfgeladenen Kanone zu vergleichen pflegt. Nicht der Knall, der durch die ganze Gegend hinrollt, nicht der Wald, noch die glänzenden Palläste, die ihn zurückstoßen; der gespaltene Eichbaum, die zerrissene Bergseite beweisen es, daß die Kanone scharf geladen war. Als die Minna von Barnhelm des Herren Lessing den 8ten dieses hier von der Ackermannschen Gesellschaft aufgeführt ward, war ein naiver, unwissender Jüngling im Parterre, der in dem folgenden Briefe von dem, was er erlebt hat, seinem Vater Bericht abstattet. Es ist freilich nur ein Brief eines unwissenden Jünglings, aber doch immer so gut, als der Knall schaaler Lobsprüche, wenn ihn auch die Wände des schönsten Pallastes zurückgestoßen hätten.

1769. Hamburg, den 9. Nov.

Mein lieber Vater!

Dieser Brief kommt, Ihnen zu sagen, daß Ihr Fritz gesund und wohl in Hamburg angekommen ist, und Vetter Steffen glücklich ausgefragt hat. Wenn man aus einem Quartier linker Hand immer so vor sich eine Weile hingegangen ist, da wohnt Vetter Steffen, in einem hohen Hause; er hat sich recht gefreut, als er mich sahe. Aber das heiß ich eine Stadt, das Hamburg, da giebts was zu sehen, Rathhäuser und Baumhäuser und Weinhäuser und Kaffeehäuser und Musikhäuser; mein Vetter geht allenthalben mit mir hin. Gestern Abend, den Abend vergeß ich nicht so lange ich lebe, gestern Abend, etwas nach 5 Uhr, führte er mich in ein Musikhaus. Wir kamen durch einen wunderlichen krummen Gang in einen großen prächtigen Saal. Hier saßen wohl bey tausend Menschen theils auf Bänken, die auf der Erde hinter einander, und theils in Bücherrepositoriis und kleinen Schränkchen, die rund herum an den Wänden über einander befestigt waren. Wir hatten eine herrliche Musik zu hören, und ein großes schönes Gemälde zu sehen, daß auf einem Vorhang abgemalt war. Hinter dem Vorhange, dachte ich bey mir selbst, wird ein Alcove mit einem Himmelbette seyn, aber das geht dich nichts an. Doch ich hatte nicht recht gerathen. Der Vorhang ward hernach weggethan, und dahinter war noch ein ganzes, geräumiges Wirthshaus, wo man vermuthlich alles fordern und haben konnte, was man wollte; es würde auch gewiß den Abend was rechtes sein verzehrt worden, denn im Saal waren viele reiche Mann- und Frauenzimmer, wenn sich nicht von ohngefähr, gerade als die Musik aufhörte, in dem Wirthshause ein besonderer Vorfall ereignet hätte. Reisende Leute, die sich kannten und suchten, und, ohne es zu wissen, in demselben Wirthshause logirten, fanden sich. Das war ein Lärm, da war Freude, und Leid, und Zank, und wieder Freude, und wieder Zank und Liebe, und Freundschaft und Großmuth, alles durcheinander. Doch es mochte eine recht gute Art Leute sein; bei uns sind die Leute nicht so, auch hier müssen nicht viele so seyn, denn die Gesellschaft im Saale

wunderte sich über sie, starrte mit Augen und Ohren sie an, und vergaß Essen und Trinken darüber. Sie waren freigebig, rechtschaffen, edel, hart gegen sich selbst, wollten mit Gewalt glücklich machen und nicht glücklich gemacht sein. — Da war eine hübsche Wittwe, die betrübter war, als sie aussah, eine Kammerjungfer, die muthwilliger aussah, als sie war, ein vortrefflicher Wachtmeister, ein Kerl, der Geld hatte, und ein schlankes, junges Fräulein, für die ich alles in der Welt hätte thun können — ja, aber der Major von Tellheim that auch als rechtschaffener Mann bei ihr. Er hatte, konnte ich wohl merken, dem Fräulein die Ehe versprochen und wollte sie auch noch gerne haben, wollte sie aber auch nicht haben, weil er unglücklich geworden war. Das junge Fräulein freute sich herzlich, daß sie ihren Tellheim wieder gefunden hatte, und wollte ihn mit all seinem Unglück, sie stürmte erst mit freundlichen, munteren Einfällen und edler Schalkhaftigkeit, dann mit verstelltem Unglück und einer großmüthigen Entsagung auf sein Herz. O! ich kann Ihnen nicht so recht sagen, wie das alles war; aber ich will Ihr Fritz nicht seyn, wenn mir nicht dreimal bei dem, was diese Leute sagten und thaten, die Thränen in die Augen getreten sind. Manchmal wards mir auch grün und gelb vor den Augen, und ich dachte, es würde todte Leute geben, doch ging Alles Gott Lob noch gut ab. 1769.

Das Fräulein war aus Sachsen und hieß Minna von Barnhelm. Wenn Fäulein von * auch nicht die eine hohe Schulter hätte, so wäre sie doch nur ein dummes Fräulein gegen die von Barnhelm. Sie war so witzig, so ungekünstelt, so sanft, kurz, wie gesagt, ein junges, schlankes Fräulein, für die ich ungekannt und ohne Belohnung alles in der Welt hätte thun können. Ich habe auf meine eigene Hand Jubel gesungen, daß die Sache so nach ihrem Wunsche ablief. Nun wird sie wohl mit ihrem Tellheim schon auf ihre Güter in Sachsen gereist sein, und ich werde sie nicht wieder sehen. Mag sie doch, wenn es ihr nur wohl geht.

Vetter Steffen sagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Lessing heißt, und der sich hier aufhalten soll, die ganze Geschichte gemacht habe. — Nun, so vergebs ihm

1769. Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein so viel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Thaler wollte ich geben, wenn ich noch einmal eine solche Geschichte mit ansehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden.*)

Hamburgische Addreß-Comptoir-Nachrichten, Hamburg, 1769, 11. November.

Berlin.

Briefe antiquarischen Inhalts, von Gotthold Ephraim Lessing, Zweyter Theil. Bey Fr. Nicolai, 276.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Den Rest der Briefe können wir nicht erwähnen, weil wir durchaus keinen Antheil an allen diesen Streitigkeiten nehmen wollen; nur so viel können wir, ohne dem Gegentheil zu nahe zu treten, beyfügen, daß Herr L. mit der Würde und dem Anstand eines Mannes, der sich selbst nicht verachten darf, und mit einer Energie spricht, welche man unserer Sprache, der gewöhnlichen Behandlung nach, kaum zugetrauet haben würde.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1769, 16. November.

Die Leser werden sich aus dem 89. Stück dieser Nachrichten eines Briefes von einem unwissenden Jüngling an seinen Vater erinnern; der Vater hat ihm geantwortet, eine Tante auch, und er selbst hat einen zweiten Brief geschrieben, warum sollte man diese Briefe nicht auch lesen können?

---

*) Verfasser dieses Briefwechsels (siehe ferner unterm 18. November und 9. December) ist Matthias Claudius.

An Fritz von seinem Vater.

1769.

Du hast für Deinen letzten Brief etwas bei mir zu Gute, mein Sohn. Deine Geschichte von den Leuten im Wirthshause gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major von Tellheim, von dem Wachtmeister und dem jungen schlanken Fräulein sprichst, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelms und von Tellheims, sie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menschen ein Herz, das aufwallen, und mit dem wärmeren Blute sanfte Röthe in sein Gesicht, Thränen in seine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderstehlich süßes Wonnegefühl durch jede kleinste Nerve strömen konnte; sie gaben ihm einen Verstand, der diese Aufwallungen beherrschen, und zu seiner wahren Wohlfarth leiten sollte. Der Mensch überließe sich zu sehr den schmeichelhaften Aufwallungen — und machte sich unglücklich. Du hast ein weiches, unverdorbenes Herz, und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, theurer Jüngling. Ich weiß Jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wolltest. Lebe wohl, Fritz, und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N. S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen.

An Fritz von seiner Tante.

Hochgeehrter, Liebwerther Herr Vetter!

Wenn mein Brief den Herren Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist im Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet: der Komet stand gerade über unser Dach, und

1769. ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr, von seiner werthen Hand zu erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gottvergessene Steffen! habe ich ihm darum so viel Gutes gethan, und ihn in meinem Testamente bedacht, daß er Dich verführen sollte? Noch heute will ich alles umstoßen, das Gasthaus zu meinem Universitätserben einsetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und Du schämst Dich nicht, in einem Briefe von einem abgedankten Wachtmeister und einem Fräulein, die du gesehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knieen danke ich Gott, daß er mir keine Kinder, und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch solche Sünde und Schande nicht an meines eigenen Leibes Erben erleben durfte. Pfui Dich, und komme mir nie wieder vor die Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herren Vetters Gewogenheit, und beharre nebst vielem Estime und freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenste Dienerin und Tante 2c.

Zweiter Brief von Fritz an seinen Vater.

Sonnabend, den 11. November.

Da kömmt noch ein Brief von Fritz. Der erste war vom 9. und dieser ist vom 11. November; beide schrieb er des Nachts, und bei beiden glühte ihm das Gesicht, als er sie schrieb. Das Fräulein von Barnhelm ist noch hier, mein lieber Vater, ich habe sie wieder gesehen. — Vetter Steffen hat mich gestern Abend mit sich auf einen Ball genommen, hier ging ich eine Weile langsam zwischen den Ballpersonen hin und wieder, husch war ich fort, und fragte so lange, bis ich mich nach dem Musikhause hingefragt hatte, es hatte schon acht geschlagen, der Vorhang vor dem Wirthshause war offen, und die große Gaststube voll Leute. — Da habe ich sie wieder gesehen in einem rothen Pelze und einen Federhut in die Augen gedrückt. Der Wachtmeister war aber nicht da, und der Major selbst auch nicht: wie er das konnte, wie er auch nur einen Augenblick nicht um sie sein konnte, das mag er wissen, Fritz weiß das nicht.

Seht da einen Brief von Ihnen und von der alten Jungfer Tante. — — Von diesem verstehe ich fast kein Wort, böse ist sie mir, das sehe ich wohl, aber warum und wie, das sehe ich nicht. Sie schilt mich einen heimlichen Sündenbock, das soll sie mir wahr machen, und wenn allezeit ein reiner Seraph mit großen blauen Augen sichtbar neben mir dastünde, so würde ich zwar alle Stunden ehrerbietig meine Knie gegen ihn beugen, aber ich würde ihm bei Allem, was ich dächte und thäte, frei ins Gesicht sehen, und ich würde gerade nicht mehr und nicht weniger thun und denken, als itzo. Zuletzt frägt sie mich gar ob ich mich nicht schäme, von dem Wachtmeister und dem Fräulein, das ich gesehen, noch viel Rühmens zu machen. — Da, mein lieber Vater, da hab ich alles, was mir diese Tante seit meiner Jugend her geschenkt hat, zusammengepackt; geben Sie ihr Alles wieder, ich mag nichts von ihr haben, wenn sie die Frage thun kann. Ihren Brief will ich verbrennen, mich dünkt, es ist gelinde genug, wenn man nur ihren Brief verbrennt, — aber dein Brief, mein Vater und mein Freund! — Die Götter haben Dir den Brief eingegeben; Licht ist er dem Verstande, und meinem Herzen Bardengesang, ich weiß ihn auswendig, und will ihn Dir in den Myrthenlauben Elysiens noch vorbeten und noch für ihn danken — ja, das ist's, aufwallen soll mein Herz, hoch aufwallen; aber ich will wach auf meinem Posten sein, und bei jeder Aufwallung entschlossen „wer da!" entgegenrufen, und Dich in Allem um Rath fragen. Nicht wahr, so kann ich auch einst, wie Du, auf die kleinen Freuden dieses Lebens ohne Reue und Vorwürfe zurücksehen.

1769.

Hamburgische Addreß-Comptoir-Nachrichten, Hamburg 1769, 18. November.

Der arme Fritz! Da ist er bei der Aufführung des Romeo und Julie wieder im Parterre gewesen. Ich habe den folgenden Brief im Original gesehen, er war mit schwarzem Rande und schwarz gesiegelt. Aus Achtung für die Unschuld und Einfalt des weichherzigen Knabens mag der zu guterletzt auch dastehen.

Von Fritz an seinen Vater.

1769.

Das Fräulein von Barnhelm ist todt, todt, zwar nun schon im Himmel, aber doch todt, und wenn sie nur noch sanft gestorben wäre. Ach, mein Feind sterbe sanfter, als sie starb! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, mein Vater! ich will nur mein Gesicht in Ihrem Schooße verbergen, und mich erst noch einmal recht satt weinen. Ich bin zum dritten Male da gewesen; daß ich doch nie zum dritten Male dagewesen wäre! sonst war ich der rothbackigte, muntere Knabe, der allenthalben Freude sah, und den ganzen Tag sprang und hüpfte, wie unser bunter Ziegenbock; nun kennt Fritz die Freude nicht mehr, er wird sich nie wieder freuen können. Wo ich bin, hängt mir ein Todtenkopf vor Augen, und ich sehe ihn gern; oft stehe ich ganze Stunden unbeweglich, mein trauriges blasses Gesicht gegen die Erde gekehrt, wie die Lilie auf dem Grabe meiner Mutter. Sie wissen es wohl, ich pflückte sie noch ab, und brachte sie Ihnen, und Sie trugen sie an der Brust, bis sie verdorret war. Ich war doch recht gut, daß ich der Lilie von ihrer Qual half.

Ueber das Wirthshaus! nein, mit rechten Dingen kann es nicht zugehen. Sie sagen, es sei keine Zauberei in der Welt, und Sie sagen immer die Wahrheit; aber werden Sie nicht böse auf Fritz, es muß doch Zauberei sein. Das Fräulein von Barnhelm hätte nun schon einen andern lieben und für ihn sterben können? Nimmermehr, es muß doch Zauberei sein, und die Satanskünstler müssen den Major von Tellheim in Romeo verwandelt haben. Aber hat sie vielleicht eine Schwester, eine Schwester? Nein, nein, sie hat keine Schwester, sie war es selbst, es mag auch zusammenhängen, wie es will; und nun nehmen Sie Ihr Schnupftuch in die Hand, und hören Sie, wie es ging.

Sie wissen, wie Tellheim und das Fräulein sich liebten; in Parenthese: sie ward hier Julie genannt; das muß wohl ihr Vorname sein; die Liebe war noch eben so heiß, Romeo aber mußte fliehen. Ich konnte nicht recht dahinter kommen, weswegen. Doch Juliens Eltern mußten bei Leib und Leben nichts von dieser Liebe wissen. Der Vater

taugte den Henker nichts, ob er gleich von Adel war; er wollte das Fräulein einem andern geben und sie kniete und weinte vergebens vor ihm. Der häßliche harte Mann, der! in seiner Todesstunde könnte ich ihm wohl einen Trunk Wasser geben, aber auch nicht eher. Hätte er der Liebe des jungen Fräuleins nicht nachgeben sollen? Hernach sah er's auch ein, und hätte es selbst gerne besser gesehen, aber da war's zu spät, er hätte das eher bedenken sollen. Die Mutter war schon besser, aber die durfte nicht mucksen, und auch sie wußte von nichts. Es fehlte nicht viel, so hätte Julie ihre Liebe selbst verrathen. „Hat Romeo Vergebung erhalten?“ aber ich meine, auch sie erschrak, als ihr diese Frage entfahren war, und sie wußte es so wieder zu bemänteln, daß die Mutter nichts merkte; doch ich wollte, daß es nur herausgekommen wäre, was schlimmeres hätte doch nicht erfolgen können. Dann war da auch ein Doctor, der mochte mit dem bösen Feind ein Verständniß haben, doch ich will es nicht gesagt haben, es ist viel in der Natur verborgen. Er gab dem Fräulein eine Mixtur, die sie auf 12 Stunden tödten sollte. Es war auch wahr, sie lag richtig da vor unsern Augen todt, und war nachher ordentlich in einem Sarge, in einem Begräbnisse, das gleich da war, wie und wo mag Gott wissen, einen Augenblick vorher war nichts davon zu sehen. Ich dachte immer, das Fräulein würde nicht wieder lebendig werden; aber das hatte ich bei mir geschworen, würde sie nicht wieder lebendig werden, der Doctor hätte ins Gras beißen sollen. Doch sie ward wieder lebendig. Es kam mir vor, daß sie eher als nach 12 Stunden erwachte; es können aber deswegen immer 12 Stunden gewesen sein, mir war so zu Muthe, daß ich nicht wußte, ob es Nacht oder Tag war. Sie hätten auch nur sehen sollen, als Romeo flohe, als sie kurz vor dem gefährlichen Schritt mit der Mixtur, ihre weiche, gerührte Mutter zum letzten Male sahe, und zwischen Liebe und kindlicher Zärtlichkeit kämpfte, als sie die Mixtur trank, und als der Schrecken des Grabes und der Verwesung sie ergriff. — Da steht der junge Baum, über und über mit tausend Blüthen bedeckt, nun faßt ihn der Sturm, reißt seine schlanken Zweige gewaltsam nach allen Seiten hin, und erschüttert ihn bis in die Wurzel — so

1769.

1769. ergriff sie der Schrecken. Und als sie im Sarge unter den Umarmungen Romeos vom Schlummer des Todes erwachte, und wie ein Engel in weißem Gewande aus dem Grabe hervorrauschte, und statt der süßen Erwartungen der Liebe, ihren treuen Romeo an dem genommenen Gifte sterben sahe, und mit fliegenden Haaren dem Tode rief — was weiter passirt ist, weiß ich nicht, mir verging hören und sehen, es war mir nicht anders, als wenn der Tod in dem Augenblick dicht auf mich herankam, als wenn er seine kalten Arme um meinen Nacken schlug, und mich fest an sich drückte, und als er mich wieder losließ, lag Julie todt neben Romeo, und ein Degen neben ihr — ich will wohl glauben, daß sie sich mit dem Degen zu nahe gethan hat. Sie war ganz außer sich, wo mag sie doch wohl begraben werden? Mir ist nur gar bange, daß sie sie nicht auf den Kirchhof nehmen, weil sie sich selbst um's Leben gebracht hat. Ich weiß schon, wie ich's machen will, ich will dem Todtengräber Geld und gute Worte geben, der soll mir ihr Grab zeigen, dann will ich oft hingehen, und sehen, ob nicht auch eine Lilie aufgewachsen ist. — Ich weinte mich traurig zum Hause hinaus, und nun nie wieder einen Fuß dahin. Was machte ich auch da, das Fräulein ist ja todt! Sterben Sie nicht, mein Vater! ich habe so itzt auch keine Thränen, und Fritz wollte doch gerne viel um Sie weinen.

N. S. He, Freude über Freude! Der Todtengräber sagt, die Leute leben noch alle, es sei nur eine Komödie gewesen. Eine Komödie? Was ist das für ein Ding? Mags doch sein, was es will, wenn nur der liebe gute Herr Todtengräber nicht lügt, ich will es schon noch weiter befragen.

Hamburgische Addreß-Comptoir-Nachrichten, Hamburg, 1769, 9. December.

Wolfenbüttel. 1769.

Die vortrefliche Wolfenbüttelische Bibliothek hat Hrn. Leßing zum Aufseher erhalten. Der Mann ist wenigstens eben so selten u. einzeln in Deutschland, als die Bibliothek selbst: und welcher Liebhaber des guten Geschmacks und der ächten Gelehrsamkeit kann es unterlassen, sich über diese Nachricht so zu freuen, als er sich über die vorige*) betrüben wird?

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1769, 28. December.

Erster Brief.

Herr Heyne an Herrn Leßing.

Göttingen am 1sten Nov. 1768.

Glück zu! mein lieber Freund, Glück zu! Nach Italien wollen Sie also reisen? Welche Wonne! welche Freude! Winkelmanns Verlust wollen Sie ersetzen? Gewiß, ein rühmlicher Vorsatz! Ein Vorsatz, der Ihrem flatterhaften Geiste Ehre macht! Verzeihen Sie mir diesen offenherzigen Ausdruck. Sie sind darzu gebohren, unstät und flüchtig zu seyn. Bald sind Sie in Berlin, bald in Leipzig, bald in Breslau, bald in Hamburg, und bald — bald werden Sie in Rom seyn. Meine fatale Hypochondrie! Wäre diese nicht, — wahrhaftig ich schwärmte mit Ihnen herum. Wir wollten die ganze Welt durchziehen und ausforschen. Sie schrieben dann die Fortsetzungen Ihrer sämtlichen brüderlosen Werke, Ihres herrlichen Laokoons, Ihrer herrlichen theatralischen Bibliothek ꝛc. und ich — ia ich! — ich beschrieb den Ursprung der löblichen Becker-innung. Was für Erfahrungen wir einsammeln wollten! was für Entdekkungen machen! Eine herrliche Erndte sollte dies werden. Aber ach! ich kan nicht mit Ihnen umher schweifen. Wollten Sie aber so lange warten,

*) Todesnachricht Gellerts.

1769. mein lieber Leßing, bis ich den Buchhändler Reich meinen Antheil von Guthrie vollends abgeliefert habe, dann wollten wir doch wohl noch Rath schaffen. Meine Hypochondrie, meine Grillen, meine Frau, nichts sollte mich zurückhalten. Der ehrliche Reich (denn ich muß Ihnen nur meine Räthsel auflösen) zahlt mir für jeden Bogen von seinem lieben Guthrie einen Ducaten, und dieser Ducaten hab' ich noch nicht genug. Nur noch ein halbes Jährgen, dann werde ich ihn so geprellt haben, daß wir Dukatenreich nach Italien werden ziehen können. Ich will den Sosias schon dreßiren; jetzt bin ich erst hinter die rechten Autorschliche gekommen. Ich mache zu jeden Bogen Eine Note, manchmal auch gar keine, und bekomme doch meinen reinen Ducaten. Welche Wollust! Schade, daß ich es mit dem ersten Theil nicht ebenso gemacht habe! Itzt bin ich im Stande, alle Tage vier Ducaten zu verdienen. Haben Sie wohl eben dies mit Ihrer Dramaturgie bewerkstelligen können? Doch, was Ihnen dabey abgegangen ist, werden Sie wohl durch Ihre Thätigkeit im Spielen ersetzt haben. Nicht wahr mein Herzens-Leßing? Nun ja, wir gehen nach Italien. Meine Frau mag dahinten bleiben. Sie werden Winckelmann II, und ich — ich werde ein Cicerone, ein deutscher Bandini.

Daß Sie Klotzen, (der zu meinem größten Aergerniß nicht allein Hofrath sondern auch Geheimer Rath geworden ist,) nicht blos in einer Recension, sondern in einem ganzen Buche die Wahrheit gesagt und im Triumph aufgeführt haben, freuet mich herzlich. Meine ganze Trockenheit, mein ganzer Ernst entwich bey dem Anblick Ihres libelli aureoli. Ich sprang wie ein Kaninchen in meiner Studirstube herum. „Was machst Du denn da?" sagte meine Frau. Stille, schrie ich, stille!

Hic dies vere mihi festus atras
Eximet curas — —

Und diese horazischen Worte verwandelte ich eine Melodie ad modum trallara ra ra, und brummelte sie nicht blos zur Vesperzeit, wie Lavaters Schweizertrommel, sondern bis in die späte Nacht, worüber sich mein Weib nicht wenig ärgerte. Im Ernste, mein lieber Leßing, schon längst hätt' ich gern dem Hallischen Kunstrichter den Text

gelesen. Allein, wie sollt' ich es anfangen? Im Grunde hat er mich nicht beleidiget; konnte ich also wohl öffentlich gegen ihn schreiben? Ich konnte weiter nichts thun, als was das Maul zu thun vermag. Ueberdies hab' ich keine seiner Schriften in den Göttingischen Zeitungen recensirt, worüber sich der gute Mann nicht wenig grämen mag. Doch — so eben fällt es mir ein — sein Büchlein über das Studium des Alterthums, welches unser leutseeliger Nicolai letzthin ohne Zweifel durch Sie — gestehen Sie es nur mir, — Ihrem Herzens Freunde — so weidlich hat behandeln lassen, hab' ich angezeigt, und ihm dabey viel Glück zu seiner Reise gewünscht; denn ich glaubte damals mit andern Leuten sicher, er würde nach Warschau kommen. Nun, da ich mich betrogen finde, werde ich seiner nie wieder in den Zeitungen gedenken, er mag in Rußland oder in Batavia seyn. Ich darf iezt auch nur andere agiren lassen; bey diesem leidenden Verhalten werde ich mehr Gewinnst als Einbusse haben. Sie, mein Theurester, und die Herren Nicolai und Wichmann verehre ich innigst, weil Sie mir nebst diesen Ihren Collegen so stattliche Dienste leisten. Von Ihnen hätte ich es mir wahrhaftig nicht vermuthet. Klotz hat Sie in seinem lateinischen Journale und anderwärts gelobt, und wenn er getadelt hat, so geschah es mit Bescheidenheit. Ich wunderte mich daher nicht wenig, als ich Ihr Werkgen gegen sein Buch von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine zu Gesicht bekam. Was sollte ich also denken?

— Scivi extemplo, rem de compacto geri.

Unser braver Nicolai hat Sie dazu veranlaßt. Nicht so? Gestehen Sie mir es immer; Sie kennen ia meine Verschwiegenheit. Damit Sie auch eine Probe von meiner Offenherzigkeit sehen, so will ich Ihnen entdecken, daß ich es eben diese Materie von den alten geschnittenen Steinen zu bearbeiten Willens war, und zu dem Ende ungemein viele Recherchen gemacht habe. Blitz! wie erschrack ich, als mir Klotzens Schrift vom Buchhändler gebracht wurde! Meine ganze Mühe ist dahin; die schöne Zeit vergebens verschwendet; kaum daß ich noch ein Paar Anmerkungen zu einer Vorlesung über diese Materie bey der Gegenwart des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zusammen stoppeln

1769. konnte. Dank, tausendfacher Dank sey Ihnen demnach gesagt, daß Sie so tapfer gegen meinen Usurpateur zu Felde gezogen sind. Ich vergesse willig, was Sie in eben dieser Schrift wider mich, als Göttingischen Recensenten, erinnert haben, und nenne Ihre Arbeit mit voller Ueberzeugung vortrefflich. Sie haben alles auf das herrlichste entwickelt, alle Schliche meines Antipoden aufgedeckt;

Operta quae fuere, aperta sunt; patent praestigiae;
Omnis res palam est. — —

Ueber einzelne Punkte Ihrer antiquarischen Briefe werde ich ein andermahl mit Ihnen schwatzen. Bey verschiedenen bin ich nicht einerley Meinung mit Ihnen. Leben Sie unterdes wohl, und machen Sie den zweyten Theil fertig, ehe wir noch nach Italien reisen. Es bleibt dabey! Sie sind, wie ich ein Anti-Klotzianer

— Optumusque hominum homo es.

Vale.

Briefe, scurrilischen Inhalts: Eine Beilage zur Bibliothek der elenden Scribenten*), Frankfurt und Leipzig, 1769, 1. Theil, pag. 1—9.

Sechster Brief.

Herr Antiquarius Lessing an seinen Bruder den Zeitungsschreiber in der Voßischen Buchhandlung in Berlin.

Hamburg, am 14ten December 1768.

Vielgeliebtester Herr Bruder,

Nicht so die Griechen, sagte ich zuweilen zu meinem unsterblichen Laokoon; und ietzt bin ich froh zu sagen; Nicht so du, mein werthester Herr Bruder, wie die Jenaischen, Hallischen, und andern Zeitungen und Journale. Wie, glaubst Du wohl, daß Einem dabey zu Muthe werden muß, wenn man Spreu für Korn erhält, und taube Aehren für wallendes Getreide einerndet? Nicht wahr, mein liebster Bruder, die Welt wird itzt sehr undankbar, besonders

*) Christian Adolph Klotz hatte Antheil an der Herausgabe beider Journale.

Deutschland? Beschlossen ist es daher, meinem Vaterlande den Rücken zuzukehren, und zu den Italienischen Bewunderern zu gehn. Obschon aber die Italienische Sprache mir etwas bekannt ist, so schäme ich mich doch, im Ernste, nicht lateinisch genug zu verstehen, um daselbst genugsamen Succeß zu machen. Thue mir einen Gefallen, mein bester Bruder. Schreibe doch in aller verschwiegenen Stille nach Halle, ob sich nicht ein Student da finden liesse, der bey Klotzen Collegia gehört hat, und mich ein wenig im Lateinischen unterrichten könnte. Aber daß es ja Klotz nicht erfährt! Ich verspreche diesen Studenten, allemahl das gesetzte Geld von iedem Paroli zu geben; das macht oft viel; Du weißt ia wohl, was ich Dir von Breslau öfters erzählt habe. Ich verstehe die Coups; man fährt gewiß bey mir auf diese Art sehr gut. Verliehre ich etwan einen Tag hintereinander, so soll er sicher seyn, aus meiner Flasche zu trinken, gleicherweise von meinen Brosamen zu essen; und ich kann alsdenn für Verwirrung und Enthusiasmus zu fluchen ohnehin nicht eben essen noch trinken. — Besorge mir diesen Auftrag bald. 1760.

Für die brüderliche Recension in den Vossischen Zeitungen statte ich Dir den größten Dank ab. Allerdings wirst Du fortfahren in einer ähnlichen Enumeration meiner Talente. -- Gegentheils raune ich Dir etwas ins Ohr; es ist nicht fein, daß Du in Kleinigkeiten Anlaß zu Höhnungen geben willst. Du hast Cabriolen anstat Capriolen geschrieben. Der Gedanke schön! Der Ausdruck schlecht! Nicht so Dein Bruder Antiquarius! Schreibe nur Capriolen. Wärst Du nicht mein Bruder, und von dem ich sagen kann, was der denkende Herder: „Hier ist mehr als Bruder!" so würfe ich Dir einen Brief antiquarischen Inhalts gewiß an den Hals. Demnach, zugegeben von Dir, daß ich Recht habe, wollen wir lieber eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, und die Fehler alle von beyden Seiten friedlich compensiren; so auch die Mahlerey und Poesie!

Sofern Du nur fortfährst, auf Deiner hudibrastischen Trompete zu blasen, wollen wir gewiß noch zuletzt über Feind Klotz siegen. Ich werbe hier auf dem Caffeehause täglich neue Streiter für meinen Zwist. Ein neuer, tüchtiger

1769. Recrute ist Herr Bode, mit dem ich gemeinschaftlich Bücher verlege, die empfindsamen Reisen, die antiquarischen Briefe, den Ugolino u. s. w. Bald folgen mehrere. Herr Bode war sonst ein Querpfeiffer, itzt aber ist er ein empfindsamer Geist. — Ich will Dir noch eine Anekdote schreiben, die Du unserm lieben Getreuen Salv. Tit. Herrn Nicolai ia erzählen must. Zu erst will ich meine Feder abküpsen; dann gleich fortfahren. —

Die Feder ist abgeküpset. Vorgestern war ich auf dem Caffeehause, und gewann sehr viel. Zufrieden setzte ich mich hin, und dankte meinem Glücke. Hier fiel mir Feind Klotz ein; sogleich ließ ich mir ein Paar Bouteillen Burgunder bringen, und machte mir Freunde mit dem ungerechten Mammon. Hier begeisterte mich auf einmal mein Pegasus, und ich hob an, Gesundheiten in Versen, und alles in Versen vorzubringen. Du wirst mir einen Gefallen thun, wenn Du Freund Ramlern sagst, daß er diese Verse in den folgenden Theil seiner Lieder der Deutschen setzen soll. —

Der wie im Griech'schen Alphabet
Digamma unter Männern steht
Mein Bruder Nicolaus soll leben!

Die Gesellschaft:

Vivat, er soll leben!

Nicht dieser Saft von den Burgunderreben
Schmeckt so schön wie sein Lob,
Womit er neulich mich erhob!

Vivat, er soll leben!

Auch mein Brüderchen soll leben,
Daß mich Zeitungen erheben.

Vivat, er soll leben!

Nicht so schön sind drey Parolis,
Und zehn Taroccs selbst mit den Skis
Als wenn mich Leßing kann erheben!

Vivat, er soll leben!

Ist unser Schwarm nicht stark genug,
So soll noch einst beym vollen Krug

Uns Zwätzens Irrstern schützen, 1769.
Und muthig von dem schwarzen Thron,
Held Wichmann und Held Zigra's Sohn
Auf unsre Feinde blitzen.

Vivant, die Dich erheben!
Sie sollen alle leben!

Geh Bode und setze noch einmahl für mich,
Auf Damen und Buben und achte für mich,
Gewinn ich die Blätter, dann schreib ich drauf los
Noch antiquarischer Briefe zehn Stoß.

Vivas, daß Du magst gewinnen!
Marqueur! Du mußt noch zwey Bouteillen bringen.

Dann leb das ganze Caffeehaus,
Und noch einmal mein Nikolaus!

Ich habe Dir also verschiedenes geschrieben. Genug für einmahl! Ich schreibe auch sonst wohl noch mehr: allein, ich bin itzt im Begriff, einen Brief an den Pabst zu schreiben, daß ich meine antiquarischen Briefe und andere Verlagsbücher, ohne Accise zu geben, kann mitbringen, denn sonst verlöhre ich zu viel dabey, da ich noch so viel übrig habe. Ob ich katholisch werden werde, weiß ich noch nicht. Gestern hat Bode zehn Parolis verlohren. Das verfluchte Malheur! Heute bin ich bey Herrn Senior Götzen zu Tische gebeten. Ich soll mit aller Gewalt Canonicus minor werden an des seel. Ziegra Stelle. Seinen Sohn mag man nicht. Italien, Italien allein hält mich davon ab. Künftig mehr; liebe mich. Ich bin

Dein Bruder Antiquarius.

Briefe, scurrilischen Inhalts: Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Scribenten, Frankfurt und Leipzig, 1769, 1. Theil, pag. 27—34.

1769.

Zwölfter Brief.

Herr D. Baier in Nürnberg an Herrn M. Leßing, Senior, in Hamburg.

Nürnberg, am 2ten Novemb. 1768.

Hochedelgestrenger Herr,
Hochgelahrter Herr Magister,

Ew. Hochedelgestrengen können gar nicht glauben, mit was sonderlichem Wohlgefallen, und höchlichem Contentement Deroselben Briefe antiquarischen Innhalts durchgelesen habe. Seit dem tödtlichen Hintritt meiner in Gott ruhenden Hausehre erinnere ich mich nicht, so einen fröhlichen Tag gehabt zu haben, ohngeachtet dieser Todesfall eine merkliche Erleichterung meiner schweren Haushaltung war, Ihre Briefe hingegen mich erstlich zwanzig Batzen kosten, ich auch sodann in fervore primo legendi drey einträgliche Patientenbesuche verabsäumte. Jedoch alles dieses verschmerze gar gerne aus Freude, daß Ew. Hochedelgestrengen dem ehr- und tugendvergessenen Klotz zu Halle darinnen so manchen derben Streich versetzt, und sein Buch von den alten geschnittenen Steinen so treflich ausgehunzet haben. Ich bin, die Wahrheit zu sagen, diesem Manne iederzeit spinnenfeind gewesen. Pro primo, hat er ohnverantwortlicher Weise die lateinischen Pasquille des Lotterbuben, Herels, nunmehro, leyder! Professoris zu Erfurt, auf alle Weise herauszustreichen sich nicht entblödet, welche doch, wegen ihres giftigen Innhaltes, sogleich durch die väterliche Vorsorge des ältern und jüngern Herrn Bürgermeisters Hoch- und Wohlgebohrnen Herrlichkeit, Herrlichkeit, unter Vertretung zweyer Stadtknechte in der Farbe, in allen hiesigen Buchläden confiscirt, und unter harter Pön iedem gehorsamen Bürger zu kaufen und verkaufen verboten worden sind. Pro secundo, hat er sich gegen meines lieben Herrn Schwager Munkers, Rectoris Sebaldini, Merkwürdige Alterthümer, als einen heimtückischen und naseweisen Splitterrichter bewiesen, nnd dieses nutzbare Werklein, welches doch hiesiger gemeiner Stadt, und ihrem Geschmacke in Bildung der lieben Schuljugend wahre Ehre bringt iämmerlich herunter gemacht. Doch würde noch zu allem diesem Unfuge stille geschwiegen haben,

wenn er pro tertio et ultimo freventlicher Weise nicht so weit gegangen wäre, sich als ein grober Klotz, qui nomen & omen habet, in der Asche meines lieben seeligen Vaters herumzuwälzen, und ihme verschiedene Fehler aufzumutzen, die er in Beschreibung der Ebermeyerischen Steinsammlung begangen haben soll. Hier überfiel mich ein iustus dolor, wie meine Patienten der Steckfluß; ich setzte mich also hin und schrieb flugs beyliegenden Bogen, dem höllischen Lästermaule zum Trotze. Ich will mich nicht selber loben, denn propria laus sordet, aber wie man sieht, so kan er auf meine bündige argumenta auch nicht ein Wörtlein zu Markte bringen. Ich will ihn lehren, so einen Ehrenmann, wie mein lieber seeliger Vater, in der Grube zu beschimpfen. De mortuis nil nisi bene. Weiß der große Lateiner diese Sentenz nicht? Der Mammelucke Winkelmann, hatte gleichfalls von diesem herrlichen Werke, und väterlicher Beschreibung desselben schimpflich geurtheilet, aber was nahm er nicht für ein jämmerliches Ende? Wer weis, was Klotzen noch bevorsteht, ob er nicht auch einmahl e. g. durch einen vergifteten Brief hingerichtet wird, wie die Gemahlin des Ugolino von Bischof Ruggiero, welches aus dem nachdenklichen Trauerspiele Herrn von Gerstenbergs ersehen habe? Sonst verkaufe zwar das Exemplar meiner Widerlegung, welche, wie alle meine Schriften, selbst verlegt habe, zur Erwerbung eines honetten Profits, à drey Kreuzer; allein Ew. Hochedelgestrengen will hiermit 6 Stücke ohnentgeldlich verehret haben, der Hoffnung lebend, Ew. Hochedelgestrengen werden hiervon eine vortheilhafte Recension in die Dumpfische*) Zeitung einrücken, oder auch wohl ganz und gar in Dero schierkünftigen Museo der Deutschen abdrucken lassen. Wenn Ew. Hochedelgestrengen, wie verlauten will, künftiges Frühjahr, geliebts Gott, nach Rom reisen, um statuam Laocoontis in genauern Augenschein zu nehmen und vermuthlich Ihren Weg über Nürnberg nehmen, so bitte, daß Ew. Hochedelgestrengen ia bey mir absteigen, und ein paar Tage mit meinem geringen Tractamente vorlieb nehmen. Wir wollen Klotzen bey einem guten Gläslein Frankenwein sollenniter pariren

1769.

*) Hamburgische Neue Zeitung.

1769. lassen. Nescio quod certe est, quod me Tibi temperat astrum. Doch Sie haben ja selbst ehehin Medicinam studirt, und sind also mein halber Herr Amtsbruder. Wer weis, ob Sie sich nicht entschliessen, in transcursu auf der Wohllöbl. Universität Altorf den Gradum doctoris a Gratiosa Facultate Medica anzunehmen, um allenfalls die Stelle eines Leibarztes bey Sr. Eminenz, dem Herrn Cardinal Albani begleiten zu können. Weil eben einige Historias morbi verschiedener diese Woche unter meiner Cur verstorbnen Patienten zu verfertigen habe, so muß für diesesmahl wider Willen schliessen. Der ich mit aller schuldigen Hochachtung verharre

Ew. Hochedelgestrengen
dienstschuldiger Diener
Ferdinand Jakob Baier, Johann Jakobs Sohn,
Medicinae Doctor & Physicus ordinarius.

Briefe, scurrilischen Inhalts: Eine Beylage zur Bibliothek der elenden Scribenten, Frankfurt und Leipzig, 1769, 1. Theil, pag. 58—64.

Laokoon, oder über die Gränzen der Mahlerey und der Poesie mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der Alten Kunstgeschichte, von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Voß, 1766. 298 S. in gros 8.

Mit der Gesinnung, mit der ein Mann der weder Künstler noch Kunstrichter ist, vor eine Statue tritt nicht um neue Schönheiten zu entdecken, noch neue Grundsätze herauszuziehen, sondern nur das auch vor seinen Theil zu empfinden, was andere Leute von gutem Gefühl vor ihm empfunden haben; nicht um erzählen zu können, was er gesehen hat, sondern um sich mit dem Anblik zu sättigen; und wenn es möglich ist, gedankenreicher wegzugehn als er gekommen war, in der Verfassung lese ich itzt den Laokoon. Das Buch ist so längst bekannt, gelobt, bewundert, beurtheilt, getadelt worden, daß eine Kritik, die blos bekannt machen sollte, viel zu spät käme, und die Stimme einer einzelnen

Person bey einem Werk, daß schon das Urtheil der Nation ausgehalten hat, in keine Betrachtung mehr kommt. Noch vor kurzem hat ein Mann von Tiefsinn und Gelehrsamkeit über dieses Werk ein neues geschrieben. Man kann also nicht erwarten, daß auch für den denkenden Kopf viel Seiten übrig gelassen sind, von denen diese Gegenstände sich betrachten liessen. Aber das ist noch vielleicht übrig, der Reihe der Lessingischen Ideen unverwandt nachzugehen; sie so wie sie sich in seinem Kopf entwickelt haben: (denn in der That ist sein Buch mehr eine Geschichte seiner Meditation, als das bloße Resultat derselben) sich auch in seinem entwickeln zu lassen; blos den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krümmungen macht, abzukürzen und grader zu leiten; so durch die Uebersehung des ganzen Weges die einzeln Abweichungen zu berichtigen, und wenn es möglich ist, anstatt Irrthümer aufzusuchen, die zu den einzelnen Stellen Anlaß geben könnten, durch den Zusammenhang des Ganzen zu widerlegen.

Keine Werke sind so fähig uns über die Art der Operationen der menschlichen Seele aufzuklären, als die, wo uns nicht die Ideen, nachdem sie hervorgebracht, und in ein gewisses vollständig scheinendes Gebäude geordnet worden, blos gezeigt werden, sondern wo wir sie selbst hervorbringen sehen. Fast jeder Mensch, der selbst denkt, muß eine Erfahrung bey sich gemacht haben, die wie mich deucht, auch die Werke unseres Verfassers bestätigen. Es giebt eine gewisse Veränderlichkeit der Meynungen, eine Art von Widersprüchen, deren nur ein solcher Kopf fähig ist. Wenn man das Vergnügen zu denken einmal genossen hat; wenn man im Stande ist, es sich zu verschaffen: so ist man immer bereitwilliger eine neue Reihe von Reflexionen anzufangen als sich seiner alten wieder zu erinnern. Ohne daran zu denken wo uns diese Reihe hinführen könnte, überlassen wir uns blos dem Hange und der Beugung die unsre Ideen nehmen. Kommen wir an demselben Ziel an, wo wir ehemals auf einem andern Wege, von einer andern Seite hintrafen: Gut, wir freuen uns unsre ehemaligen Meynungen als alte Freunde unvermuthet wieder zu finden und empfangen sie mit desto brünstigerer Zuneigung. — Aber wir suchen sie nicht auf, wir sind nicht zum voraus schon vorbereitet

1769. keine andre Ideen aufzunehmen, als die sich zu denselben passen, wir sind nicht unzufrieden, wenn wir die Wahrheit in einer andern Gestalt wider treffen, als in der sie sich uns ehemals darbot. Um auf dem Wege des Raisonnements gleichförmig fortzugehen ist nothwendig, sich schon das Ziel wo man hindenkt, vorgesteckt zu haben; es immer im Gesicht zu behalten und seine ganze Ideen dahin zu lenken, wo sie am Ende eintreffen sollen. Aber eben das ist der Weg sich ewig in einen engen Kreys von Begriffen einzuschliessen, sich alle Mittel, Vorurtheile abzulegen, oder neue Wahrheiten zu entdecken, zu benehmen und Irrthümer zu verewigen, die sonst nur Einfälle gewesen wären. — So wie die Uebereinstimmung in den Meynungen mehrerer Personen beynah sobald wegfällt, als diese mehrere Personen nicht blos nachsprechen sondern würklich denken, so ist gemeiniglich diese völlige Uebereinstimmung mit sich selbst nur alsdann möglich, wenn man über jede Sache nur einmal denkt, und einmal gemachte oder angenommene Grundsätze ewig zu dem Maaße aller seiner künftigen Einsichten und Urtheile macht.

Dieser freye ungehinderte zügellose Lauf der Miditation; diese mehr auf gerathewohl als zu einem besondern Entwurf angefangenen Untersuchung; diese Entwickelung der Ideen durch ihre natürliche Fortschreitung, ohne vorher bestimmten Endzweck; diese Erweiterung des Plans mit jeder Stuffe der Entwickelung; mit einem Wort, diese vor den Augen des Lesers selbst angestellte Untersuchung, die ist der Charakter beynah aller Lessingscher Werke, und auch dieses insbesondre. Wenn sich in einem reichen Kopfe aus der Menge von Vorstellungen, die in demselben schlummert, eine hervorhebt; so wirft sie auf einmal einen Glanz auf eine ganze Reihe andrer, die er alsdenn erst gewahr wird. Von dieser Entdeckung gereizt, und durch das Vergnügen des Arbeitens selbst, mehr als durch irgend eine Belohnung der vollendeten Arbeit selbst angetrieben, bringt er die Begriffe so nach einander zur Klarheit, wie eine zuerst auf die andre ihr Licht fallen ließ. Sein Buch wird eine Erzehlung seiner eigenen Veränderungen. — Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird für den Leser, der auch die Operation kennt, die hier vorgeht, der

selbst zuweilen die Versuche macht, die er hier ausgeführt sieht, für den wird das Buch richtiger seyn, als ein ausgearbeitetes ganz vollendetes Werk von längst gesammleten Ideen. Nicht der Nutzen der Sachen, selbst nicht die Richtigkeit der Begriffe, sondern die Kraft der Seele, mit der sie hervorgebracht werden, wird ihn für den Schriftsteller einnehmen; er findet in ihm ein Muster seines Nachdenkens, wenn er auch keine Principia zu denselben finden sollte.

Meinen Geist, ich gestehe es, hat eben deswegen keine Lectüre so genährt, keine so sehr meinen Kopf in der Disposition zu denken zurückgelassen, keine mir selbst mit einer so großen Idee meiner Fähigkeit geschmeichelt, als die Lessingscher Werke. Noch ein andrer Vorzug ist ihnen eigen, der grade dazu gehört, wenn man gerne einem denkenden Kopfe während der Arbeit des Nachdenkens selbst zu sehen soll; eine Genauigkeit und Kraft des Ausdruks; eine Vollständigkeit, und eine gewisse Rundung aller Theile jedes Begriffs; eine immer genau bezeichnete Folge von einem Begriff zu dem andern; eine gewisse lebende anschauende Rede, die die ganze Idee mit allen ihren Schattirungen durchscheinen läßt, und der Art dieser Vorstellung so genau anpaßt, daß man zweifelhaft ist, ob es Gedanke oder Ausdruk ist, welcher zuerst den andern hervorgebracht hat. — Unsre Sprache erlaubt einem Schriftsteller, der eine gewisse Gewalt über sie hat, so einen weiten Umfang der Freyheit; sie läßt sich in so viele und so mannigfaltige Wendungen beugen; sie giebt den Ideen des Schriftstellers so nach: daß es in ihr mehr als in einer andern möglich ist, jeden leichten Riß, jede nur halbe entworfene Spitze der Gedanken doch verständlich und einnehmend zu machen. Herr Lessing kennt, so sehr nur irgend ein andrer, diese Vortheile. In jedem Gedanken durch den Ausdruk grade die Idee am lebhaftesten in die Seele zu bringen, die die vornehmste des Gedankens seyn soll; die Aufmerksamkeit allemal grade auf den Punct rege zu machen; den er am meisten will gesehen wissen; fremde oft gemeine Redensarten und Wörter durch die Stelle in der er sie sezt, entweder einleuchtend zu machen oder zu veredeln; das ist ein Verdienst, das ihm unter unsern

1769. Schriftstellern vorzüglich eigen ist. Aber eben dieses Talent, so nothwendig es jedem denkenden Geist ist, so ist es doch auf der andern Seite auch im Stande ihn zuerst, und dann seine Leser zu verblenden. Eine schwache Verbindung der Begriffe, entfernte Aehnlichkeiten können uns, wenn sie durch einen glücklichen Ausdruk in ein helleres Licht gesezt worden, so sehr rühren, daß wir sie für sehr starke und innere Verhältnisse halten. Die Gedanken werden einigermaßen durch die Zeichen derselben bestimmt, und das was einfältig oder schlecht ausgedrükt, uns selbst unrichtig oder zweifelhaft geschienen hätte, kommt uns unter der passendern und einleuchtendern Bezeichnung, die wir ihm gegeben haben, wahr und ausgemacht vor. So wird die Seele oft von ihrem eignen Lichte geblendet.

Man muß uns diese allgemeine Betrachtungen bey einem Werke und einem Schriftsteller erlauben, bey dem es nicht der geringste Nutzen seiner Leser ist, die menschliche Seele in einer vorzüglichen Größe und die Ausübung ihrer besten Fähigkeiten kennen zu lernen.

Wir setzen uns also mit ihm zu dem Buche des Winkelmanns und lesen. Winkelmann vergleicht den Laokoon des Virgils mit dem Laokoon des Künstlers. Der erstre schreyt, der leztre seufzt nur. Das Factum ist richtig. Aber wie erklärt es Winkelmann? Es ist, sagt er, der Ausdruk einer großen Seele; eines mit dem Schmerzen ringenden Geistes, es ist der natürliche Ausdruk von dem Leiden eines Helden.

Wie; (so stelle ich mir vor, hat Lessing gedacht da er diese Stelle las) diese Mäßigung in dem Ausdruk der Leidenschaft, soll bey dem Künstler blos den Zwek haben, die Größe und die Weisheit der Seele zu bezeichnen? Aber das ist ja ein Zwek, der Künstlern und Dichtern gemein ist. Warum wollte denn Virgil seinen Laokon nicht auch als einen Helden erscheinen lassen; warum Sophokles nicht seinen Philoctet, denn bey dem finde ich doch nicht blos unterdrückten, sondern auch lauten, unverstellten, schreyenden Schmerz. — Wenn dieser Ausdruk einer grossen Seele blos den Künstlern eigen ist, so muß der Grund davon wohl mehr in dem Eignen ihrer Kunst als in dem Gemeinschaftlichen der menschlichen Natur liegen. — Und

dann, das ist nicht einmal wahrer Ausdruk einer großen Seele nach griechischen Begriffen. Ihre Helden, so wie sie uns von ihren vornehmsten Dichtern beschrieben werden, empfinden den Schmerz lebhaft und drücken ihn ohne Rückhalt aus. — „Aber ist denn das geduldige Ertragen des Leidens nicht auch Stärke der Seele?“ Nicht sowohl Stärke der Seele als Unempfindlichkeit und Abhärtung; und eben diese vernichtet den Werth der Tapferkeit mehr, als sie sie erhebt; das ist die Tapferkeit der Wilden. — Aber den Schmerz zu fühlen, und ihn für das Gute des Endzweks übernehmen; das ist griechischer Heldenmuth. — Also, wenn der Ausdruk des höchsten Schmerzens doch noch mit der Größe der Seele bestehen kann, so muß es eine andre Ursache geben, warum die Künstler ihn vermieden haben. Und welche ist diese?

1769.

Der höchste Ausdruk der Leidenschaft ist allemal eine gewaltsame Bewegung der körperlichen Theile, er verstellt oder vermindert also die Schönheit der Gestalt, indem er die Verhältnisse derselben zerrüttet; und der Künstler will Schönheit.

Wenn dieser Grund aber befriedigen soll, so muß also Schönheit vor Ausdruk gehen; so muß die Annehmlichkeit der Form ein höherer Endzwek der Kunst seyn, als die Vorstellung der Leidenschaft. — Grade so war es auch bey den Griechen. Das beweisen ihre Gesetze und die Uebungen ihrer Künstler. Die einen verbieten die Nachahmung häßlicher Gegenstände, und schränken auf alle Weise die Nachbildung blos einzelner Gegenstände ein. Diese verminderten den Ausdruk der Leidenschaft, um die Schönheit der Form durch eine zu heftige Bewegung der Theile nicht zu stören; und sie verbargen diesen Ausdruk sogar wo er der Verfassung der Person nach nothwendig gewesen wäre. Das war der eigentliche Zwek des Timanthes, da er seinen Agamemnon verhüllte, nicht die Unfähigkeit der Kunst, den höchsten Grad des Schmerzens auszudrücken.

Aber wenn auch Schönheit nicht durch den Ausdruk der heftigsten Leidenschaft gestöhrt würde: so hätte doch der Künstler noch Ursache ihn zu vermeiden. Der Künstler macht für das Auge nur einen einzigen Augenblick. Die Imagination allein kann diesen Augenblick vervielfältigen,

1769. indem sie sich die vorhergehenden und die nachfolgenden hinzudenket. Aber wenn das geschehen soll, so muß es nachfolgende Augenblicke geben; so muß das, was der Künstler von der ganzen Action zeigt, nicht das seyn, was in der Succeßion der darunter begriffnen Veränderungen das äusserste ist. — Ferner das Werk des Künstlers, ist unveränderlich und fortdaurend; also muß er auch die Gegenstände, die ganz augenblicklich sind, vermeiden; und der höchste Schmerz ist es.

Dieses Gesez bestätigt sich, indem es zugleich den Poeten rechtfertiget, der demselben entgegen handelt. Durch die höchste Leidenschaft wird die Schönheit verunstaltet. Aber Schönheit des Körpers ist nicht das, wodurch die Dichtkunst gefallen will; es ist Schönheit der Seele durch Handlungen ausgedrükt, hier also ist der Ausdruk ein höher Gesez als die Schönheit. — Leidenschaft ist nur augenblicklich. — Aber die Poesie braucht nicht blos einen Augenblick zu schildern, sondern ganze Succeßionen; bey ihr dauert also das Bild nicht länger als bis der Dichter ein neues darauf folgen läßt, und das kann mit eben der Geschwindigkeit geschehen, mit der die Natur diese Zustände selbst auf einander folgen läßt.

Aber wie im Dramatischen, wo für Auge und Einbildungskraft zugleich gemahlt wird? und doch hat Sophokles sich des Vorrechts der übrigen Dichter in diesem Stücke bedient.

Ganz gewiß liegt der Grund in dem Unterschiede des sich bewegenden Gemähldes auf der Scene, und des stillstehenden auf der Leinwand: — — —

Philoctets Schmerz ist nicht eine Krankheit sondern eine Wunde. Darüber hat die Imagination schon mehr Gewalt, es sich lebhaft vorzustellen.

Es ist nicht blos Schmerz, sondern Verlassung, Hülflosigkeit, Einsamkeit, lauter Leiden der Seele, die aber alsdenn nur recht empfindlich werden, wenn das körperliche Leiden, die Bedürfnisse des Trostes und des Beystandes vergrössert. — Es ist wahr; der Dichter erreicht seine Absicht in dem körperlichen Schmerzen am wenigsten, wenn es blos seine Absicht ist, in uns ähnliche Empfindungen hervorzubringen. Aber sein Zwek ist der gar nicht. Er

will Hochachtung und Liebe für seinen Helden einflössen, und was kann das mehr, als alle Zeichen des äussersten Schmerzens, und doch keine einzige Bewegung, keine Begierde, keine Handlung sehen, diesen Schmerz durch unanständige Mittel wegzuschaffen, wie kann man anders die Größe der Kraft zeigen, als wenn man zuerst die Größe des Widerstandes zeigt, den man durch diese Kraft überwinden läßt.

1769.

Endlich der Künstler erregt seine Bewegungen in dem Gemüthe der Zuschauer nur immer unmittelbar; die Situation des Helden selbst ist das einzige was sie hervorbringt, sie sind also nur einfach wie diese. Der Dichter kann auch eine Art von abgeleiteten Bewegungen erregen; er kann die ersten Zuschauer von den Handlungen und Begebenheiten seiner Helden selbst wählen; diese durch ihre besondre Verfassung auf so mannigfaltige Art durch die Leiden des erstern rühren lassen; in ihrer Seele das allgemeine sympathetische Gefühl des Schmerzens auf so vielfache Art modificiren; daß bey dem leztem Zuschauer, für den endlich das ganze Werk bestimmt ist, durch die Vermischung ganz andre Empfindungen entstehen, als die durch die bloße Zeichen des Leidens erregt werden können.

Ist also ein Grund, warum der Künstler seinen Laokoon nicht schreyen ließ, kein Grund, warum nicht der Dichter ihn auch hätte können seufzen lassen: so wird, wenn das eine ja die Copie des andern seyn soll, das am ersten die Nachahmung seyn, wo die Aenderungen des Originals am begreiflichsten und nothwendigsten sind. Virgil hätte ohne Noth geändert, wenn er die Künstler nachgeahmt hätte. Das Schöne für den Anblik ist auch schön, für die Imagination. Aber der Künstler änderte aus Ueberlegung und aus Bedürfniß der Kunst. Beym Virgil windet sich die Schlange zweymal um Brust und Hals; auf der Statue wendet sie sich um die Schenkel. Das leztere wäre für den Dichter ein eben so schönes Bild gewesen, aber für den Künstler war das erste schlecht, weil Brust und Hals offen unverstekt seyn mußten, wenn nicht ein großer Theil des Ausdruks verlohren gehen sollte.

Wenn also der Dichter und der Mahler in der Bearbeitung einerley Gegenstandes oft von einander abweichen müssen: so ist es abgeschmakt vorauszusetzen, daß

1769. sie sich einander nothwendig nachgeahmt haben müssen, und sie nach dieser Voraussetzung zu erklären. — Aber es herrscht doch zwischen den Gegenständen der Dichter und Mahler eine so handgreifliche Aehnlichkeit. Und woher diese, als weil die Mahler ihre Süjets aus den Werken der Dichter nehmen? — Ihre Süjets allerdings, aber nicht das Muster ihrer Bearbeitung. Wenn sie Begebenheiten mahlen wollten: so mußten die Begebenheiten irgendwo aufbehalten worden seyn; und von den ältesten, den Götter- und Helden-Geschichten waren nur die Dichter die Bewahrer. Also zusammentreffen mußten sie nothwendig, so oft sie beyde einerley Stoff vor sich hatten; aber in der Art der Behandlung, in dem Gebrauch dieser Materialien mußten sie eben so verschieden seyn, als sie in der Wahl derselben gleichförmig waren.

Dichter und Mahler haben beyde Götter und Göttinnen vorzustellen. Aber bey den leztern ist das erste Augenmerk, sie überhaupt kenntlich zu machen; bey den ersten nur ihre gegenwärtige Handlung zu zeigen. Bey den lezten ist es nothwendig, den allgemeinen Character, wodurch der Gott zu dem Gott wird, allenthalben auch in ihren besondersten Handlungen und Begebenheiten beyzubehalten; bey den ersten wird der Character schon durch das bloße Wort und die Idee, die dies rege macht, erhalten. Der Dichter hat volle Freyheit, das Wesen, das einmal in unsrer Imagination bestimmt ist, in noch so abwechselnde Veränderungen zu setzen. So bald wir einmal wissen, wer die Person ist, so dauert ihre Identität der Person in unsrer Idee fort, der gegenwärtige Zustand mag von einem alten schon vorher uns bekannten Zustande noch so sehr unterschieden seyn. Aber eine Unbekannte muß man uns nicht in einer andern Situation, unter andern Umständen zeigen, als in der wir sie schon zum voraus erwarten, oder wir verkennen sie gänzlich. Venus kann beym Dichter zürnen, denn wir verlieren doch die schöne gefällige liebkosende Venus nicht aus den Augen, die nur für eine Zeitlang diese ihre fremde Gestalt angenommen hat. Bey dem Künstler wäre sie nicht Venus mehr.

Also wo es vornemlich darauf ankam, gewisse Personen und Wesen kenntlich zu machen, da mußte oft der Künstler

von seinem höchsten Gesetz Ausnahmen machen, und das Charakteristische dem Schönen vorziehen. Die Religion machte eine solche Nothwendigkeit. — Also ist es kein Einwurf gegen dieses Gesetz, wenn bey Werken, die für Tempel gemacht waren, dasselbe nicht beobachtet ist. Um zu beständigen sichern Begriffen von den alten Kunstwerken zu gelangen, wird man den Umfang dieses Worts einschränken müssen. Nur wo der Künstler nichts als seine Kunst zum Zweck und zur Regel hatte; wo ihn keine äussere Ursachen einschränkten: nur die werden Beyspiele und Erfahrungen für den Kenner werden können, seine Regel daraus zu abstrahiren.

Was aber der Künstler durch beygelegte Sinnbilder erst kenntlich machen muß, das sagt der Dichter blos durch das Wort, und hat also diese allegorischen Kennzeichen nicht nöthig. — Es ist also Fehler, wenn er das, was der Künstler aus Armuth und Noth, als eine Schönheit nachahmt, wenn er seine Götter oder allegorische Wesen wie Statüen mit ihrem ganzen Rüstzeuge aufstellt, anstatt sie wie belebte Wesen handeln zu lassen.

Caylus ist so sehr besorgt, dem Künstler und Mahler neue Sujets zu geben. Aber zuerst verlangt der Künstler nicht diesen Reichthum, und zum andern ist er ihm unbrauchbar. Er verlangt ihn nicht, weil überhaupt bey ihm die Erfindung das kleinste Verdienst ist; und noch mehr, weil er gerne alte bekannte Gegenstände macht, um gleich bey dem ersten Anblick verstanden zu werden. — Er ist ihm unbrauchbar; weil ihm Nachahmung der schönsten Gemählde des Dichters oft durch das Wesen seiner Kunst unmöglich gemacht, auch öftrer durch die Absicht derselben verboten wird.

Unmöglich gemacht wird ihm zum Beyspiel, der Unterschied zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen. Der Dichter nimmt diesen Unterschied an, ohne ihn genau zu bestimmen. Er läßt es der Imagination frey, ihn sich nach der Verschiedenheit der Würkungen so groß zu denken, als es ihr gefällt. Aber der Mahler muß diesen Unterschied fixiren, ihn auf ein gewisses Maaß bringen, und eben dadurch das, was in dem dichterischen Bilde groß war, entweder erniedrigen, oder ungeheuer machen.

1769. Das Unsichtbare ist bey dem Dichter eine bloße Idee, bey dem Künstler wird es eine Art von Mummerey. Die Wolke, die bey dem ersten diese Unsichtbarkeit blos andeutet, ohne die Art und Weise derselben zu bestimmen, wird bey dem andern eine wirkliche Hülle, die dem grade widerspricht, was sie andeuten soll. Sind es noch dazu Götter, die unsichtbar gegenwärtig sind, so wird eine Wolke, die sie verbirgt, doppelt unschiklich, weil sie grade da zu seyn scheint, um das Daseyn eines Wesens merklich zu machen, das sonst seiner Natur nach unsichtbar seyn würde.

Unmöglich gemacht wird ihm die Nachahmung, aller der sich bewegenden fortgehenden Gemählde, die nicht eine einzige Situation, sondern die eine ganze Folge derselben schildern, und die das Eigenthum des Dichters sind. Mahlen heist bey dem Dichter eine so lebhafte Vorstellung in der Imagination erregen, daß man die Sache zu sehen glaubt. Zu diesem Bilde, das die Imagination sich machen soll, kann der Dichter nur immer einige, aber die Hauptzüge geben; er kann den Gegenstand nur durch gewisse Eigenschaften und Bestimmungen characterisiren. Wenn er nun grade die zu wählen weis, die die Imagination am meisten in den Stand setzen, die übrigen hinzu zu setzen, und so zu sagen, das ganze Individuum vollständig zu machen; wenn er sie in dem Licht zu zeigen weis, daß er die Einbildungskraft würklich ins Spiel bringt und rege macht, diese übrigen Bestimmungen hervor zu bringen: so hat er gethan, was er sich vorsetzte, er hat Illusionen erregt, und diese Illusionen sind seine Gemählde. Alle diese Bestimmungen, durch die er der Einbildungskraft so zu sagen nur den Weg weist, wo sie hinsehen soll, ihr gleichsam nur die Data giebt, und woraus sie ihr Geschöpf zusammen zu setzen hat; können aber so wohl auf einander folgende Veränderungen als zugleich seyende Bestimmungen seyn; und die erste sind eigentlich sein Eigenthum. Wo alse der Dichter am meisten mahlt, d. h. die Sache durch die meisten Handlungen und Veränderungen der Einbildungskraft bezeichnet, da wird der Mahler am wenigsten Stoff für sich finden. Und eine einzige Situation, die der Dichter nur mit einem Worte anzeigt, bey der er gar keine Arbeit

und kein Verdienst hat, als daß er sie nennt, kann die reichste mahlerische Composition geben. 1769.

Dieser Unterschied dichterischer und mahlerischer Schilderungen hat noch einen höhern Ursprung. Die Zeichen der Mahlerey sind coexistent. Also nur das coexistirende, nur Körper kann sie eigentlich nachahmen; und Handlungen nur, insofern die gegenwärtige Stellung eines Körpers eine vorhergegangene Bewegung desselben, und diese Bewegung eine Handlung andeutet, durch die sie ist selbst hervorgebracht worden. — Die Zeichen der Dichtkunst sind succeßiv. Also ist ihr Gegenstand eigentlich das Succeßive. Veränderungen und insofern diese gewürkt werden, Handlungen. Körper, nur insofern die Handlungen Subjecte haben müssen, und diese Subjecte durch die Handlungen bestimmt werden. — So schildert Homer die körperlichen Gegenstände durch die Veränderungen, die mit ihnen vorgegangen sind, durch die Art ihrer Entstehung.

Aber der Dichter kann doch Körper beschreiben, und Homer thut es würklich.

Beschreiben? Allerdings; denn wie wäre es sonst möglich irgend eine Kenntniß der Körper zu haben, wenn man nicht ihre Eigenschaft mit Worten auszudrücken wüßte? Aber durch diese Beschreibung täuschen, der Imagination ein vollständiges Bild des Ganzen verschaffen: eben die Art des Eindrucks machen, als wenn man die Sache oder ihr Gemählde sähe: das kann er nicht, und das sollte doch eigentlich sein Zweck seyn. Wo Täuschung erregt werden soll, muß der Eindruck der Empfindung ähnlich seyn. Empfindung unterscheidet sich von allen übrigen Arten der Vorstellung, durch die schnelle augenblickliche Uebersehung des Ganzen; durch die Theilheit und Untheilbarkeit der Idee, in der die Eindrücke jedes Theils, enthalten und vermischt sind, ohne sich zu unterscheiden. Bey der Beschreibung der Körper mit Worten ist weder diese Geschwindigkeit noch diese Vollständigkeit möglich. Die Vorstellungen der Theile folgen einzeln aufeinander; und dann ist unter allen nur immer die Vorstellung des letztern die klare; die übrigen sind verloschen oder schwach und das Ganze wird niemals vollendet.

1769. Hier sind wir also bey den Gränzen der Poesie und Mahlerey; zwey auf einander folgende Zustände einer Sache zu gleicher Zeit zu zeigen; zwey Zeitpunkte in einem Gemählde zu vereinigen, ist ein Eingriff in die Rechte der Poesie. Theile eines Gegenstandes, die zugleich gesehen werden müssen, Stückweise nach einander zuzuzehlen, ist ein Eingriff in die Rechte der Mahlerey.

„Aber Homer schildert doch Körper."

Zuerst giebt es an diesen Gränzen ein gewisses gemeinschaftliches Gebieth; und zwar für die Poesie noch ein weiteres.

Der Mahler darf zuweilen durch die Stellung seiner Körper den Zustand in dem sie den Augenblik vorher gewesen sind, mit dem gegenwärtigen zugleich anzeigen. — Der Dichter kann zuweilen Körper, wenn er sie kurz characterisiren kann, beschreiben.

Zum andern, wenn Homer alle seine Beschreibungen in Geschichte verwandelt, wenn er erzählt anstatt zu beschreiben, so ist eben dieses Beyspiel ein Beweis, daß er blosse Beschreibungen für unfähig gehalten hat, zu gefallen. So ist es mit dem Schild Achills. Erstlich anstatt es uns selbst zu beschreiben, erzählt er uns die Handlungen, durch die es zusammengesetzt worden ist. Zum andern, jedes Gemählde auf dem Schilde selbst verwandelt er in eine Geschichte; er erzählt nicht blos was der Künstler aufs Schild gemacht hat, sondern die ganze Handlung aus der jener einen einzigen Augenblik geschildert hatte. So haben wir zugleich den Vortheil, daß viele Gemählde des Achillischen Schildes sich in ein einziges zusammen ziehen, und daß wir nicht mehr so ängstlich nach Raum zu so vielen Bildern suchen dürfen. Das Gegenwärtige und Zukünftige, was der Künstler nur muste errathen lassen, das beschrieb Homer. Aber deswegen durfte es nicht ein neues Gemälde auf dem Schilde seyn.

Unter allen körperlichen Gegenständen ist körperliche Schönheit, das was am meisten des augenbliklichen unmittelbaren Anschauens bedarf, was am nothwendigsten mit einem einzigen Blike gefasset werden muß, wenn es Illusion erregen soll; also ist es grade das, was der Dichter am wenigsten schildern muß. — Der Dichter kann

nichts als (so wie Ariost bey seiner Alcina) abstracte Begriffe von gewissen Theilen der Schönheit geben, die für die Imagination viel zu vage, viel zu unbestimmt, und zu unvollständig sind, um die ganze Gestalt daraus herzustellen. — Aber erstlich die Schönheit ist nicht bloß ein Verhältniß der körperlichen Welt. Sie ist in der moralischen eine Kraft die würkt. Diese Würkung zeige der Dichter, und aus der Größe der Würkung lasse er uns auf die Größe der Kraft schliessen. — Zweytens die Schönheit ist nicht blos in der Lage der Theile, sondern auch in ihrer Bewegung. Diese Schönheit ist Reitz, und die ist der Gegenstand des Dichters.

1769.

Aber grade hier, wo die Schwäche der Poesie ist, da ist die Stärke der Kunst; und sie würde sich ihres größten Vortheils begeben, wenn sie die Schönheit durch irgend etwas anders, als durch sie selbst, schildern wollte.

Also kennt Caylus diese Vortheile nicht, wenn er dem Mahler, da wo er selbst Schöpfer der Schönheit seyn könnte, es auflegt, nur was der Dichter aus Noth ist, ein Erzähler ihrer Thaten zu seyn. — Die Homerische Scene ist also kein schreckliches Sujet für den Mahler. Erstlich warum soll die Kunst das nur in seinen Würkungen zeigen, was sie aus seinen eignen Bestandtheilen zusammensetzen kann? Und zum andern: diese Würkung bleibt nicht mehr ein Gemählde, was sie beym Dichter war. Das was wir sehen, sind nichts als verliebte Geberden einiger Greise; und dieses ist unangenehm, eckelhaft. An die Schönheit, die sie in diese unnatürliche Verfassung bringt, und die im Stande wäre, das Unangenehme dieses Anbliks zu mildern oder vergessen zu machen, müssen wir uns blos erinnern; — diese Erinnerung ist nur unbestimmt und schwach. Also macht grade das den stärksten Eindruk, was bey der Geschichte das unwichtigste, beynah das Hinderlichste zu der Absicht ist, (denn selbst der Dichter würde nicht wünschen, daß wir an die Geberden der Greise zuerst dächten, die doch das erste und einzige seyn mußten, was der Mahler ausdrücken könnte,) und das was die Hauptsache ist, wodurch sich die ganze Sache erklärt und interessant macht, das ist unsichtbar.

Ganz anders nuzten die alten Artisten die Schilde-

1769. rungen Homers. — — Sie suchten zuerst nach Geschichten und Situationen; wo körperliche Schönheit eine Triebfeder oder ein wichtiger Theil der Begebenheiten gewesen war. — Hier schilderten sie die Schönheit selbst. Sie brauchten alsdann die Erzählungen Homers nicht sie nachzuahmen; das wäre oft unmöglich und öfterer noch unschiklich gewesen, sondern ihre Imagination mit der Schönheit oder der Größe des Gegenstandes zu erfüllen; die Kraft ihrer eignen Seele zur Hervorbringung der körperlichen Bilder rege zu machen; die Gestalten der Helden oder Götter sich aus dem was sie sagen oder thun, anschauend zu machen.

Wenn alle körperliche Gegenstände beym Dichter, dunkler und schwächer werden; und es einen körperlichen Gegenstand giebt, dessen Eindruk geschwächt und verdunkelt werden muß, wenn er in der Vermischung mit andern angenehm werden soll: so wird dieser grade am meisten für den Dichter und am wenigsten für den Mahler seyn. Ein solcher Gegenstand ist die Häßlichkeit. Bey dem Dichter kann das ungestaltete der Form bald Mitleiden erregen, wenn es Ursache des Leidens und der Einschränkung für eine sonst vollkommne und schöne Seele wird; bald die Person lächerlich machen, wenn es mit dem Ungereimten und Wiedersinnischen im Character und Handlungen verbunden ist, und noch dazu mit der Schönheit und Vollkommenheit contrastirt, die die Person in ihrer Idee sich selbst zuschreibt; bald Schrecken, wenn die Häßlichkeit nur gleichsam die Verkündigerin und der Vorbote von Unglück und Laster ist.

Bey dem Mahler hingegen ist der Eindruk, den das Sichtbare macht, immer so stark, daß er sich mit den Vorstellungen, die das Geistige und Unsichtbare erreget, wenn diese ungleichartig mit jenem sind, nicht vermischt. Bey ihm also bringt Häßlichkeit nur immer eine einfache Würkung hervor, und diese Würkung ist ein Gefühl das mit dem Eckel verwandt ist. Der Eckel würkt durch die Vorstellung selbst, nicht durch die Ueberredung von der Würklichkeit des Gegenstandes. So mißfällt das Häßliche, der Gegenstand mag würklich oder nachgeahmt seyn. Also was sonst Dinge die in der Würklichkeit unangenehm sind, in der Nachahmung angenehm machen kann; die Ueberlegung

die uns den Betrug zeigt; und die Wißbegierde, die uns denselben als ein Mittel zur Kenntniß der Gegenstände vorstellt; beydes ist bey dem Mahler unkräftig, die nachgeahmte Häßlichkeit zu verschönern. 1769.

Hier schließt sich eigentlich bey Hrn. Lessing die Reihe aneinanderhängender Betrachtungen, und das was folgt sind mehr zerstreute Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst. Hier sind kurz seine Gründe, warum Laokoon aus einem spätern Zeitalter sein möchte, als in das er gesezt wird.

Erstlich ist wenigstens der Grund für das Alterthum der Statue gewiß falsch, daß Athenodorus Polyklets Schüler gewesen wäre; zweytens: der bloße Werth der Statue kann ihr Alter nicht unterscheiden. Die Werke aus Augusts Zeitalter wurden den alten gleichgeschäzt; drittens: Plinius redet in der ganzen Stelle, wo er des Laokoons gedenkt, von Künstlern, die die Tempel und Palläste der Kayser geziert, das heißt, ihre Werke für dieselben bestimmt hatten; also lebten sie zu ihrer Zeit. Viertens: unter den drei Werken aus dem ersten goldenen Zeitalter der Künste, von denen Plinius sagt, daß sie allein mit dem Wort, das eine vollendete Arbeit ausdrükt, wären bezeichnet gewesen, ist Laokoon wahrscheinlich nicht. Und doch steht auf ihm dieses Wort.

Nun also die Summe aus dieser Reyhe von Betrachtungen gezogen; so sind deucht mich die Haupt-Ideen, die im ganzen Werke herrschen, diese zwey.

Erstens. Schönheit ist der bildenden Künste höchstes Gesez, und wenn die Gestalten auch zugleich Zeichen von gewissen Bewegungen der Seele sind, so müssen dieselben entweder so gewählt oder so gemildert werden, daß die Veränderung in die sie die äusre Form setzen, ihre Verhältnisse nicht zerrütte.

Zweytens. Die Veränderungen eines Gegenstandes sind das eigentliche Sujet des Dichters; seine Bestandtheile das Sujet des Mahlers. Das was mit der Sache vorgeht, ihre auf einander folgende Zustände und die Handlungen, wodurch sie in dieselben versezt wird, ist das Gebiet des ersten; das was die Sache ist, ihre neben einander existirenden

1769. Theile, und die Lage und Verhältnisse, die sie gegen einander haben ist das Gebiet des andern: — Daraus entstehen dann als Folgen: daß körperliche Schönheit nur für den Künstler gehört, daß das Emblematische in den Gemählden, bey dem Dichter zu Fabel und Mythologie werden muß; und daß das lebende, sich verändernde Bild des Dichters von dem Mahler anders nicht als nur in seinen einzelnen Theilen nur in den Anzeigen, die er von gewissen Situationen giebt, zu nutzen ist. u. s. w.

Noch eine dritte Idee könnte man dazu rechnen; die aber mehr angedeutet als ausgeführt ist. — Man hat nicht genugsame Gründe, den besten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben, ein so hohes Alter zu geben; und Winkelmanns Geschichte der Kunst, die zum Theil auf diese Voraussetzung gebaut ist, braucht wenigstens mehr Befestigung, wenn sie auch völlig richtig wäre.

Das ist der Weg, den unser Verfasser geht; der Observation, und des freyen durch kein System eingeschränkten Raisonnements. Auf diesem Wege sind immer die neuen Wahrheiten erfunden worden; aber auch niemals sind sie auf demselben mit allen den Einschränkungen und Bestimmungen erfunden worden, die sie erst vollkommen wahr machen; und die nur die Folgen von der Mannigfaltigkeit der Methoden seyn können, mit welchen mehrere Köpfe hintendrein eben die Wahrheit denken. Ausserdem, daß uns jede neue Idee mit dem Bewustseyn der Fähigkeit schmeichelt, durch die wir sie hervorbrachten, und wir schon eben deswegen geneigt sind, ihr eine größre Allgemeinheit zu geben, weil uns das Vergnügen über sie nur blos auf ihre brauchbare Seite und die Möglichkeit ihrer Anwendungen aufmerksam macht; ausserdem, sage ich, bekommt noch jeder Saz, den wir durch Schlüsse herausbringen, seinen Umfang oder seine Gränzen durch die Ideen selbst die uns darauf leiteten. So lange also, als wir nur noch eine einzige von den Ketten, durch die jeder Begriff mit dem ganzen System der übrigen Wahrheiten zusammenhängt, übersehen; nur seine Verbindung mit einer einzigen Reihe von Begriffen durch gedacht haben: so lange kennen wir seine Gränzen auch nur von dieser Seite. Ein neuer Zusammenhang bringt auch eine neue Einschränkung hervor, und

eben indem andre die Sätze durch neue Beweise bestätigen, gelangen wir dazu sie genau zu bestimmen. Also verringert es in meinen Augen den Werth dieser Grundsätze nicht im geringsten, daß sie vielleicht ein wenig zu allgemein sind.

1769.

Zuerst also: Ist das Gesez der Schönheit das höchste Gesez für alle Künstler.

Um zu sehen, wo in den Künsten Schönheit das nothwendige, und wo es das einzige Mittel sey, Wohlgefallen zu erregen: müssen wir erst wissen, welche Sachen sind es in der würklichen Welt, wo wir Schönheit verlangen; und welche können uns auch ohne sie einnehmen? Zuerst, in den Geschäften des Lebens, in den Augenblicken, wo wir nicht mit dem Genusse gewisser Vergnügungen sondern mit der Erreichung gewisser Endzwecke umgehn, ist es blos die Brauchbarkeit der Personen, die uns vorkommen, zu diesen Zwecken; blos diejenigen ihrer Eigenschaften oder Handlungen durch die unsere Absichten befördert oder gehindert werden, welche das Gefallen oder Misfallen an denselben bestimmen. Schönheit und Häßlichkeit der Seele oder des Körpers kommt in gar keine Betrachtung. Hier werden also die Handlungen gleichsam von den Personen abstrahirt; und das was sie selbst sind, ist uns völlig gleichgültig, wenn nur das für uns vortheilhaft ist, was sie thun. So bald es aber auf den wirklichen Genuß der Glückseligkeit, nicht blos auf Erlangung der Mittel dazu ankömmt, so fangen nun an die Eigenschaften, nicht blos die Handlungen des Menschen, der uns zu diesem Genuß verhilft, in Betrachtung zu kommen. Das Vergnügen entsteht nicht aus einer einzigen Würkung des andern, wie der Nutzen, sondern aus einer ganzen Reihe von Würkungen, die alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle fliessen und die wir also, um zum voraus davon versichert zu seyn, in dieser gemeinschaftlichen Quelle aufsuchen. Welche Eigenschaften es nun vornehmlich seyn sollen, auf welche wir acht haben, das wird darauf ankommen, in welcher Verbindung wir mit der Person stehn; ob der Einfluß, den sie auf uns hat, augenbliklich oder fortdaurend ist, ob wir von ihr nur einen einmaligen, oder ob wir viele auf einander folgende und also abwechselnde Eindrücke zu erwarten

1769. haben. Wo es eine ganze Folge von Begebenheiten und Veränderungen giebt, die eine Person in uns veranlassen kann; wo unser Zustand würklich durch ihren Einfluß bestimmt wird: da werden wir diejenigen Eigenschaften vorziehen, die zugleich die Principien von Handlungen seyn können, durch die unser Zustand wirklich verbessert wird; und die Gestalt wird nicht an und für sich, sondern nur als Zeichen, nur insofern sie die Fähigkeiten oder die Gesinnungen, die wir verlangen, ausdrükt, in Betrachtung kommen. Je kürzer aber der Genuß ist, den wir von einer Person haben, in je weniger würkliches Verhältniß sie mit uns kommt; je mehr wir blos ergezt, nicht eingenommen seyn wollen; desto mehr heben sich die Eigenschaften hervor, die keiner langen Untersuchung, keiner wiederholten Erfahrung, sondern nur eines augenbliklichen Anschauens bedürfen. So ist uns in dem Gesellschafter für einen Abend der Witz lieber als der Verstand; aber in einem Gefährten unsers Lebens der Verstand unendlich lieber, als der Witz. Kommt aber endlich eine Person gar in keine solche Verbindung, in der irgend eine Handlung von ihr uns berühren könte; ist gar keine Art des Einflusses ihrer Seele auf die unsrige vorhanden: so ist die Gestalt das einzige, wovon wir einen Genuß haben können; und nichts als die Schönheit kann uns einen Augenblik bey ihr aufhalten. So ist die Person, die ich bey mir vorübergehn sehe. Nur ihre Bildung kann sie mir auf einen Augenblik erheblich machen. Also überhaupt: Je genauer ein Mensch mit unserm würklichen Interesse verbunden ist, je mehr er zu unserm Besten oder Vergnügen handeln kann; jemehr der Genuß, den wir von ihm haben, aus seiner eignen freywilligen Thätigkeit entsteht: um desto weniger sehen wir auf die bloße Form. Je stillstehender und unthätiger hingegen er für uns ist; je weniger er uns durch seine Handlungen die Quelle von Vergnügen werden kann, je augenbliklicher endlich der Genuß ist; desto nothwendiger ist die Schönheit der Gestalt.

Das nun also auf die schönen Künste angewendet; so sehen wir: Erstlich, je mehr ihre Nachahmungen dem würklichen Leben nahe kommen; je mehr sie menschliche Handlungen, Reden, Begebenheiten vorstellen können; je

mehr sie in uns das Vergnügen oder den Verdruß erneuren, 1769.
den eine menschliche Seele in der andern erwecken kann:
Zum andern je fortdaurender mannichfaltiger abwechselnder
der Zustand des Gegenstandes ist, durch den sie uns das
Vergnügen gewähren: desto entbehrlicher ist die Schönheit
der Gestalt. Je weniger hingegen Leben und Handlung da
ist; und je augenbliklicher der Zustand ist, in dem sie uns
gefallen sollen, desto nothwendiger ist sie. Also erstlich die
Bildhauerey, die nur einzelne Figuren oder nur kleine
Gruppen ohne Bestimmung des Orts, ohne die begleitenden
Umstände zeigt, bleibt in Absicht des ersten Stüks am
weitesten zurük. Menschliche Handlungen, Begebenheiten,
Geschichte kann sie am wenigsten auf eine wahrscheinliche
Art vorstellen; der Anblik einer Statue ist nicht fähig
uns in die wirkliche Welt zu versetzen, und uns durch eingebildete Handlungen und Veränderungen der Subjecte,
die wir vor uns sehen, zu täuschen. Der Zeitpunct selbst,
in dem sie uns die Figur zeigt, ist wie bey der Mahlerey
nur ein Augenblik — Also bey ihr muß Schönheit das
höchste Gesez ohne Ausnahme seyn; weil eine einzelne unbekannte Person, die wir zum erstenmal und nur in einer
einzigen Stellung sehen, uns selbst im Leben durch nichts
anders als durch ihre Schönheit intereßiren könnte. Es
sei immerhin, daß der Bildhauer Helden und Situationen
aus Geschichten oder Dichtern hernehme, die wir kennen.
Alsdann ist das Vergnügen, das uns die Handlung selbst
macht, immer mehr Erinnerung als Anschauen, und ohne
das Angenehme des Anbliks kann es keine Gewalt über
uns haben. Eine Statue redet wenig unmittelbar zu
unserer Imagination oder zu unserm Herzen, sie muß also
zu unsern Augen reden.

Die Mahlerey hat mit der ersten das Augenblikliche
der Verfassung, in der sie das Object zeigt, gemein; —
Aber sie hat eine weit größere Kraft durch ihre Vorstellungen
zu täuschen; bey ihr ist die Scene bestimmt, die Personen
mehr mit einander und mit allen ihren übrigen Umständen,
die sie individuisiren können, verbunden; alles der Würklichkeit näher, alles lebendiger, thätiger, mehr fähig die
Einbildungskraft in Umstände, die sie selbst ehemals gesehen und erfahren hat, zurük zu führen, und in ihr die

1769. Bewegungen zu erneuren, die diese Scenen in ihr erregten. Hier tritt also die Gestalt und die Form schon in eine mehrere Dunkelheit zurük, und die Seele braucht sie nur, um durch sie auf das Innre der Bewegungen des Herzens und der Handlungen der Seele, die diese Gestalt belebt, durchzuschauen. Allerdings ist das Auge der erste und schnellste Richter über Personen wie über Gemählde. Bleiben diese Personen ohne weitere Verhältniß mit uns, so ist es auch der einzige. Aber so bald die Person zu reden oder zu handeln anfängt, so bald wird unsre Aufmerksamkeit getheilt, und sie wird endlich ganz von der Gestalt abgezogen, wenn irgend eine hervorstechende Eigenschaft uns an sich zieht. Dieses Verschwinden der Gestalt, dieses unmittelbare Anschauen der Seele des andern, wenn ich so sagen darf, kann in gewissem Grade durch Gemählde gewürkt werden; aber nicht durch alle Gattungen von Mahlerey auf einerley Art. Der Mahler kann so wie der Bildhauer nur eine einzige Figur aufstellen; und uns mit Fleiß ganz bey der Gestalt fest halten wollen. — Dann ist Schönheit das einzige und das höchste Gesez. — Und in der That ist er alsdann am meisten Mahler. Aber so bald er Geschichte und Begebenheiten mahlt, Begebenheiten, die uns schon an und für sich für die handelnden Personen einnahmen, auch ehe wir die Gestalt derselben kannten; wenn er alsdann nur die Ideen, die wir von ihren Geistesfähigkeiten, oder ihren sittlichen Eigenschaften hatten, durch einen solchen Körper ausdrükt, der fähig ist, die Züge anzunehmen, die wir bey diesen Eigenschaften voraussetzen; wenn er uns die unvollkommne schwache Idee, die wir von der Gestalt eines Menschen haben, so bald wir irgend eine von seinen merkwürdigen Handlungen wissen, zur völligen Bestimmung und Individualität bringen kann: so werden uns die Gestalten schön seyn, auch wenn keine das Ideal einer körperlichen Schönheit wäre.

Die Dichtkunst endlich, die die Abbildung nicht einer einzigen Scene des menschlichen Lebens, sondern des würklichen Laufs desselben ist; die vollständig vor uns die ganze Reyhe von Begebenheiten, Veränderungen, Handlungen vorübergehen läßt, aus welchem aller Liebe und Haß, alle Neigungen und Widerwille gegen andre in der

würklichen Welt entspringen; die hat unmittelbar mit unserm Herzen zu thun, und bedarf also keiner andern Hülfsmittel uns für oder gegen jemanden einzunehmen als seiner Handlungen und Begebenheiten selbst. 1769.

Die Personen des Dichters werden in unserm Auge immer das seyn, was sie thun. Ihre Schönheit und ihre Größe wird in unsrer Imagination ganz und gar durch die Umstände, unter denen sie erscheinen, die Begebenheiten, in die sie eingeflochten sind, durch die, welche sie selbst würken oder veranlassen, bestimmt. Jede Art zu handeln, zu denken und sich auszudrüken, wenn sie nur Wahrheit und Aehnlichkeit genung hat, giebt schon der Person in unsern Augen eine gewisse Gestalt; und je richtiger die Schilderung der Reden und Handlungen ist, desto bestimmter wird uns auch Mine und Geberde der Person, welche redet.

Gränzt also die Mahlerey an die beyden Enden der bildenden Künste, an die, welche nur Gestalten und Körper und die, welche nur Seelen und ihre Bewegungen schildert, so kann sie auch oft die Gesetze beyder mit einander vermischen, und bald durch das täuschende ihrer Vorstellungen, bald durch ihre Schönheit entzücken. Man könnte überhaupt den Grundsaz (vielleicht auch einen zu allgemeinen, wie fast alle die sind, die das Raisonnement hervorbringt) daraus ziehen: Bey den Künsten, die das Vergnügen durch die Illusion würken, ist der Ausdruk; bey denen, die es durch den hervorgebrachten Gegenstand selbst unmittelbar ohne Beziehung auf das, was er vorstellt, würken, ist die Schönheit das höchste Gesetz. Je mehr also eine Kunst im Stande ist, Illusion zu würken; je mehr ihre Werke nur blos beziehungsweise auf die Sachen, nach denen sie gebildet sind, gefallen; desto mehr Ausnahmen wird es von dem Gesez der Schönheit zum Vortheil des Ausdruks geben können. Je weniger uns aber eine Kunst täuschen kann; und je mehr ihr Werk an und vor sich, auch ohne Vergleichung, auch ohne das Verhältniß mit der vorgestellten Sache gefällt, desto allgemeiner und nothwendiger ist es. Eine schöne Gestalt von Marmor, ist an und für sich eine schöne Gestalt, und wenn sie gar nichts nachahmte. Die menschliche Bildung ist nur deswegen das

1769. Muster, weil unter allen Gestalten keine der Schönheit fähiger ist. — Aber in einem Gemählde werden uns schon die Figuren als Figuren unwichtiger; wir verlangen die Menschen zu kennen, die sie vorstellen: Beim Dichter ist alles blos bezeichnetes; gar kein von dem nachgeahmten Object abgesondertes Vergnügen an der Nachahmung.

Ist aber die Mahlerey in gewissen Gattungen nur eine Bezeichnung der Gegenstände, die wir schon sonst kennen, und an die wir lebhaft anschauend erinnert seyn wollen: so werden sich eben dadurch die Schranken, in die sie durch das zweyte Gesetz eingeschlossen wird, ein wenig erweitern. Einmal, die Mahlerey, als Vorstellung von Begebenheiten und Handlungen, kann uns nicht anstatt einer Geschichte dienen, woraus wir diese Begebenheiten und Handlungen erst kennen lernen. Sie setzt also immer schon voraus, daß der Zuschauer Person und Geschichte kennt; sie arbeitet nothwendig auf einen Grund, den zuvor Dichter und Geschichtschreiber gelegt haben müssen. Also zweytens, wenn sie es nicht blos wie der Bildhauer mit dem Auge, sondern wie der Dichter auch mit der Imagination zu thun hat, Scenen in ihr hervor zu bringen, die das Auge nicht sieht; wenn sie schon annehmen darf, daß die Imagination die Bilder fertig habe, aus denen diese Scenen zusammengesetzt werden sollen; und sie also nur gleichsam das erste Licht zu einem Vorrath von Vorstellungen und Empfindungen bringen darf, die sich einander schon selbst alsdenn aufklären werden: so kann sie allerdings auch Gegenstände nachmachen, die ohne diese Vorbereitung unverständlich und unbedeutend seyn würden; so kann sie also auch Begebenheiten vorstellen, wo sie nicht eigentlich durch sich selbst, sondern nur durch die Eindrücke einer verschwisterten Kunst, die sie wieder erneuert, gefällt; mit einem Worte, es können Werke von ihr, für das bloße Anschauen ohne Würkung, vielleicht für das Auge nur im geringen Grade angenehm und doch für das verständige Anschauen dessen, der die Sache schon kennt, ergötzend seyn.

Auf der andern Seite wird die Poesie, die blos über die Imagination Einfluß hat, und alle ihre Würkung durch die Kraft des Lesers selbst hervorbringt, die sie nur in Activität setzt; — Sie wird, sage ich, der Imagination

auch körperliche Gegenstände durch eben das Mittel, obgleich nicht auf eine so täuschende Art, vorstellen können. Sie wird nemlich durch die Vorstellungen gewisser einzelner Theile und Beschaffenheiten des Subjects, die grade so gewählt, so vorgestellt werden müssen, daß sie das Ganze auf gewisse Weise determiniren, die Seele auf das Object in der Natur oder ihre mahlerische Abbildung aufmerksam machen. Anstatt aber den Körper aus den einzelnen Zügen, die der Dichter nach und nach giebt, zusammen zu setzen; sollen diese Züge blos der Imagination die Mühe erleichtern, in sich das Bild selbst nach dem Original, das sie ohnedem schon kennt, hervor zu bringen. Wir sehen also mit dieser Ausnahme von der Regel zugleich die Grenzen dieser Ausnahmen. Erstlich, jemehr eine gewisse Art von Gedichten Illusion zum Zweck hat, destoweniger findet Beschreibung körperlicher Schönheit darinn Plaz; wo es aber blos auf angenehme Eindrücke der Begriffe selbst, nicht auf die Ueberredung von ihrer Würklichkeit ankommt; da können und dürfen sie uns vorgestellt werden. — Zum andern, die körperlichen Gegenstände, die uns der Dichter schildert, müssen uns vorläufig schon eben so bekannt seyn, wie die geistigen, die der Mahler vorstellt. — Da die Imagination des Lesers selbst den Gegenstand erschaffen soll; da sie nicht ihn ganz, sondern nur einige und immer die wenigsten Theile vom Dichter erhält, so ist das durchaus unmöglich, wenn nicht schon ein solches Bild in ihr vorhanden ist, das durch die Beschreibung nur wieder erwekt werden darf. Anders also sind die Beschreibungen des Frühlings und seiner Veränderungen überhaupt, anders die Beschreibungen gewisser Pflanzen und Blumen. — Die ersten können uns wenigstens an ähnliche Aussichten erinnern, und durch sie die Empfindungen würken, die der Dichter bey den seinigen gehabt hat; und das ist dem Dichter genug: die andern lassen uns leer; es sind Portraite, die man uns zeigt, deren ganzes Verdienst Aehnlichkeit ist, und wir kennen nicht die Originale.

Wenn es die Ehre und der eigentliche Endzweck eines philosophischen Werks ist (ein solches ist Laokoon und von der Seite ist sein Werth am größten) die trägere Vernunft seiner Leser aufzuwecken und ihre Kraft zu denken

1769. in eine Bewegung zu bringen, die auch noch alsdann eine Zeitlang fortdauret, wenn der unmittelbare Stoß aufgehört hat: so denke ich, ich habe den Verfasser auf so eine Art gelobt, wie er von allen seinen Lesern gelobt zu seyn wünscht. L*.†)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1769, 9. Band, 1. Stück, pag. 328—358.

Hamburgische Dramaturgie. Hamburg, in Commißion bey J. H. Cramer in Bremen. Zwey Bände in gr. 8. 1768.

Ein Nachdruck, eben derselben in zween Bänden in klein 8. 1769.

Dieses Werk des Hrn. Leßing, ist von dem ersten Augenblicke, da die ersten Blätter herausgekommen, mit der größten Begierde gelesen worden, und ist allenthalben bekannt. Es ist ein Schatz von richtigen Zergliederungen und fruchtbaren Anmerkungen über die Stücke, die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführet worden. Und bey dieser Gelegenheit sind, sonderlich im zweyten Bande, viel Aussichten zur fernern Bildung und Verbesserung unsers Theaters eröfnet worden, viele Vorurtheile entlarvet, und viele die theatralische Kunst betreffenden Fragen, mit ungemeiner Scharfsinnigkeit beantwortet worden. Die auf dem Hamburgischen Theater aufgeführten Stücke geben Hrn. Leßing bloß die Gelegenheit, sich mit dem Leser über interessante das Theater betreffende Sachen zu unterhalten. Daher ist dieses Werk keines Auszugs fähig; es verdienet aber, von allen die die Schauspiele richtig beurtheilen, oder selbst in diesem Fache arbeiten wollen, fleißig studiret zu werden.

Wir würden hier nichts weiter sagen, wenn es nicht nöthig wäre, unsern Lesern, von der mehr als Carlschen Unverschämtheit der Urheber des obenangezeigten Nachdrucks dieses Werks, Nachricht zu geben.

---

†) Christian Garve.

Vor ein paar Jahren fiengen einige Leute, die unbekannt bleiben wollten, an, unter dem erdichteten Namen Dodsley und Compagnie von London, auf den Leipzigermessen, einige von ihnen verlegte Bücher verkaufen zu lassen. Unter denselben war denn auch der ebengedachte Nachdruck der Hamburgischen Dramaturgie. Diese verkappte Dodsley und Compagnie liessen zugleich unter den Buchhändlern eine abgeschmackte gedruckte Nachricht herumgehen; worinn sie vorgaben, „daß sie denjenigen, die sich ohne die erforderlichen Eigenschaften „in die Buchhandlung mischen wollten, das Selbstverlegen „verwehren wollten, daß sie zu diesem Behuf, mit Beyhülfe „einiger Buchhändler, eine Casse, aufzurichten angefangen „hätten, zu deren Vermehrung sie um Beytrag er„suchten, daß sie dem, der jemand von ihrer Gesellschaft „etwas nachdrucken würde, allen Schaden zufügen „würden, daß alle Buchhändler sich in Jahresfrist von „allen Arten des Nachdruckes loßmachen oder erwar„ten sollten, ihren Verlag für die Hälfte des Preises „verkauft zu sehen," und was dergleichen mehr war. Alle vernünftige Buchhändler lasen diese Nachricht mit Verachtung, und sahen sie für das an, was sie war, nemlich für einen Streich in die Luft, wodurch unbekannte Leute sich auf den Messen ein Ansehen geben wollten. Es war ganz leicht zu sehen, daß man von Leuten, die niemand kennet, unmöglich wissen konnte, ob sie, die zum Buchhandel erforderlichen Eigenschaften, sie mögen auch seyn, welche sie wollen, selbst besäßen; daß man das Selbstverlegen niemand verwehren könne; daß es ungereimt sey, eine Casse zu vermehren, zu deren Rendanten sich Leute darstellen, die unbekannt sind, und deren Wort und Sicherheit, ehe sie sich nicht zu erkennen geben, so viel als nichts gilt. Da aber diese Leute hinter ihrer Decke droheten, einigen Leuten allen Schaden zuzufügen, den Verlag anderer um die Hälfte des Preises zu verkaufen, (zwey Drohungen, die keinen Rechten nach, erlaubt seyn können) so mochten einige argwohnen, daß die Verhütung des Nachdrucks, oder des Verkaufs nachgedrukter Bücher vielleicht nur zum Vorwand des Schadens, den die Unbekannten andern zufügen wollten,

1769.

1769. dienen sollte, und daß die sogenannten Herren Dodsley und Compagnie vielleicht gar zu den Buschkleppern gehörten, die sie vorgaben, verfolgen zu wollen. Das Mißtrauen gegen Unbekannte, zumal gegen solche, die geflissentlich unbekannt bleiben wollen, ist eine rechtmäßige Vorsicht eines vernünftigen Kaufmannes; denn wie oft hat nicht ein Schelm die Mine eines ehrlichen Mannes angenommen, und daß Dodsley und Compagnie gleich ihren Handel mit dem Nachdrucke der Dramaturgie anfiengen, lenkete das Urtheil eben nicht zu ihrem Vortheil. Es ließ sich also (wir wissen es zuverläßig) kein einziger angesehener Buchhändler mit ihnen ein, sondern man begnügte sich, ihnen für wenige Thaler das, was man von ihrem meist wenig bedeutendem Verlagsbüchern brauchte, abzukaufen, und ließ sie unter den vielen Haustrern, denen die Meßfreyheit erlaubt, ihr Brodt zu ertrödeln, fortlaufen.

Hr. Leßing nahm aber diese Sache auf einen ernsthaftern Fuß; Er glaubte vermuthlich die Herren Dodsley und Compagnie wären angesehene Buchhändler, und hätten sich mit angesehenen Buchhändlern verbunden, den Gelehrten zu verwehren, selbst auf ihre Kosten Bücher drucken zu lassen. Er war nicht allein mit Recht ungehalten, daß durch den Nachdruck seine Dramaturgie (ohnerachtet er, wie er versichert, durch diese Unterbrechung keinen Vortheil verlohr) unterbrochen ward, sondern er befürchtete auch, „daß es Leute geben könne, die einen „ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nüzlichste unter ähnlichen Umständen unternommene Werk „verunglücken sollte und müßte.“ Dies bewog ihn die Dodsleysche Nachricht öffentlich bekannt zu machen. Er zeigte das Ungereimte darinn, Nachdruk durch andern Nachdruck zu verwehren. Er fragte: „Wer sind die, die das „Selbstverlegen verwehren wollen? Haben Sie wohl das „Herz, sich unter ihrem wahren Namen zu diesem Frevel „zu bekennen? Ist irgendwo das Selbstverlegen jemals „verboten gewesen? Und wie kann es verboten seyn? Welch „Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus „seinen eigenthümlichen Werken alle den Nutzen zu ziehen, „den er möglicher Weise daraus ziehen kann? Aber sie „mischen sich ohne die erforderliche Eigenschaften in die

„Buchhandlung. Was sind das für erforderliche Eigen- 1769.
„schaften? Das man 5. Jahre bey einem Manne Packete
„zubinden gelernet, der auch nichts weiter gelernt, als
„Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhand-
„lung nicht mischen? Seit wenn ist der Buchhandel eine
„Innung? welches sind seine ausschliessende Privilegien?
„Wer hat sie ihm ertheilt?"

Auf diese Fragen war es leicht zu antworten. Nie kann es einem Gelehrten verwehret werden, etwas auf seine Kosten drucken zu lassen, denn jeder kann wohl sein Geld ausgeben wofür er will. Aber Bücher debitiren? Auf den Messen kann jedermann verkaufen, sobald er nur einen Käufer finden kann: In den meisten Städten Deutschlands wird ein Landesfürstliches Privilegium erfordert, um einen offenen Buchladen zu haben. In Frankreich und Holland, darf ein Gelehrter, der ein Buch auf seine Kosten drucken läßt, es nicht anders, als durch privilegirte Buchhändler verkaufen lassen; wo hingegen der Landesherr den Buchhandel jedermann frey lassen wollte, könnte denn auch jedermann Bücher verkaufen?

Da aber in Deutschland fast nie die Auflage eines Buchs in einer Stadt verkauft werden kann, sondern in alle Städte Deutschlands verstreuet werden muß, so ist dadurch der Buchhandel, der in Paris und London zuweilen, auch ohne vorläufige Kenntniß, bloß durch baaren Verkauf an den Käufer getrieben werden kann, in Deutschland zu einem mühsamen verwickelten, und unter manchen Umständen höchstmißlichen Handel geworden. Wenn er soll mit einigem Vortheile getrieben werden, so erfordert er eine ungemein weitläufige Kenntniß der vorhandenen Bücher, der besten Art sie anzuschaffen ihrer verhältnißmäßigen Brauchbarkeit zum Vertriebe; eine genaue Ordnung, die nicht allein beym Zubinden der Packete stehen bleibt, oder bloß lehret, einzelne Bücher richtig zu behandeln, und in weitläufigen Läden und Niederlagen, alles dahin zu legen sey, wo es am leichtesten zu finden ist, sondern auch, bey einer weitläufigen Buchhaltung, die die Buchhandlung nothwendig mit sich führet, und nicht einen Augenblick aus der Acht gelassen werden muß; eine ungemeine Geschäftigkeit, im Verkauf, in der Correspondenz, in der schleunigen Spedi-

1769. rung der verlangten Bücher, in Bereisung der Messen, viel Vorsicht im Drucken, im Anschaffen, im Unternehmen, Verborgen, im Umtauschen u. s. w. Um diese Eigenschaften und Kenntnisse, zu erlangen, wird in den sechs oder sieben Lehrjahren, die die deutschen Buchhändler ohne eine Innung auszumachen, durch allgemeine Uebereinstimmung verlangen, nur ein geringer Anfang gemacht, und bloß durch Fleiß und Erfahrung werden sie vollkommen gemacht. Wem diese Kenntniß fehlet, der wird, wenn nicht ein blindes Glück über ihn walten sollte, schwerlich mit Vortheil Bücher debitiren können; er wird sich hundertmal mit chimärischen Hofnungen schmeicheln, und wirklich vorhandenen Gefahren nicht auszuweichen suchen. Dies hat bey Gelehrten, die Bücher auf ihre Kosten drucken ließen, sehr öfters zugetroffen, und dies ist nun die wahre Ursach gewesen, warum sie oft da einen nicht geringen Schaden gelitten haben, wo sie sich ansehnlichen Vortheil versprochen hatten.

Dies wäre es ohngefähr was man sagen könnte, um Hrn. Leßings Fragen näher zu erörtern. Was thun aber Dodsley und Compagnie? Anstatt sich zu entschuldigen, welches sie freylich werden unmöglich gefunden haben; greifen diese unbekannte Leute, die nicht einmal das Recht haben, sich unter die privilegirte Buchhändler zu zählen, einen Schriftsteller, wie Hr. Leßing und zugleich alle Gelehrten, die ihre Bücher auf eigene Kosten drucken, auf die gröbste Weise an, sie klagen seine Impertinenz an, sie nennen ihn einen Kalumnianten, seinen Aufsatz wider sie, eine Harlekinade und sagen, er werde der Nachwelt einen sehr schlechten Begriff von der Gemüthsart unserer itzigen Gelehrten machen, sie nennen den Selbstverlag den Schleichhandel der Autoren, sie, die selbst unter der Decke eines fremden Namens, einen bisher unter den Buchhändlern unerhörten Schleichhandel unternommen haben. Hr. L. sagt, er habe die Dramaturgie nicht auf seine Kosten drucken lassen, und verliehre also nichts durch den Nachdruk. Dodsley und Compagnie wollen beweisen, daß Hr. L. doch sie auf seine Kosten habe drucken lassen, und führen zum Beweise an, daß das sächsische Privilegium auf Hrn. Leßings und

Hrn. Bodens Namen ertheilet worden. Ob aus diesen Worten das Privilegium folget, daß Hr. L. das Buch auf eigene Kosten verlegt, und ob, wenn dieses auch folgete, die Rechtschaffenheit der Hrn. D. und C. etwas gewinne, ist leicht zu sehen. Wir bemerken nur dieses: Hat man wohl jemals dergleichen Frechheit gesehen, daß ein Nachdrucker sich auf ein Privilegium öffentlich berufet, welches er doch ungescheut übertreten hat, zumal da, (welches wohl zu merken,) die einzige Niederlage, dieses Dodsleyschen Schleichhandels in Leipzig ist, und also der Nachdruck auf Chursächsischen Grund und Boden und ohne Scheu getrieben wird.

Noch eine einzige Stelle wollen wir anführen: „Die „Autoren wollen den möglichsten Gewinn von ihren Arbeiten „ziehen, das heißt, sie wollen außer dem Honorario, auch „noch das wenige, (in Deutschland kann man es mit Recht „ein weniges nennen) an sich reissen, wovon wir leben*); „sie wollen den Untergang der Buchhandlung befördern. „Ein Buch drucken zu lassen und es zu verkaufen, „steht jedem frey, aber so vielen, denen der Staat das „Recht gegeben, vom Buchhandel zu leben, und die die „unglücklichsten Leute wären, wenn sie ihren Handel nicht „fortsetzen könnten, ihre Nahrung rauben wollen, ist mehr „als Geitz. Die Policey hat sich nach dem Kriege alle „Mühe gegeben, die Dorfkaufleute zu unterdrücken, weil „sonst die in der Stadt zu Grunde gehen würden u. s. w." Wenn Dodsley und Compagnie gestehen, „daß es jedermann erlaubt sey," Bücher zu drucken und zu verkaufen, so ist dies ja das einzige Recht, das Hr. Leßing den Autoren hat vindiciren wollen, wie können sie denn sich entblöden, vom Untergange des Buchhandels zu reden, woran nicht gedacht worden, da vielmehr der Buchhandel seinem Untergange näher gebracht wird, wenn sich alle namenlose Leute unter einer ersonnenen Firma, damit abgeben dürfen. Wie können sie unverschämter Weise die Gelehrten, mit den Dorfkaufleuten vergleichen, die die Policey zu unterdrücken suchen muß. Und wie unterstehen sich Dodsley und Compagnie im Namen aller Buchhändler zu reden, die dergleichen verkappte Büchertrödler nie unter ihre Zunft zehlen werden.

1769. Ist es nicht unerhört, daß Leute, unter der *) Decke eines fremden Namens, einem berühmten Gelehrten, den sie durch den Nachdruck seiner Schriften ohnedem beleidigt haben, noch öffentlich aushöhnen dürfen. Sollte nicht jeder vernünftige Gelehrte, und jeder vernünftige Buchhändler seinen Abscheu bezeugen, und muß man nicht die Stirne des Verfassers der hallischen gelehrten Zeitungen bewundern, der ein solches Betragen gut heißet, vielleicht weil er glaubt, das Intermezzo des Herrn Dodsley und Compagnie, könne einem Leßing eine unangenehme Stunde machen. Fr. N.

*) Wo stehet es geschrieben, daß Dodsley und Compagnie von der Buchhandlung leben müssen.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1769, 10. Band, 2 Stück, pag. 1—8.

Hamburgische Dramaturgie. Erster Theil, bey Leßing und Boden, und bey Dodsley und Compagnie: mit allergnädigsten Freiheiten.

Nichts ist gefährlicher, als den Zorn eines Schriftstellers zu provociren, den die kleinste Kritick, die man sich gegen ihn entfahren läßt, Anlaß und Stof zu einem Buche giebt. (Litteraturbriefe Th. V. p. 4.) Herr Leßing hat es feyerlich verbeten, in dieser Bibliothek gelobt zu werden. Ich darf ihn also nicht loben, so viel ich auch bey diesem Werke dazu Gelegenheit hätte. Ich darf ihn aber auch nicht tadeln, so vielen Stof ich auch dazu hätte! denn so sehr er andern die Gelassenheit prediget, mit der sie seine gebieterische Kritik aufnehmen sollen, so wenig ist er selbst dieser Gelassenheit fähig. Er würde gewiß Herr Nikolain ein Bändchen dramaturgischer Briefe zuschicken. Und mit keinem Kunstrichter läßt sich übler streiten als mit ihm. Als ein wahrer Proteus entwischt er, wenn man ihn festzuhalten glaubt, und schlägt mit Spitzfindigkeiten, wenn er sich nicht mehr mit Wahrheit wehren kann. Die Absicht, der Inhalt, und der Ton der Hamburgischen Dramaturgie

sind dem Publiko längst bekannt. Es weiß, wie weit der Verfasser der Dramaturgie den Verfasser der Beyträge zur Aufnahme des Theaters, und der theatralischen Bibliothek an Philosophie, Scharfsinn, Lecture und Patriotismus übertrift, aber so sehr, als der Verfasser der Minna den Verfasser der alten Jungfer. Es weiß es, wie sehr er sich von den französischen theatralischen Kunstrichtern unterscheidet, die über ihre Schauspiele en petitmaitre raisonniren, und wie sehr er sich dem observirenden Geiste der Engländer nähert. Aber das scheint unser Publikum immer noch nicht zu begreifen, daß man Bücher von bekannter Vortreflichkeit tadeln könne, ohne ihrem Werthe dadurch etwas zu benehmen. Und daran sind die Autoren schuld, die ein lautes Geschrey erheben, wenn man ihrem Anzuge nur eine überflüßige Franze abschneiden will. Was ich also von der Dramaturgie sagen werde, werde ich nicht aus einer Begierde zu tadeln sagen. Man wird es zwar aus Partheilichkeit herleiten, aber man ist selbst partheyisch, wenn man es daraus herleitet, ohne die Sache selbst zu untersuchen.

So viel auch die Theorie des Dramas verloren hätte, so wünschte ich doch fast lieber, man hätte Leßingen nicht die Kritik, sondern die Direction der Hamburger Bühne übertragen. Unser Theater, glaube ich, ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es den monarchischen Scepter der Leßingischen Kritik ertragen könnte. Ist es nicht jetzt fast noch nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von dem Ideal entfernt sind? Muß ein periodisches Blatt, wie die Dramaturgie ist, nicht auch einen periodischen Nutzen haben? Oder ist die Dramaturgie nur zu unsrer Demüthigung geschrieben? Insofern ist es gewiß, was S. 190 geleugnet wird, daß die Kritik dem Genusse schadet, und daß der Kaufmann, der bisher immer die ausländischen Bühnen vorgezogen, nun aus Gründen die Deutsche verachtet, aus Gründen, die er nachlallt, ohne sie zu verstehen. Die Kunstrichter sind nicht das Publikum, aber sie bilden es. Nun wir eine Dramaturgie haben, nun werden wir doch eine Bühne bekommen? Eine Originalbühne? Ich zweifle sehr. Wir lernen daraus, was uns fehlt, aber durch sie können wir den Mangel nicht ersetzen. Die Bühne muß

1769. durch Beyspiele, nicht durch Regeln reformirt werden. Den Aesthetikern wird die Dramaturgie eine reiche Quelle seyn: unsere Dichter wird sie eher niederschlagen als ermuntern. Es wird Mode werden, ein Trauerspiel nicht nach der Empfindung, nicht nach den Thränen die es dem Zuschauer kostet, sondern nach ästhetischen Kunstwörtern zu beurtheilen. Die wenige Empfindung, die in unsern Publico zu erwachen angefangen hat, wird von philosophischer Kälte erstickt werden. Nichts schmeichelt unserm Stolz mehr, als jedem unsrer Raisonnemens einen philosophischen Anstrich zu geben, und raisonniren ist leichter als selbst erfinden. Was für einseitige Urtheile daraus entstehen, davon findet man unzählige Beyspiele in den Litteraturbriefen, und eben so viele in der Dramaturgie. Ein Gesichtspunct ist bald gefaßt, und nun das Fernglas der Baumgartischen Philosophie darzu; so kann man der Sache eine Gestalt geben, welche man nur will. Ich weiß aber nicht, ob es nicht philosophischer ist, keine Sache nach allzuallgemeinen Regeln zu richten, sondern alle Bestimmungen zu prüfen, ehe man ein Urtheil fällt. Unsre Nation, die bisher fast auf ihre Kunstrichter mehr geachtet hat, als auf ihre Dichter, macht es sich gern so bequem und spricht solche einseitige Machtsprüche nach. Hundert sehen durch das Telescop, und entdecken neue Flecken im Mond, bis endlich einer es entdeckt, daß sich eine Fliege vorgesetzt hatte. Wie manchen habe ich schon auf dem Parterre nachlallen hören: O Corneille ist ein kleiner Geist! Aristoteles war sonst Monarch im Gebiete der dramatischen Kritik. Er ward gestürzt aber vielleicht nur — um einen neuen Aristoteles auf den Thron zu setzen. Und oft ist die neue Sklaverey härter als die alte. Warum wollen doch so viele unsrer Kunstrichter niemand neben sich leiden, alles von ihrem Winke abhängen lassen, und alleine Cäsars seyn! Daher auch die Verkleinerungssucht, die selbst aus wenigen Stellen der Dramaturgie hervorleuchtet! Daher der hohe Ton, indem auf die Laien herabgeredet wird.

Nur er versteht, wie meisterliche Kunst
In Zeilen lobt, in ganzen Blättern tadelt,
Sein Ausspruch nur, der stets die Regel trift,
Entscheidet schnell den Werth von jeder Schrift.

Eine Kunst, die Leßing nur an Voltairen bemerkt, 1769.
an sich selbst aber desto weniger bemerkt, je stärker er darinnen ist. Auf solche Dictatoren hat Herder ohnstreitig gezielt, wenn er von Kunstrichtern redet, die als Schriftsteller urtheilen: „gemeiniglich lesen sie als Schrift„steller, und zeichnen bey den Recensionen die Schatten„länge ihrer untergehenden Autorschaft. Oft reissen sie „nieder um die Aussicht zu verbessern, oft springen sie wie „Remus über die Mauer des Bruders, um ihre Eifer„sucht zu verewigen, oft laufen sie mit um die Wette, um „zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen, oft wühlen sie „in Trümmern verfallener und hingeworfner Arbeit, um „selbst einen Tempel zu errichten, und kann er diesen Bau „zu Ende bringen, und mit dem Kranze eines vollkommenen „Systems krönen, so wird er auf Rechnung vieler ein „Orakel." So demüthigt der Dramaturgist seine Rivals, anstatt sie als Muster aufzustellen, martert den Leser mit einem unerträglichen Egoismus, reißt eigenmächtig ein, anstatt sich hineinzudenken, philosophirt, aber nicht mit wenigen, giebt alten Wahrheiten ein neues Ansehen, und führt Systemchen auf, die er für unumstößlich ausgiebt, und die seinen Nachbetern Orakelsprüche scheinen. Es bringt also nicht alle mal Vortheil, wenn dramatische Dichter von dramatischen Gedichten urtheilen, sie bringen vielmehr nur gar zu oft ihr Genie andern als den Maasstab des ihrigen auf. Man könnte die Dramaturgie eine Rhapsodie Leßingischer Grillen nennen. Auch dadurch sind die Urtheile oft so einseitig worden, das sich der Verfasser ein Hauptthema erwählt hat, auf das sich alles bezieht, nicht wie Herder verlangt, die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vorzustellen, und die Mittel zu zeigen, wie wir sie erreichen, sondern den Nationalstolz der Franzosen und zugleich die zu züchtigen, die sich nach ihnen gebildet haben. Daß sie nicht unsre einzigen Muster seyn sollen, ist so oft gesagt, daß es nicht mehr zu sagen nöthig ist. Aber eben so grosser Nationalstolz ist es, sie auf blosse Versificateurs herabzusetzen, und sie aus diesem Gebiete der Dichtkunst ganz verbannen. Schon so oft ist es angemerkt, daß wir Deutschen nur selten die Mittelstrasse treffen. Wo keine Dichtungsart

1768. nationell ist, da sind es gewiß die Schauspiele. Man gönne also den Franzosen ihre eigene Manier, und verkenne ihre Vorzüge nicht, wenn sie in ihrer Art schön sind. Und wie kleidet uns eine so weit getriebne Verachtung der Franzosen, da wir ihnen selbst in ihrer Manier wohl noch so wenig entgegen stellen können. Ist das der wahre allgemeine Geschmack? Vornemlich ist die Dramaturgie zum Kampfplatz wider Voltairen bestimmt, hauptsächlich, um wie der Verfasser selbst gesteht, bey der Gelegenheit etwas Gelehrsamkeit auszukramen. Schwer wird es nicht, diesem Polygraph Fehler aufzusuchen, und sie zu widerlegen, ist eben so leicht. Der polemische, kritische und höhnische Ton, der in einer Menge solcher Widerlegungen herrscht, ermüdet durch seine Monotonie, zumal da der Verfasser bey solchen Zänkereyen immer eher den Anfang als das Ende findet. Er tummelt sich gar zu gern auf seinem kritischen, wie Voltaire auf seinem historischen, Streitrosse herum, und jagt auch mitunter den Zuschauern etwas Staub in die Augen. Schade daß er nicht in den Zeiten lebt, da die Kunst zu Disputiren noch blühte! Ich will nicht sagen, daß er ein guter Sophist und Klopfechter gewesen seyn würde, wie einige so frech gewesen sind zu sagen, aber ein guter Athlet wird er gewiß geworden seyn. Das letzte Wort zu haben ist eine gar zu süsse Sache! Daher müssen wir es uns so oft gefallen lassen, historische und antiquarische Kriege zu lesen, wo wir nach dramatischer Belehrung begierig sind. Ich gehöre nicht zu denen, (S. 393) „die sich an „der Dramaturgie eine theatralische Zeitung versprochen „haben, so mancherley und bunt, als eine theatralische „Zeitung nur seyn kann, den Inhalt der gangbaren Stücke „in kleine lustige oder rührende Romane gebracht, bey„läufige Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närri„scher Geschöpfe, wie die doch wohl seyn müssen, die sich „mit Komödienschreiben abgeben, kurzweilige, auch wohl „ein wenig skandalöse Anekdoten von Schauspielern und „besonders Schauspielerinnen." Alle diese artigen Sächelchen verlange ich nicht, aber lange Dissertationen über ein und eben dasselbe Stück ermüden doch endlich, und ausführliche Erklärungen des Aristoteles gehörten doch gewiß eher in einen antiquarischen Brief, als in die Dramaturgie. Die

Digreßionen sind daher so oft länger als die Abhandlung der Sache selbst, und die Begierde zu sagen, was noch nicht gesagt worden, leitet der Verfasser von seinem Hauptendzweck ab. Und so ist die Dramaturgie nicht ein kritisches Register aller aufgeführten Stücke geworden, so wenig als die Litteraturbriefe ein vollständiges Gemählde unserer Litteratur: sie begleitet nicht jeden Schritt, den die Kunst des Dichters und des Schauspielers gethan hat, wie in der Ankündigung versprochen wird, sondern die Stücke sind dem Verfasser nur die Gelegenheit einmal zu sagen, was er längst auf dem Herzen hatte. Die Summa der ganzen Dramaturgie ist die ästhetische Untersuchung: Was ist die Tragödie und was sollte sie seyn? Alles andere verhält sich nur, wie Episoden zum Hauptplane. Von der Komödie wird fast gar nichts gesagt, auch nicht von jedem Stücke alles, oft nur eine Nebensache. Ist das ein wahrer allgemeiner Plan, den ein solches Journal haben sollte? Der Verfasser schrieb ja hier keine Litteraturbriefe, wo, wie Herder sagt, die Merkwürdigkeit vieler Werke beynahe blos nach dem Maas geschätzt ward, wie man dabey Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und zu Spekulation fand, wo man Stellen herausnahm, um an ihnen zum Ritter zu werden, Oerter aufsuchte, wo man seine Lieblingsgedanken ausschütten konnte. Man findet also nur zwey oder drey Plane zergliedert, Olint, Julie, Esser, Rodogune, Solimann, Merope werden ausführlich beurtheilt, hingegen von Melaniden, die doch in ihrer Art Epoche macht, vom verheiratheten Philosophen, diesem Meisterstücke des Destouches, vom Coffeehaus („wir haben unsre Frelons, heißt es bey dieser Gelegenheit, „so gut wie die Franzosen und Engländer, nur daß sie „bey uns weniger Aufsehen machen, weil uns unsre Litteratur „überhaupt gleichgültiger ist.“ Das letzte mag wahr seyn, aber das ist doch nicht zu leugnen, daß das Publikum an den jetzigen hämischen Neckereien gewisser Gelehrten mehr Antheil nimmt, als sie verdienen. Wer läse sonst die antiquarischen Briefe?) von poetischen Dorfjunker, dem Spieler, Zairen, Sidney, Zelmir, der Mutterschule wird nur im Vorbeygehn geredet. Vom Triumph der guten Frauen wird nur das Urtheil aus den

1769. Litteraturbriefen abgeschrieben, um bey der Gelegenheit den Recensenten den richtigsten deutschen Beurtheiler zu nennen. Wozu waren die Beurtheilungen der Uebersetzungen nöthig? Wozu gab sich der Verfasser mit dem einfältigen Holländer ab, der die Zaire hat verbessern wollen? Gewiß entweder um zu zeigen, daß er auch Holländisch versteht, oder um einige niedrige Spöttereyen anzubringen, die so sehr nach seinem Geschmack sind. Die Begierde gern zu behaupten, was niemand behauptet, zeigt sich an deutlichsten bey Regnards Demokrit, der gewiß auch als Farce sehr schlecht unterhält. Warum die Sitten in der stummen Schönheit mehr dänisch, als deutsch, seyn sollen, sehe ich in der That nicht ein. Cronegks Ruhm gründet sich nicht blos auf das Urtheil seiner Freunde, ob es gleich sehr falsch ist, daß man zur Eröfnung des Hamburger Theater nichts viel beßeres hätte wählen können, als Olint und Sophronia. So arm sind wir doch nicht an Originalen, daß wir nichts besseres hätten als Olint und Sophronia. Von Corneillen, wird in sehr unanständigen Ausdrücken geredet. Er heißt ein Stümper, ein witziger Kopf, ein blasser Versificateur, der Gigantische, seine Stücke unnatürlich und ein Gaukelputz für Kinder. Und wer kann folgende Stelle ertragen: „Alles dieses, seine Erfindungen, „und die historischen Materialien knätet er in einen fein „langen, fein schwer zu fassenden Roman zusammen, und „wenn er es so gut zusammen geknätet hat, als sich „nur immer Hechsel und Mehl zusammen knäten lassen, „so bringt er seinen Teig auf das Dratgerippe von Acten „und Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt rasen und „reimen — und in vier, sechs Wochen, nachdem „ihm das Reimen leichter oder saurer ankommt, ist das „Wunder fertig, es heißt ein Trauerspiel — wird „gedruckt und aufgeführt — gelesen und angesehn — „bewundert oder ausgepfiffen, beybehalten oder vergessen „— so wie es das Glück will. Denn et habent sua „fata libelli. Darf ich es wagen die Anwendung hiervon „auf den grossen Corneille zu machen. Oder brauche „ich sie noch lange zu machen? Nach dem geheim„nißvollen Schicksale, welches die Schriften so gut als die „Menschen haben, ist seine Rodogune nun länger als

„hundert Jahr, als das gröste Meisterstück des grösten „tragischen Dichters von ganz Frankreich und gelegentlich „mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine „hundertjährige Bewundrung wohl ohne Grund seyn? „Wo haben die Menschen schon lange ihre Augen, ihre „Empfindung gehabt? War es von 1643 bis 1767 allein „dem Hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken „in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor „herabzusetzen?“ Ja das soll ihm auch allein aufbehalten seyn, eine solche Sprache zu reden, die er allein bescheidene Freyheit nennen kann! Sehr gut, daß er S. 246. selbst sagt: „Ich weiß nicht, ob es viele Mühe kostet, dergleichen Erdichtungen zu machen, ich habe es nie versucht, ich möchte es auch schwerlich jemals versuchen.“ Ich glaube es selbst, daß wir von Leßingen niemals ein Trauerspiel erhalten werden, das wir einem Corneillischen entgegen setzen könnten. Henzi wenigstens wäre es nicht geworden. Ich überlasse es auch den Franzosen, ihm vorzuwerfen, daß das Kind seine Amme schlägt. Bey Gelegenheit des Solimanns weiß er nicht, worinnen das Moralische der Marmontelischen Erzählung liegt. (S. 258) Und doch ist nichts offenbarer, als daß sie zweyerley Moral lehren soll, erstlich, eine Maitresse kann oft die Grundgesetze eines Reichs umstossen, zweytens, die Lebhaftigkeit eines Frauenzimmers vermag oft mehr als ihre Schönheit. Warum die Matrone zu Ephes, wenn sie aufs Theater gebracht, eckel und gräßlich seyn soll, sehe ich nicht ein. Es ist wahr, sie scheint in der Erzählung nur eine Leichtsinnige und auf der Bühne eine Heuchlerinn. Aber wir lachen über die Heuchlerinn eben so sehr als über die Leichtsinnige. Ohne die Absicht zu haben, ihn mit Herrn Weissen zu verhetzen, kann ich mit seiner Beurtheilung der Amalia nicht zufrieden seyn. Ich finde sie ungegründet und dictatorisch. Er macht es hier gerne so, wie der französische Schriftsteller, von dem er selbst S. 146 sagt: „Er fängt mit einem „bescheidenen „Uns wäre lieber gewesen“, an, und geht zu „so allgemein verbindenden Aussprüchen fort, daß man „glauben sollte, dieses Uns sei aus dem Munde der Kritik „selbst gekommen. Der wahre Kunstrichter folgert keine „Regeln aus seinem Geschmack, sondern hat seinen Geschmack

1769. „nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache „erfordert." „In der fünften Scene des letzten Acts, „heißt es von der Amalia, möchte ich meinem Freunde „wohl rathen, einige allzukühn croquirte Pinselstriche zu „lindern." So? Sonst schilt ja immer Herr Leßing den allzufurchtsamen Pinsel der Deutschen, und wünscht ihm etwas von der Englischen Kühnheit: Worinnen bestehen aber diese kühnen Pinselstriche? Vielleicht in den zwei Zeilen: Wir sind alleine, überlassen Sie sich der Zärtlichkeit eines feurigen Liebhabers?*) „Ich weiß nicht, „fährt er fort, was in der Welt geschieht, ob man wirklich „mit dem Frauenzimmer mannigmal in diesem zudringlichen „Tone spricht." Sehr zudringlich finde ich den Ton nicht, und die, deren Rolle hier Amalia spielt, sprechen gewiß zudringlicher. In Komödien ist er auch nicht selten und es fällt mir gleich Philint in dem Triumph der guten Frauen ein. „Ich will nicht untersuchen, wie weit es „mit der weiblichen Bescheidenheit bestehen könne, gewisse „Dinge, obschon unter der Verkleidung so zu brusquiren." So muste dann auch die ganze Verkleidung der weiblichen Bescheidenheit zuwider seyn! Aber nenne es Unbescheidenheit, so ist es doch Unbescheidenheit, die mit so edlen Gesinnungen in Amalien vereinigt den interessantesten Charakter, die interessantesten Scenen hervorbringt. „Ich will die „Vermuthung ungeäussert lassen, daß es vielleicht gar nicht „einmal die rechte Art sey eine Madame Freemann in die „Enge zu treiben." Warum nicht? Madam Freemann, so tugendhaft sie auch sonst ist, wird doch von einer rasenden Leidenschaft zum Spiel beherrscht. So lange sie noch Geld hat, sagt Amalia, merke ich, daß sie noch tugendhaft genug ist der Versuchung zu widerstehen, als aber ihre Bedürfnisse aufs höchste gestiegen sind, da ist erst die wahre Probe der Tugend. Die Freemann ist der grossen Welt noch zu gewohnt, als daß ihr der Mangel erträglich seyn könnte, ja ihre Tugend wankt einmal schon so sehr, daß sie sich entschließt Geld von Manley anzunehmen. „Daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner „anlegen können" aber auch alsdenn weniger dringend und weniger gefährlich, „daß man über einen schnellen Strom „nicht in gerader Linie schwimmen zu wollen verlangen

„müsse", (aber wo man den geraden Weg gehen kann, wozu ist da der Umschweif nöthig? Und diesen geraden Weg zeigen der Amalia nicht allein der Freemann Character, sondern auch ihre Umstände.) „Ich will blos bekennen, „daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, „eine dergleichen Scene zu bearbeiten." O Sie scherzen, Herr Leßing! Wozu sollten Sie nicht Herz haben? Ich erinnere mich eine gewisse Erzählung der Eremit gelesen zu haben. „Ich würde mich vor der einen Klippe, „zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben so sehr gefürchtet „haben, als vor der andern, allzuviele zu verrathen." Wenigstens zur Bearbeitung jener Scene hatte der Dichter eben keine Erfahrung nöthig, er brauchte nur einige Lectur. Und welche Beschuldigung kann gehässiger seyn, als der Schluß aus den Schriften eines Dichters auf seine Erfahrung? Was mußte Herr Leßing denn nicht erfahren haben? „Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonschen Fähigkeit bewußt gewesen wäre, mich „zwischen beyden Klippen durchzustehlen", (so ist Amalia gar schlüpfrig?) „so weiß ich doch nicht, ob ich nicht „viel lieber einen ganz anderen Weg eingeschlagen wäre." Er schlägt hierauf vor, daß Amalia lieber den ernsthaften Liebhaber als den Galan spielen sollte. (Wie kann ihn aber Amalia spielen, da sie die gute Seite von Sophien noch gar nicht kennt. Sie weiß nicht, ob er sie, oder sie ihn verführt hat. Sie will es erst durch die Probe erfahren, ob Sophie seiner Liebe würdig ist. Sie weiß zwar, daß sie noch nicht Eheleute sind, aber sie darf es sich noch nicht merken lassen. Und kann sie nicht vermuthen, daß bey einer Frau, die der grossen Welt so gewohnt ist, der Stutzer mehr ausrichten wird, als der ernsthafte Liebhaber? Auch weiß ich nicht, welches Verbrechen bey der Freemann grösser wäre, ihren Geliebten ewig, als ihn einen Augenblick zu vergessen. Sie würde sich allemal noch mehr bedacht haben, wenn ihr Manley das Dilemma vorgelegt hätte: Entweder heirathen Sie mich oder sie kriegen kein Geld. Denn der Mangel des Geldes ist es allein, der ihre Treue wankend macht. Amalia hat zwar schon bemerkt, daß Sophie kein unedles Herz hat, aber sie weiß auch, wie tief auch das edelste Herz fallen kann,

1769. wenn es die Leidenschaften beherrschen, von denen Sophie beherrscht wird. Sie kennt den Fortgang der Tugend und des Lasters: eine kleine Nachläßigkeit, ein kleiner Schritt näher, und man nähert sich seinem Abgrund. Ja, Sophie gesteht es selbst, daß sie den Freemann eben so sehr verführt habe, als sie von ihm verführt worden. Act II. Sc. II.) Herr Leßing kann endlich nicht errathen, was Amalia nun weiter thun könnte, wenn sie unglücklicher Weise in ihrer Verführung glücklich gewesen wäre. Das kann er nicht errathen? Gleich im ersten Auftritt heißt es: „So will ich ihr die Maske abziehen, ihren Mann von „seiner Ungerechtigkeit gegen mich überzeugen, ihn von ihr „losmachen und in Freyheit setzen, ihm die Rückkehr zur „Tugend bahnen: empfindet er eine wahre Reue, bin ich „im Stande seine vorige Liebe gegen mich aufzuwecken, „je nun — — Aber ich muß meiner Sache gewiß seyn." Und im dritten Auftritt des vierten Acts: „Wann Sophie „ungetreu ist und Freemann mich noch liebt, dann ist die „Liebe kein Verbrechen mehr, und doch will ich sie so „glücklich machen, als sie es ohne Freemann werden kann". Was kann deutlicher seyn? Andre Sachen, die sich vielleicht mit mehrern Rechte tadeln ließen z. E. der Character des Herart, sind mit Stillschweigen übergangen. Was soll ich aber zu der Nachsicht gegen die Farce eines gewissen Versemanns sagen, von dem Derwin zu Lissuart sagt: „Ihr wißt, was euch der Zauberer Melissus geweissagt „hat. Ihr wißt, daß er alle unsre Abendtheuer in einem „grossen Buche aufgezeichnet, daß nach Verlauf von vielen „hundert Jahren dieses Buch von einem Versemann wird „gefunden werden, der aus dieser unsrer Begebenheit „von der verlornen Prinzeßinn und der Frage eine „Komödie machen wird, daß ein andrer Versemann diese „Komödie öffentlich verachten, und zu gleicher Zeit ausschreiben, und der Welt als seine Arbeit vorlegen wird. „Nun sagt mir einmal ums Himmelswillen, was sollen die „Zuschauer von euch urtheilen, wenn sie anstatt euch von „ritterlichen Thaten, von Niedermetzeln, Hauen, und Stechen „reden zu hören, nichts als Ach und O und O und Ach, „immer wiederholte Klagen aus eurem Munde vernehmen." Ja und noch mehr, wenn der gute Derwin sich in den

Pedrillo muß verwandeln lassen, damit auch Don Sylvio bestohlen werden kann? Daß auch grosse Kunstrichter sich in ihren Urtheilen nicht gleich bleiben, erweise ich aus dem Urtheile über Duschen. Hier heißt er ein Dichter, der es mehr als irgend ein andrer versteht, tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernste die gefällige Mine des Scherzes zu geben, hier heißt er der Deutschen Dryden, der mehr als alle unsre Dichter so gut wie der Engelländer, Moral und Kritik mit attischem Salze zu würzen versteht. Dies schreibt Duschens Recensent in den Litteraturbriefen, zu den sich Herr Lessing in der allgemeinen Bibliothek hat bekennen lassen, so sehr er es ehemals in der Vorrede zu den Fabeln leugnete. Herr Leßing hat einigemal Gelegenheit gehabt, von seinen eigenen Werken zu reden: wir wollen hören, wie. An seinem Schatz bemerkt er es, als eine Besondernheit, daß keine Frauenzimmer darinnen vorkommen. Die Schönheiten des Schatzes ersetzen diesen Mangel; aber das glaube ich nicht, daß sich in dieses Stück keine andre, als frostige Liebhaberinn einflechten liesse, wenigstens ist es die beim Destouches nicht. Die übrigens richtige Anmerkung: „Wir sind zu sehr an die Untermengung beyder „Geschlechter gewöhnt, als daß wir bey gänzlicher Ver„missung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden „sollten" hätte der Verfasser der Schule der Jünglinge beherzigen sollen. Mit den Verkürzungen der Sara ist er sehr unzufrieden, da doch verschiedene nicht blos der Länge des Stücks wegen geschehen, z. E. die Weglassung einiger Crebillonschen Reden der Marwood. Aber er will lieber seine Fehler behalten, als sich der Mühe der Umarbeitung unterziehn, und sagt mit Voltairen: „Man kann nicht „immer ausführen, was uns unsere Freunde rathen". (Wie wenn ihm seine Freunde auf seinen Rath eben das antworteten?) „Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem „bucklichten, den man von seinen Buckel heilen wollte, „müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklicht, „aber es befindet sich sonsten ganz gut." Man könnte eine sehr boshafte Auslegung davon machen, daß er mit dem Titel des beschämten Freygeistes, der seinem Lustspiele in Hamburg zum Unterscheid von Brawens Trauer-

1769.

1769. spiel gegeben wird, deswegen nicht zufrieden ist, weil der nicht beschämt würde, der sich besserte. Wodurch wird sein Freigeist anders als durch die Beschämung gebessert? Die beste Seite der Dramaturgie sind die allgemeinen Abhandlungen, die gelegentlich eingestreut werden z. E. von der Kunst, Sentenzen zu recitiren, von der Empfindung des Acteurs und von seinem Feuer, die Vertheidigung des Harlekins, von den Symphonien zu den Trauerspielen, von den Titeln der Komödien, der Einheit der Handlung und von der Ueberraschung, sowie die Bemerkungen über die dramatische Kunst der Alten. Welch ein kleines Verbrechen die Beleidigung der historischen Wahrheit sey, wird sehr oft eingeschärft. Vielleicht glaubt man, niemand sey ängstlicher in diesem Punkt als die Franzosen. Folgende Stelle des Racine in seiner Vorrede zur Andromacha ist merkwürdig: „Il est vrai que j'ai été obligé de faire vivre Astyanax un peu plus qu'il n'a vecu. Mais j'écris dans un pays où cette liberté ne pauvoit être mal reçue. Car, sans parler de Ronsard qui a choisi ce même Astyanax pour le Héros de sa Franciade, qui ne scait que l'on fait descendre nos anciens Rois de ce fils d'Hector, et que nos vieilles chroniques sauvent la vie à ce jeune prince, après la désolation de son pays pour en faire le fondateur de notre monarchie? Combien Euripide a-t-il été plus hardi dans sa tragédie d'Helène? Je ne crois pas que j'eusse besoin de cet exemple pour justifier le peu de liberté que j'ai prise. Car il y a bien de la difference entre détruire le principal fondement d'une fable et en altérer quelques incidents, qui changent presque de face dans toutes les mains qui la traitent. Ainsi Sophocle fait mourir Jocaste, aussitôt après la reconnaissance d'Oedipe tout au contraire d'Euripide qui la fait vivre jusqu'au combat et à la mort de ses deux fils. Et c'est à propos de quelque propriété de cette nature, qu'un ancien commentateur de Sophocle remarque fort bien: „Qu'il ne faut point s'amuser à „chicaner les poètes pour quelques changements qu'ils „ont pu faire dans la fable; mais qu'il faut s'attacher „à considérer l'excellent usage qu'ils sont fait de ces „changements, et la manière ingenieuse dont ils ont

su accommoder la fable à leur suite.“ Vom christlichen Trauerspiele wird sehr viel gutes angemerkt, nur darinnen hat er mich nicht überzeugt, daß der Christ als Christ keine Theilnehmung erregen kann. Eine Critik der Schauspieler, die der nützlichste Theil seines Buches seyn würde, weil wir in der Schauspielkunst fast noch weiter zurück sind als im Drama selbst, findet man zwar in gleichem Grade mit der Kritik der Autoren versprochen aber nicht geleistet. Anfangs wird noch etwas zu ihrer Belehrung gesagt, endlich aber gar von ihnen geschwiegen. Einige haben dies Furchtsamkeit genannt, aber wie wäre die bey einem Leßing zu vermuthen? Einige haben ihn einer Partheylichkeit sowohl im Tadel z. E. S. 26 als im Lobe z. E. bey der sonoren Stimme der Madam Löwen, oder bey der Erhebung der Mademoisell Felbrich beschuldigen wollen. Alles dies sammt den geheimen Ursachen, die davon angegeben werden, will ich ununtersucht lassen. Aber was wird unsern Acteurs alle die Philosophie nutzen, die bey der Gelegenheit verschwendet wird? Wenn sie von dem Schneidenden und Runden der Stimme, von der transitorischen Malerey, von der symbolischen und anschauenden Recitation, von den individualisirenden, und generalisirenden Gestibus von Wellenlinien, Mouvements und Chironomie hören, so werden sie mehr zurückbeben als sich daraus bessern. Den Zuschauern ist nur hier und da, und sonst nirgends mit besondrer Beziehung auf Hamburg die Wahrheit gesagt. Neue Aussichten zu theatralischen Erfindungen sind nirgends gezeigt. Das zufällige der Aufführung, Decoration u. s. w. wird ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Schönheiten der Lessingischen Schreibart sind bekannt. Von den schimmernden Antithesen, von manchen blos witzigen Wendungen, von kleinen Nachläßigkeiten, von allzuniedrigen Ausdrücken z. E. halbschierig, aufmutzen, unter die Nase sagen, mein lieber Johann Ballhorn, ohne Salz und Schmalz, Saalbader u. s. f. von einigen Neologismen z. E. Varietäten, Legislation, imponirend, simplificiren, motiviren, luxuriren rc. von einigen Anspielungen z. E. S. 138. Marivaux ist ein wahrer Kallipides in seiner Kunst, sage ich nichts: er möchte mich sonst auf seine eigene Worte S. 265 verweisen: „Dem

1769.

1769. „Genie ist es vergönnt, tausend Dinge zu übersehn, die „jeder Schulknabe bemerkt, es verstößt bald aus Sicher„heit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so „oft, so gröblich, daß wir andre gute Leute uns nicht „genug darüber verwundern können, wir stehen und staunen „und schlagen die Hände zusammen und rufen: aber wie „hat ein so grosser Mann nicht wissen können! — wie ist „es möglich, daß ihm nicht beyfiel! — überlegte er denn „nicht? O laßt uns ja schweigen, wir glauben ihn zu „demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächer„lich, alles, was wir besser wissen, als er, beweiset blos, „daß wir fleißiger zur Schule gegangen als er, und das „hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne „Dummköpfe bleiben wollten!" Eins muß ich noch bemerken. Ich weiß nicht, wer nur neulich sagte, Leßing sey der gröste Feind von den Entdeckungen der Autoren bey Schriften, wo sie sich nicht selbst genannt haben. Aber Er nennt in der Dramaturgie nicht nur Weissen, sondern auch Hippeln. — Ich würde den zweyten Band anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler (ich weiß nicht, ob Herr Nicolai darunter begriffen ist) dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschliessen könnte. Stl.

*) Die IV. Scene des IV. Acts ist ungleich kühner.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 9. Stück, pag. 41—60.

Litterarische Briefe an das Publicum. Erstes Paquet. Altenburg in der Richterischen Buchhandlung. 1769. 14. Bog. 8.

Unrecht würde man dem Verfasser thun, wenn man seine Briefe als eine Streitschrift, als eine blosse Beylage zu den Antiquarischen Briefen und Kritischen Wäldern ansehen wollte. Allerdings scheint sie durch diese Bücher veranlaßt worden zu seyn. Vielleicht hätte der Verf. sie nicht geschrieben, wenn jene nicht erschienen

wären. Allein auch nur die blosse Veranlassung sehe ich. 1769.
Weiter nichts. Hingegen blickt überall eine edlere Absicht, ein grösserer und reinerer Eifer, den Leser zu unterrichten und zu belehren, hervor als man bey einem polemischen Autor zu finden pflegt.

— Eilfter bis vierzehnter Brief. — Urtheil über Herrn Leßingen als Kunstverständigen: wohl verstanden, nicht über ihn als Dramaturgisten, als den Verfasser eines lustigen Nachspiels zur Hamburgischen Dramaturgie, als Mitarbeiter an den Litteraturbriefen, sondern als den Verf. des Laokoons und der Antiquarischen Briefe. Hier ist des Verf. Urtheil von ihm. Mit furchtsamer Hand (denn ich besorge, daß Er im Zorne auch mich armen Copisten es möge entgelten lassen) schreibe ich es ab: „Aufrichtig zu reden, so hat Herr Leßing sich als „Humanist, als Philolog und Kritiker beständig nur in „Kleinigkeiten gezeigt" (als wenn nicht die Antiquarischen Briefe fast ein Alphabeth stark wären!) „und in „Kleinigkeiten zeigt sich das grosse Genie nicht gern, „wenigstens nicht allein. Hier und da eine Stelle aus „den alten Autoren erklärt, dort einige Zusätze zu Jöchers „Lexicon, da einige Verbesserungen in einzelnen Aus„drücken beym Uebersetzer des Horaz, dort einige Brocken der „Kritik — ich will nichts weiter sagen, du möchtest mir „eine kleine Bosheit Schuld geben — aber bedenke nur „die kritischen Schriften des H. Leßing und siehe, ob er „sich mit dem Ganzen einer Wissenschaft, eines Autors, „einer Sache abgegeben habe. Der Grundsatz seines „Laokoons war längst so gar den jüngsten Mahlern be„kannt." War er aber auch mit einem so gelehrten Gesichte vorgetragen worden? — Der Verf. unternimmt es, drey streitige Puncte, die in den Antiquarischen Briefen abgehandelt sind, zu untersuchen. 1. Von der Perspetiv. — 2. Die homerische Nachahmung. — 3. Die Abbildung der Furien. — Zuletzt noch eine Hand voll zerstreute Anmerkungen über Herrn Leßings antiquarische Briefe! „Der Nahme belohnt schon die Mühe — mir, über einen „solchen Mann dein Urtheil dir zu erleichtern: dir, über „einen solchen Mann — dein Urtheil immer mehr zu be„richtigen!" Angenehm möchte dies Geschenke Herrn Leßing

1769. wohl nicht seyn. Der Verf. ist gar zu ernsthaft und statt comischer Possen geht er auf den Grund der Sachen. Allerdings aber hat auch Herr Leßing Sachen behauptet, die ihm, als einem so grossen Antiquarius nicht geziemen: z. E. die Dactyliothecae der Alten hätte nicht geschnittene, sondern bloß polirte Edelsteine enthalten, dem Maecen lege man fälschlich eine Neigung zu Edelsteinen bey u. s. w. Auch ist der Verf. ich möchte bald sagen, so unhöflich, oder, ich will mich lieber anders ausdrucken, gegen das Lob der Allgemeinen Bibliothek so gleichgültig, daß er Herrn Nikolais Freunde Verdrehungen fremder Meinungen und Unwahrheiten schuld giebt, er zieht endlich aus diesem allen den Schluß: „Herr Leßings Character in dem Streite mit „Herr Klotzen ist nicht mehr und nicht weniger, als — „Sophisterey."

Re.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 11. Stück, pag. 443 zc.

Anmerkungen über Herrn Leßings Laokoon, nebst einigen Nachrichten, die deutsche Litteratur betreffend, von Christoph Gottlieb von Murr. Erlangen, bey Wolfg. Walther, 1769. 88 Seit. 8.

Herr von Murr redet mit Hr. Leßingen ernsthaft und ohne Zurückhaltung. Den süssen Complimentirton, das Aergerniß des Antiquarius, habe ich nirgends bemerkt. „Wie würde es, fragt er ohne Umschweiffe, mit den alten Schriftstellern aussehen wenn man sie, wie Herr Leßing, verbessern wollte?" und rettet eine Stelle des Plinius. Ganz trocken sagt er Hr. Leßingen, daß er den Grundsatz von der Schönheit, als dem höchsten Gesetz der bildenden Künste, Winkelmannen abgeborgt habe: daß er sich selbst widerspreche, daß es falsch sey; die Ursache der geringen Vollkommenheit der Römischen Tragödien von Gladiatorischen Spielen herzuleiten, daß die Leßingischen Behauptungen vom Laokoon keinen Grund haben, daß Leßing den Borghesischen Fechter mit einer andern Statue verwechselt und jener nimmermehr den Chabrias vor-

stellen könne, daß er in seiner Kritik über des Grafen Caylus Gemälde grössere Bekanntschaft mit der Dichtkunst als mit der Malerey zeige: daß er es Banier nachgeschrieben, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, und sich in dieser Behauptung geirrt habe. Dieses sind ohngefehr die Anmerkungen, die H. v. M. dem Verf. des Laokoon vorlegt, ohne an das genus irritabile vatum zu denken. Die Zeit wird es lehren, mit welcher Mine Hr. Leßing diese Einwürffe beantworten werde. —

— Die dritte Abtheilung betrift die berühmten Verfasser der Allgemeinen Bibliothek. Ich getraue es mir nicht, (denn wer sollte sich nicht für den Rath der Vierzigen fürchten?) den Leser von den gefällten Urtheilen selbst zu benachrichtigen. Ich will daher nur den Anfang abschreiben: „Es giebt in Engelland eine Strafe für die „politischen Schmierer, nähmlich daß man ihnen eine ganz „Stunde lang ihren Kopf zwischen einen gespaltenen Brette „befestiget. Diese Cur wird für die Krankheit der politischen „Schmiererey und Lästerung gebrauchet, wenn sie in ihrer „grösten Stärke erscheinet. Sollte man denn nicht auch „für die periodischen Lästerer Strafen erfinden können, „welche der „Pilory" ähnlich sind, wenn sich sogar Buch„händler unterstehen, unbillige Urtheile über Bücher „anderer zu fällen, ihren Verlag zu beneiden und hämisch „zu verkleinern? Der Character der Nikolaischen „Litteraturbriefe und der Allgemeinen Deutschen „Bibliothek ist Nasenweisheit, Grobheit und Par„theylichkeit." E.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 11. Stück, pag. 540—541.

1769. **Karl Gottholds Leßings zwey Lustspiele: Der Wildfang, eine Komödie in fünf Aufzügen, ohne Harlekin ein Possenspiel, in einem Aufzuge. Berlin 1769. Bey Decker und Winter.**

Der Lotteriespieler, oder die fünf glücklichen Nummern. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Berlin bey Voß. 1769. (von eben demselben).

Der stumme Plauderer, eine Komödie, in drey Aufzügen. Berlin bey Winter. 1768. (von eben demselben.)

Der Name Leßing wird wohl schon manches Exemplar dieser Lustspiele verkauft, und manchen Käufer hintergangen haben. Beide Brüder schreiben zwar Zeitungen und Komödien, dennoch kann zwischen Peter und Thomas Korneillen kein größerer Abstand seyn, als zwischen Karl und Ephraim Leßing. Unter niemand entsteht der Wetteifer leichter, als unter Brüdern, aber nichts kann auch dem jüngern nachtheiliger seyn, als sich der Vergleichung mit dem ältern auszusetzen. Wo daher das Genie ein Familiengut ist, das in gleiche Theile geht, da hat immer ein jeder auf eine andre Art mit seinem Pfunde zu wuchern gesucht. So hat auch unter den Schlegeln sich der eine das Theater, der andere Kritik, Fabel, und geistlich Poesie, der dritte die Geschichte gewählt. Gewissermassen hat es der jüngere Leßing auch so gemacht, er überläßt dem ältern Bruder das feinere Komische, und behält sich nur das niedrige vor, er läßt seinen ältern Bruder Kollmann seyn, und er sucht Farghar zu werden, er läßt ihn, würde man in Frankreich sagen, bei dem Theatre François, und widmet sich dem Theatre Italien. Seines Bruders Lustspiele kann man nicht satt lesen und nicht satt sehen, die seinigen lassen sich etwa dreymal sehn und einmal lesen. — Stl.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 12. Stück, pag. 679—680.

Hamburgische Dramaturgie. Zweyter Theil. 1769. 1769.

Leider ist dieser zweyte Theil auch der letzte, und wir sehn in so kurzer Zeit ein Werk geendigt, daß wir auch noch nach vielen Jahren nur mit Betrübniß sich schliessen gesehen hätten. Wir haben schon eine Menge Kopien davon, aber alle zusammengenommen entschädigen uns für das Ende dieser originellen Schrift nicht. Originelle Werke sind unter uns höchst selten, vornemlich aber die Bühne. Ohnerachtet die Veranlassung dieser Blätter aufgehört hat, so wünschte ich doch zur Ehre unsrer Nation, daß sie noch lange fortgesetzt würden, weil sie uns über unsre Nachbarn in der theatralischen Kritik einen eben so grossen Vorzug geben, als wir ihnen noch in den Schauspielen selbst weichen müssen. Die Fortsetzung wäre desto leichter, da sie, (denn ihr Verfasser liebt in allem die Ungebundenheit nur gar zu sehr) sehr wenig an die Veranlassung selbst gebunden, und fast gar nicht zum practischen Nutzen bestimmt sind. Sie sind kein System einer Theaterphilosophie, aber schätzbare Fragmente davon, oft mühsame Determinationen von Kleinigkeiten, oft grübelnde Zweifel, aber meistens abstracte Betrachtungen über das Wesen des Trauerspiel, voll von durchdringendem Scharfsinn. Der Verfasser macht sich lieber der Neuerungssucht verdächtig, als daß er andrer Fußtapfen folgte, und nicht ein Selbstdenker wäre. Die Form eines Wochenblatts ist seiner Neigung bequem, in dem unermeßlichen Felde der Untersuchung herumzuschweifen, und bald da, bald dort Saamen neuer Kenntnisse auszustreuen. Mannigfaltig genug für die Leser, die ihm ohne Schwindel in allen seinen Krümmungen folgen können! Seine vielfachen Talente verleiten ihn eine vielfache Person zu spielen. Nicht genug, daß er die Aesthetik mit dramatischen Untersuchungen bereichert, und nicht allein uns, sondern auch unsern Nachbarn kritische Fesseln schmiedet, nicht genug, daß er die Neuern demüthiget, er wird auch dramatischer Antiquar, und zeigt, daß noch niemand den Aristoteles verstanden, und daß er ihn allein verstehe. Die Dramaturgie ist halb Aesthetik, und halb Kommentar über den Aristoteles, halb Gesetzgebung, und halb Gelehrsamkeit. Ich glaube, daß in der Dramaturgie ungleich mehr Philosophie und Gelehrsamkeit herrscht, als selbst im

1769. Laokoon, und ich würde sie deswegen auch doppelt hochschätzen, wenn sich hier nicht auch sophistische Spitzfindigkeit, Liebe zum Sonderbaren, gebieterischer Stolz und übermüthiger Eigendünkel mit einmischten. — Stl.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 13. Stück, pag. 151—152.

Kleinigkeiten von G. E. Leßing. Vierte Auflage. Studtgardt bey Metzler. 1769. 100 S. 8.

Mich wundert sehr, daß Herr Leßing noch nicht Herr Metzlern eben so den Krieg angekündigt hat als Dodsley und Kompagnie. Herr Metzler hätte bedenken sollen, daß Herr Leßings Haß ein Junonischer Haß; und seine Rachsucht unversöhnlich sey. Die Kleinigkeiten enthalten selbst, so wie sie Leßings kleinen Schriften einverleibt sind, noch manches, daß der Dichter, (ich bitte um Verzeihung, daß ich ihn noch so nenne, da er es selbst verbeten hat) um seines eignen Ruhms willen unterdrückt haben würde. Herr Metzler aber hat sogar aus der ersten Edition alle verworfne Stücke wieder hervor gesucht. Vielleicht ist der ganze Bewegungsgrund dieses Nachdrucks gewesen, weil Herr Metzler vermuthet, der Antiquar sehe auf die Spiele seiner Jugend so verächtlich als auf einige neuere Sänger der Freude herab, und wolle sich lieber zanken, als an die Verbesserung seiner Liederchen denken. Vgh.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1769, 14. Stück, pag. 346—347.



1770.

Berlin.

Daselbst ist im vorigen Jahre 1769. bey Chr. Fr. Voß unter der Aufschrift: wie die Alten den Tod gebildet: eine Untersuchung von **Gotthold Ephraim Lessing** herausgekommen. Sie beträgt 87. Seiten in klein 4. Eine Schrift, worunter Herr Lessing seinen Nahmen schreibt, überhebt den Recensenten der Mühe, noch mehr zu ihrer Empfehlung zu sagen. In der Vorrede vertheidiget der Hr. Verf. den Nutzen der Streitschriften, und erinnert das Publikum, welches, wie er sagt, zu vergessen scheine, daß es die Aufklärung so mancher wichtiger Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken habe, an die Nothwendigkeit, über Wahrheiten, worüber man einig werden wolle, erst uneinig zu seyn. Wir pflichten dieser Erinnerung gern bey, und noch mehr, wir haben die gegenwärtige Untersuchung, als einen neuen Beweiß ihrer Güte gefunden. Ob aber der ungesittete Ton, der in so vielen neuern Streitschriften, die man dem jetzigen Publiko aufdringt, der Herrschende ist, zur Aufklärung dunkler Wahrheiten eben so nothwendig sey, daran wird Herr Lessing eben so sehr mit uns zweifeln, als wir mit ihm über den Nutzen der Streitschriften überhaupt einig sind. Die Untersuchung besteht aus zween Theilen. 1770.

(Folgt Auszug.)

Wir sind überzeugt, daß die Anzeige ungeachtet ihrer Kürze, wißbegierige Alterthumsforscher aufmerksam genug

1770. machen wird, das Buch selbst zu lesen. Wer übrigens mit Lessings Art zu schreiben, und zu beweisen, bekannt ist, dem brauchen wir nicht erst zu sagen, wie einnehmend die eine, und wie scharfsinnig die andere sey.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1770, 12. Februar.

„**Allgemeine deutsche Bibliothek.** 12ten Bandes 1stes „und 2tes Stück. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1770.“

— Dürften wir Herrn Nicolai einen freundschaftlichen Rath geben, so bäten wir, ins künftige lieber alle Kupfer wegzulassen, als uns vor jedem Bande mit einer Mißgeburt, wie der unglückliche Leßing abermals da steht, auf vier Wochen allen Geschmack an Kupferstichen zu verleiten. Erfordern es Handlungsvortheile, so bedauern wir den armen Schriftsteller, der sein Gesicht dazu hergeben muß; ist es aber ein kleiner Eigensinn des Verlegers, um auf seinem gegebenen Worte zu bestehen — so muß er entweder ihm den Willen brechen, oder wahrlich einen bessern Künstler zur Ausführung wählen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1770, 14. Julii.

Wolfenbüttel.

Herr Leßing, der als Bibliothekär der Wolfenbüttelischen Bibliotheck bestellt worden, arbeitet ietzo an einem Catalogus der ihm anvertrauten und sehr zahlreichen Bibliotheck.

Erlangische Gelehrte Anmerkungen und Nachrichten, Erlangen, 1770, 16. October.

Braunschweig.

1770.

Im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses ist herausgekommen: **Berengarius Turonensis; oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt gewesen, von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst.** 1 Alph. 2 B. in Quart. Die Bereicherung und Verbesserung einer in der Kirchenhistorie allezeit mit Aufmerksamkeit betrachteten Begebenheit, welche durch diese kleine Schrift entstehet, ist in den Augen des Recensenten so wichtig und auch vor die dogmatische und polemische Theologie so lehrreich, daß er es vor seine Pflicht hält, eine etwas ausführlichere Nachricht zu ertheilen, und zwar nicht eben in Absicht auf Kenner dieser Wissenschaften, da wol von diesen keiner das Buch nicht selbst lesen wird, sondern vornehmlich vor solche, die eben keinen besondern Beruf haben, sich um die Religionsstreitigkeiten der mitlern Jahrhunderte zu bekümmern, und doch von der wahren Beschaffenheit einer neuen und glücklichen Entdeckung unterrichtet zu seyn wünschen. Es wird nur als bekannt vorausgesetzt, daß im eilften Jahrhundert ein Chorherr zu Tours, Berengarius, wegen seiner Lehre vom heiligen Abendmal mit Eifer verkezert worden, und sehr unangenehme Schicksaale erfahren müssen: daß wir zwar sehr wol wissen, was er nicht gelehret, indem seine Gegner die Brodverwandelungslehre nicht allein gegen ihn vertheidiget, sondern auch es dahin gebracht, daß sie damals zuerst in der römischen Kirche eine öfentliche Bestätigung erhalten: hingegen bishero das, was er gelehret, noch dunkel und ungewis gewesen, da ihn einige vor einen Bekenner des lutherischen, andere, des reformirten Lehrbegrifs gehalten: und daß die Reihe von Begebenheiten, welche durch den gegen Berengarium erhobnen öfentlichen Widerspruch veranlasset worden, ebenfalls noch manchem Zweifel und kritischen Streitigkeiten unterworfen gewesen. Eine und die wahre Ursach dieser Lage, in welcher Berengarii ganze Geschichte bishero sich befunden, ist darinnen zu suchen, daß wir keine andere Quelle derselben brauchen können, ja gehabt

1770. haben, als welche uns seine Gegner, besonders Lanfrancus hinterlassen: von Berengario hatten wir sehr wenig, und zur Entscheidung der Hauptfragen eigentlich gar nichts. Die Geschichtschreiber der römischen Kirche verlangten wahrscheinlich nicht mehr zu wißen, und bemüheten sich nur den nicht überall zusammenhängenden Erzehlungen der Zeugen einen Zusammenhang, und den Begebenheiten eine Verbindung zu schenken, in welcher sie den Beweis einer Nebensache suchten, die ihnen aus andern Ursachen wichtig war, nemlich, daß Berengarius zulezt seinen angeblichen Irtum aufrichtig verlaßen, und als ein rechtgläubiges Glied ihrer Kirche gestorben. Unsere protestantischen Schriftsteller liessen sich oft von jenen verführen: sie begnügten sich nur aus dieser Historie Folgerungen wider die Brodverwandelungslehre zu ziehen: die Reformirten suchten am meisten zu behaupten, daß Berengarius mit ihnen übereingestimmet, und unsere Lehrer schienen großentheils ihnen beyzupflichten, und den Mann desto weniger zu achten. Zum Glük beschäftigte sich Hr. L. bey dem Anfang seines neuen Amtes recht pflichtmäßig mit der Käntnis der Handschriften, von denen die seiner Aufsicht anvertrauete Bibliothek einen so reichen Vorrath besizt: zum Glük hatte ihn die von uns neulich angezeigte Ausgabe des adelmannischen Briefes wider Berengarium durch Hrn. Schmid zu Braunschweig, auf diesen Mann und seine Abendmalslehre aufmerksam gemacht, und zum grösten Glük fiel ihm eine Handschrift in die Hände, die von diesen Streitigkeiten handelte. Da die vorhandne Nachrichten davon nichts weiter sagten, als daß der geschriebene Band die Lehren vom Abendmal und der Brodverwandelung betreffe, so untersuchte er die Sache genauer, eine an sich schon rühmliche Bemühung, die aber sich durch ihren glüklichen Erfolg ausserordentlich belohnete. Er fand, daß das ganze Buch Berengarii Arbeit selbst sey und eine Anwort auf Lanfranci gegen ihn geschriebenes bekanntes Werk enthalte. Freilich ist es sonderbar, daß nach Hr. L. eigner Untersuchung sich weder ein historisches Zeugnis, daß Berengarius eine solche Widerlegung des Lanfranci hinterlassen, noch eine Nachricht von einer solchen Handschrift in andern Bibliotheken gefunden, obgleich sehr zu wünschen, daß von der oxfordischen, von welcher Oudin

redet, mehreres uns bekannt wäre, da es gar zu wahrscheinlich ist, daß sie der wolfenbüttelischen sehr ähnlich sey. Unterdeßen ist doch des Hrn. L. Meinung, daß diese Handschrift wirklich Berengarii Antwort an Lanfrancum sey, nicht Muthmaßung, sondern durch eines jeden Augenschein, wenn wir auch nur nach den mitgetheilten Auszügen urtheilen, historisch gewis. Wenn man nun eine solche entdekte Schrift eines verkezerten Lehrers, von welchem man bishero zu seiner Vertheidigung nichts hören können, nur als Streitschrift betrachten wolte, so würde schon die Entdekung und Bekantmachung derselben vor die Historie ein schäzbar Geschenk bleiben, schäzbarer, als eine Menge von andern ungedrukten Schriften den mittlern Zeiten, mit denen ganze Samlungen angefüllet worden; allein diese Schrift des B. ist noch wichtiger. Weil Lanfrancus in seiner Schrift sehr viele Begebenheiten erzehlet, welche die Geschichte seines Gegners betreffen, (wie er denn eben deswegen bishero nicht allein die vornehmste Quelle unserer Käntnis von dieser Streitigkeit gewesen, sondern auch, weil man den andern Theil nicht hören können, auf guten Glauben einen allgemeinen Beifall der neuern Geschichtschreiber erhalten hat): so hat B. nothwendig in seiner Antwort auch auf diese Begebenheiten sehen und seine Ehre gegen die dieser nachtheiligen Vorstellungen derselben, die sein Gegner giebt, vertheidigen müßen. Nicht blos Verschiedenheit, sondern wahrer Widerspruch der zweifachen Erzehlungen gegen einander, und das in einer ansehnlichen Menge: die ganz neue Gestalt, welche Berengarii Historie in ihrem ganzen Umfang durch deßen eigne Nachrichten erhält, das giebt der entdekten Handschrift einen neuen und unschäzbaren Wehrt. Und hier müssen wir nicht ohne eine Art von Bewunderung von Hrn. Leßings Fleiß und rühmlicher Sorgfalt, uns von der Schrift des B. und ihren Wehrt zu unterrichten, reden. Ein Mann, dessen Gelehrsamkeit durch andere Arbeiten zwar bekannt genug ist, aber nach eben diesen zu urtheilen, mit mühsamen Untersuchungen der Kezergeschichte, noch dazu der Kezergeschichte der mitleren Zeiten, in keiner Verbindung stehet, vielmehr einen andern Kenner der Werke der Kunst, des feinen Geschmaks, der ältern Litteratur davon ab-

1770. schreken würde: ein solcher Mann läßet sich blos durch Hofnung, neue Wahrheiten zu entdeken, reizen, die Geschichte eines Kezers auf das sorgfältigste zu untersuchen: die schon gebrauchte mit der neugefundenen Quelle zu vergleichen: nach beyden die Vorstellungen in den Werken der neueren Schriftsteller, die in der Kirchenhistorie den besten Credit haben, zu prüfen, und die Resultate solcher Bemühungen der Welt so vorzulegen, wie man es von einem in diesen Beschäftigungen sehr geübten Schriftsteller erwarten würde. Denn das ist der wahre Inhalt der gegenwärtigen Schrift: sie kündiget nicht blos die glükliche Entdekung an, sondern liefert, wenn nicht alle (denn das können andere vor dem Abdruk der Handschrift selbst nicht beurtheilen) doch viele und wichtige Vortheile, welche die Geschichte des Berengarii davon erhalten konte. Wir zeichnen hier einige von solchen Beobachtungen aus: diejenigen irren, welche Lanfrancum sein Buch erst nach den Concilien unter Gregorii VII. schreiben lassen, und die darauf gebaueten Folgen von Berengarii Bekehrung durch dasselbe, fallen vor sich weg, da B. seine Vertheidigung lange vorhero abgefaßt: der Anfang der Streitigkeit wird von Lanfranco ganz verstellet, er ist der Urheber und Ankläger des Mannes, nicht ohne List und Betrug; es ist falsch, daß von Berengario auf der ältern Versamlung zu Vercelli gehandelt worden; Lanfrancus scheinet seine erste Reise nach Rom blos wider Berengarium unternommen zu haben: Leo IX. war ein sehr unbeständiger und leichtsinniger Mann, dessen Betragen gegen den ehebrecherischen Bischof von Vercelli und wegen der Gültigkeit der von einigen, der Simonie schuldigen, Bischöffen ertheilten Priesterweihe hier schön in das Licht gesezet wird: Bereng. hat sehr gute Ursachen gehabt, warum er auf dem Concilio zu Vercelli nicht erschienen, weil er als ein französischer Geistlicher nicht ausser dem Reich geladen werden durfte, und da er zum Könige reiste, in das Gefängnis geleget und um vieles Geld gestrafet wurde, welches leztere eine ganz unbekante Nachricht ist: mehrere angegebene Concilien, besonders das zu Paris, sind erdichtet, u. d. g. Doch diese und dergleichen Beobachtungen müssen in dem Buch selbst gelesen werden, besonders da es nöthig ist, Berengarii Berichte, die mit

seinen eigenen Worten geliefert werden, selbst einzusehen. 1770.
Bey allen den Veränderungen, die dadurch in der Historie des Berengarii und seiner Gegner, vornemlich des Lanfranci, entstehen müssen, wird es wohl nicht fehlen, daß einigen über die Glaubwürdigkeit des Berengarii, als eines Zeugen in seiner eigenen Sache, Zweifel beykommen, wir solten aber doch vermuhten, daß, da äußere Gründe wegfallen, indem doch Berengarius und Lanfrancus wenigstens ein gleiches Recht haben müssen, die innern Merkmale der Wahrheit dem ersten vor dem leztern einen sehr grosen Vorzug geben. Der Recensent tritt also dem Hrn. L. darinnen völlig bey, daß B. allen Glauben verdiene, zuweilen hätte er aber doch gewünschet, daß Hr. L. weniger Advocat vor Berengarium, weniger Kläger gegen Lanfrancum, und desto mehr Richter mit kaltem Blut zwischen beyden Partheyen gewesen wäre; die Wahrheiten, die er entdekt, und die richtigen Urtheile, die er gefällt, würden alsdenn noch mehr Empfehlungen gehabt haben. Dieses verstehen wir blos von den eigentlich historischen Angaben. Es ist aber noch eine wichtige Entdekung übrig, die wir dem Hrn. L. zu danken haben. Aus B. Buch lässet sich die bishero sehr zweifelhafte Frage von dieses Mannes Lehrbegrif mit historischer Gewisheit entscheiden. B. hat gewis nicht die reelle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmal, sondern nur die Brodverwandlung geleugnet: er ist daher kein Reformirter, sondern ein Lutheraner, wie wir iezt reden würden: eine Anmerkung, die schon ehemals Mabillon und Martene aus andern nicht so klaren Urkunden folgerten, iezt aber Hr. L. sehr deutlich bewiesen und zugleich mit einigen andern wichtigen Fragen begleitet, deren richtige Beantwortung wol erfordern würde, bis auf die Zeiten des Paschasii zurückzugehen. Es wird nicht nöthig seyn, unsern Lesern die angenehme und unterhaltende Art zu empfehlen, mit welcher Hr. L. alle diese an sich trockene Materien behandelt; sie wird ohnehin erwartet. Wir haben sehr wenige Stellen angetroffen, wo wir eine kleine Aenderung wünschen würden, und das nur in Nebensachen. S. 126 hat uns das nicht beruhiget, was zur Erklärung der Stelle des B. der König in Frankreich sey Abt zu Tours, gesaget

1770. wird. Schon die S. 139. angeführten Worte des Fleury hätten die Veranlassung geben können, die Sache etwas genauer zu untersuchen. S. 153. sol wol Heinrich der zweyte, der dritte heisen. Baronius, und andere Italiäner können so zehlen, weil sie, wie bekannt, den K. Heinrich den Vogelsteller nicht mitrechnen, weil er nicht Kaiser gewesen, allein ein Deutscher scheinet uns ohne Noth dunkel zu werden, wenn er von der in unserer Historie gewöhnlichen Art, die Zahlen der Kaiser anzugeben, abgehet. S. 166. würden wir den Lehrsatz des Humberts, corruptibile adhuc esse corpus christi, mit keinem Zweifel vor seine wahre Meinung erkennen. Die von Pfaff gesamlete Nachrichten von den Stercoranisten lehren es sicher, daß die groben Transsubstantionsfreunde allerdings diesen Saz vorgetragen, und ihn mit allem Ernst aus Marc. 7, 19. bewiesen, und wir sehen Berengarii Nachricht vor ein sehr wichtiges Supplement zu diesen Nachrichten an. Doch genug von Hrn. L. lehrreichem Buch. Wir haben noch etwas von Ber. Handschrift zu sagen. Hr. L. hat uns nur von derselben etwas und wahrscheinlich etwas weniges mitgetheilet, das aber vollkommen hinreichet, die Begierde nach ihrer völligen Herausgabe zu erwecken. Sie wird nicht allein nüzlich, sondern auch sehr nöhtig sein, da wir fast vermuhten, daß die Neuigkeiten, die daraus nun bekant gemacht worden, und wenigstens in der römischen Kirche keinen algemeinen Glauben finden werden, nicht ohne Widerspruch bleiben dürften. Hr. L. ist so edelgesinnet, daß er diese Arbeit jedem andern anbietet und Hofnung macht, daß dazu die gnädigste Erlaubnis erhalten werde; wir glauben aber, daß diese Ausgabe in keine bessere Hände gerathen könne, als in seine. Nur wünschten wir, daß vorhero das oxfordische Manuscript untersucht werde. Was würde das vor ein neues Glük seyn, wenn dieses eben das Buch seyn und die im wolfenbüttelschen abgehende Blätter ergänzen solte.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen,*) Göttingen, 1770, 15. December.

*) Derzeitiger Herausgeber: Christian Gottlob Heyne.

Berlin.

1770.

Wir machen uns zwar nie anheischig, alle, auch gute, Werke, die gedruckt werden, anzuzeigen. Unter den deutschen Schriften insonderheit pflegen wir oft solche, die in allen gelehrten Tagebüchern ausführlich recensirt werden, am ersten in unsern Blättern zu übergehen, weil wir uns nicht allezeit in eine umständliche und genaue Recension einlassen können oder wollen, eine kurze Anzeige aber nur bey der ersten Neuigkeit eines Werks erträglich gefunden werden würde. Da gleichwohl Herrn **Lessings** im vorigen Stücke unsrer Anzeigen gedacht worden ist, so wollen wir bey einer so guten Gelegenheit auch seine ältere Schrift nachholen: **Wie die Alten den Tod gebildet**, bey C. F. Voß 1769. kl. 4. 87 S. Auch diese ist eine Erläuterung und Vertheidigung einer Stelle im Laocoon, wo er behauptete, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet, sondern ganz anders vorgestellt haben. Diesen Satz erweiset er nunmehr; denn, daß die Alten Skelete gebildet haben, läugnet er nicht nur nicht, sondern bringt auch, auser den von Winkelmann angeführten, noch mehr Beispiele bey. Herr L. fängt mit dem Satz an, den wir lieber nachgesetzt haben würden: wie stellten die Alten den Tod vor? — als den Zwillingsbruder des Schlafes, in der Gestalt eines Genius, zuweilen mit umgestürzter Fackel, zuweilen auch mit übereinander geschränkten Beinen (denn dieß wird Herrn Lessingen auf Kunstwerken nicht abgeläugnet, wenn man auch die *διεστραμμενους ποδας* des Pausanias und die Tibullische incerto somnia vara pede nicht zur Sache gelten lassen kan). Die Beweise sind sich einander nicht gleich. Erst werden Folgerungen von dem, was dem Schlafe eigen ist, gemacht, und auf den Tod als des Schlafes Bruder übertragen; dann werden aus jener zu aller Wahrscheinlichkeit erhobnen Vermuthung die Deutungen einiger Denkmäler abgeleitet. Ueberall ist Scharfsinn und Geist des Alterthums kenntbar. Doch geradezu giebt einen Beweiß des Satzes der Grabstein im Palast Albani, welcher, nach Winkelmanns Zeugniß, eine alte Ueberschrift des Schlafes und des Todes hat. Dieß, deucht uns, ist der Beweiß, der vor

1770. allem vorausgehen muß. Was zerbrechen wir uns den Kopf mit Rathen oder mit Aufsuchung und Verkettung von Wahrscheinlichkeiten, während daß ausdrückliche Zeugnisse da sind, die die Sache geradezu entscheiden. Doch jenes alles dient nun zu Erläuterungen, insonderheit was über den Sarkophag in Bellori Admir. R. gesagt wird. Einige feine Bemerkungen sind eingestreuet: über das παιανιζεσθαι τον θανατον, über die Ludovisischen, jetzt zu Aranjuez befindlichen, beyden Genii; die den Todten beygesetzten Flaschen oder Krüge; (dieß war also kein Gebrauch der Etruscer allein). Neu scheint auch uns der Gedanke vom Schlafe im Gefolge des Bacchus. Herr L. geht zu seinem zweytem Satze fort. Wenn die Alten ein Skelet vorstellten, so meynten sie den Tod nicht; die Beweise dieses Satzes scheinen uns richtig; sie meynten etwas ganz anders; und was denn? Es sind Larvä, das ist, abgeschiedene Seelen, ob eben böser Menschen, ist nicht nöthig dem Apulejus auf sein Wort nachzusagen: denn der Mann sagt und träumt sehr viel, das andere auser ihm nie in den Sinn gekommen war. Aber daß Larvä durch Gerippe vorgestellt wurden, erweißt Herr L. sehr wohl aus dem Seneca und Petrons larva argentea.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1770, 17. December.

Anthologie der Deutschen, herausgegeben von Christian Heinrich Schmid, Doctor der Rechte und Professor zu Erfurt. Frankfurt und Leipzig, 1770. 392 S. 8.

— Dieser erste Theil hat ungemein viel Mannigfaltigkeit, sowohl in Anschauung der Verfasser, als der Gattungen der Gedichte. Herrn Schmids Auswahl, welche bey solchen Sammlungen das gröste Verdienst ist, kann ich nicht anders als loben. Der Innhalt ist folgender, 1) die beyden besten Satiren von Canitz. — 2) Einige Gedichte von Zernitz. — 3) Damon, oder die wahre Freundschaft, ein Lustspiel von G. E. Leßing, in einem Aufzuge, ist aus einer ziemlich unbekannten Monatsschrift,

den Ermunterungen, entlehnt, die zu Hamburg 1747 herausgekommen. Schon viele grosse Dichter sind unwillig worden, wenn man ihre ersten jugendlichen Versuche, die sie gern ganz unterdrücken möchten, aufs neue bekannt gemacht hat. So rühmlich es ihnen aber ist, wenn sie selbst die Schwäche dieser ersten Versuche einsehn: so wenig sollten sie zürnen, wenn sie wider ihren Willen gedruckt werden. Es geschieht nicht zu ihrer Beschämung, sondern die Neugierde des Publikums zu befriedigen. Und warum sollten wir uns so ungern an unsere Kinderschuhe erinnern lassen? Schande wäre es, wenn wir noch Kinder wären, aber keine, daß wir es gewesen sind. Besonders sind solche Lehrlingsstücke für den Biographen von Wichtigkeit. Da auch Herr Leßing seine Werke noch nicht gesammelt hat, so kann er noch nicht dies Lustspiel, auf eben die Art, wie Gellert seinen Band, und seine Fabeln aus den Belustigungen, nemlich verbessert, aufnehmen. Doch die Zeit, in der es geschrieben, fällt eben nicht in seine allzujugendliche Jahre. Denn in dem nemlichen Jahr ist der junge Gelehrte verfertigt. Es ist auch nicht ganz leer von Spuren eines dramatischen Genies, und unsern Schauspielern als eine gute Nachkomödie gar sehr zu empfehlen. Ohnstreitig würde es viel besser gethan seyn, wenn der Verfasser nicht ein rührendes und ernsthaftes Lustspiel hätte machen wollen, eine Gattung, die damals noch für ihn zu schwer war. Die Idee, den heuchlerischen Freund auf die Bühne zu bringen, war neu und gut, aber in einem so kleinen Nachspiel konnte der Character nicht genug entwickelt werden. Anfangs ist seine Verstellung so groß, daß er jedermann täuscht, dann giebt er sich plötzlich allzusehr blos, die Schlauheit der Heuchler fehlt ihm, wie kann er sich S. 121. 122 so sicher und sorglos gegen Lisetten entlarven? Seine Rührung am Ende des Stücks ist eben so schleunig, und die Thränen (S. 146) eines so abscheulichen Menschen können unmöglich für aufrichtig gehalten werden. Er begeht so viel Bosheit, um zum Besitz der Wittwe zu gelangen. Aber die Stärke seiner Liebe, die sein Verbrechen in etwas entschuldigen könnte, hören wir nur. Die ganze Handlung ist die Intrigue eines Kammermädchen, das dadurch die Hauptperson des Stückes wird. Man sieht daraus, daß

1770.

1770. Herr Leßing die Franzosen damals ohnstreitig noch höher geschätzt, als jetzt. Die Wittwe selbst wird durch Lisetten verdunkelt. Damon und Leander kommen und gehen ab, nachdem es diese Intrigue erfordert. Plauderhaft möchte das Mädchen auch immer seyn, wenn es nur etwas weniger impertinent wäre z. E. S. 117. „Es ist dieses sonst eine „ganz löbliche Soldatenmode, wenn von zwey Galgen-„schwengeln einem das Leben soll geschenkt werden, und es „einer doch eben so wenig verdient als der andere." Die Wittwe spielt eine gar schlechte Rolle, sie weiß selbst nicht, was sie will. Daher ist ihr der erste beste Anschlag von Lisetten willkommen: „Ich lasse mir es gefallen" (S. 112). Lisette hat ihr nicht gesagt, daß sie dadurch probiren wolle, welches der ächte Freund sey, folglich müssen wir sie in dem Verdacht des Eigennutzes haben, daß sie wirklich den Reichsten zum Gatten wählen wolle. Desto unerwarteter ist es uns von ihr, wenn sie (S. 144) von dem Wort: der Glücklichste, eine so moralische und heroische Erklärung macht. Damon ist gleichfalls eine sehr unthätige Person, Oront aber ganz überflüßig. Er wäre nichts als ein blosser Bote, wenn nicht noch die Thorheit hinzukäme, daß er auch um die Wittwe freyen wollte, eine Episode, die der Armuth der Handlung abhelfen soll. Aber seine Freyerey (S. 146) ist auch im kritischen Verstande gar sehr umsonst. Er ist die einzige komische Person des Stücks, aber der alte Geitzhals ist ein zu abgenutzter Character. Damons Verzeihung wird durch das, was er S. 132 gesagt, sehr unwahrscheinlich. Dieses kleine Stück hat zwey Monologen. Der Dialog ist weder so geändert, noch so gedankenreich, noch so characteristisch, noch so gefeilt, als wir ihn jetzt von Leßingen gewohnt sind, dennoch hat er sehr viel Geschmeidigkeit und Ungezwungenheit. 4) Noch ein Lustspiel von Hrn. Leßing in drey Aufzügen: die alte Jungfer. Dieses Lustspiel war höchst selten, aber die Ursachen dieser Seltenheit sind mir unbekannt. Man sagte mir immer, daß es anstößige Stellen habe: einige möchten nun wohl den delikatern Zuschauer auffallen, als z. E. S. 150. „Wenn die Dingerchen so jung heirathen, so „werden auch die Kinder darnach. Sara war neunzig „Jahr alt. (S. 151.) Untüchtig? Nein, ich mag ihn

„nicht. — So sind sie desto mannhafter gegen ihre — „(S. 153) Selbst Kinder gemacht! Wie legen Sie sich, „wenn Sie träumen wollen? Auf den Rücken? Auf den „Bauch? (S. 159)“ Aber dies sind nur starke komische Züge, und konnten doch dem Stücke die Confiskation nicht zuziehn. Doch Herr Leßing muß irgend eine ähnliche Ursache gehabt haben, es bisher nicht unter seine Lustspiele aufzunehmen. Denn so gut als der Mysogyn, der in einem Jahre mit demselben geschrieben worden, ist es immer. Beyde gehören zu unsern besten Farcen. Eine alte Jungfer ist ein Süjet, woraus sich eine gute komische Karrikatur machen läßt. Die Uebertreibung ihres Characters ist hier, wie es die Farce erfordert, nur wünschte ich diesen Character noch etwas mehr in Handlung gesetzt. Die ganze Handlung besteht in der Intrigue des Pastetenbeckers, die ganz in der Manier der Farce ist. Das übrige füllen Theaterspiele, als S. 160. 161. 181. 200. 207 in denen sich Leßing oft den Destouches zum Muster genommen zu haben scheint z. E. S. 154. 155. Klitander ist nur da, um zwey müßige Scenen zu füllen. Herr und Frau Oront nutzen auch zu nichts, als zu dem schon angezeigten Theaterspiele. Lisettens Verständniß mit Lelio, und Belias Leichtsinn tragen viel dazu bey, das Stück zu beleben. Kräusel ist der erste Dichter auf der deutschen Bühne, aber noch einen Grad unter Reimreich. Kräusel ist die Kopie von denen Quodlibetisten, sowie Reimreich von den Gottschedianern, ein wahrer Speronte. Eine Probe seiner Poesie finden wir S. 192: 1770.

Die Henne pflegt dem muntern Hahn
Für sein Bemühn zu danken.
Die faulen Käse stinken stark,
Die Laus hat schon zehn Füsse.
Ein Bräutgam muß sich tummeln,
Ein Reifrock braucht wohl manchen Stich,
Ein Floh' hat breite Tatzen
Der Schaafbock schreit aus lautem Ton,
Mich dünkt, er wird bald lammen.

Der Dialog ist schon um viele Procent besser, als im Damon, und enthält viele witzige Possen, Schnurren und Schnacken. „Kurz, die Lehrlingsstücke eines Lessings, sagt

1770. „Herr Schmid, sind doch wohl eher einiger Aufmerksamkeit „würdig, als die Meisterstücke derer, die Zeitlebens Lehr„linge bleiben, oder, wie er im zweyten Theil seiner „Dramaturgie selbst sagt, wer wird nicht lieber einen „grossen Mann in seinem Schlafrock und in seiner Nacht„mütze, als einen Stümper in seinem Feyerkleide sehn?"

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1770, 16. Stück, pag. 615, 619—623.

Fortsetzung der Nachricht von den theatralischen Vorstellungen in der Leipziger Michaelismesse 1769.

— Den 17ten October gab man abermals die Minna, vermuthlich, weil man glaubte, daß an so einem Stücke die Schauspieler viel verderben können, ehe sie es ganz verderben. Doch muß ich gestehn, daß Brückner diesmal den Tellheim etwas besser als sonst machte. Wenn nur die Rolle überhaupt für ihn wäre. Warum man sich, da er schon hundertmal erinnert worden, sich dennoch nicht entschliessen kann, den Riccaut wegzulassen, begreife ich nicht, zumal da das Stück ohnedies lang genug ist, und Hörlitz das Französische noch schlechter spricht, als es Leßing schreibt. Als es Leßing schreibt? höre ich eine Menge mir nachrufen, die Leßingen für so infallibel halten, als er gern gehalten seyn möchte. Ja, ja, meine Herren! Ich dürfte sie nur auf Sonnenfelsens Briefe verweisen, welcher schon erinnert hat, daß Riccaut eben so schlecht französisch als deutsch spreche. Aber Ihnen zu Gefallen, will ich doch einige Schnitzer hersetzen. Riccaut tritt gleich mit einem auf. Est-il permis, Mr. le Major ist ein Germanismus, es sollte etwa heissen: Puis-je etc. Ah voilà de ses politesses, wie falsch ist hier das Voilà gebraucht. Es sollte heissen: Ce sont là etc. Il n'y a point de mystère entre nous, richtiger rien de caché. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que vous l'aimez? Solche Nachsätze machen die Franzosen nicht.

Es sollte heissen: Et je sais très-bien. Das gleich darauf folgende: Les amis de mes amis sont aussi les miens würde auch kein Franzose geschrieben haben. Il faut S'entre aider en ce monde, besser se pret erles mains. Comment, Mademoiselle, vous voulez être de moitié avec moi? De tout mon coeur. Très-volontiers sollte es heissen. Und so könnte ich fortfahren! Aber, würde man sagen, wer wollte sich so lange bey dem Pantoffel an der Statue der Venus aufhalten? Noch zehntausend solche Kleinigkeiten, und Minna wird immer ein vortrefliches Stück bleiben. Ich würde mich schämen, jeden andern, als Hrn. Leßing so zu kritisiren; aber ihm, der ganze Alphabete darüber schreibt, ob man Maco oder Moco, Achat oder Agath schreiben soll, dem muß man auch einmal zeigen, daß nichts leichter sey, als so zu kritisiren, und daß man in seinen Schriften, genug Stoff dazu finde. 1770.

Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, herausgegeben von Herrn Klotz, Halle, 1770, 16. Stück, pag. 630, 661—662.

Lustspiele von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil, 352 Seiten. Zweyter Theil, 442 Seiten. Berlin, bey Voß, 1767. in kl. 8.

Diese bereits vor mehr als drittehalb Jahren von dem Verfasser besorgte Ausgabe seiner sämtlichen Lustspiele bedarf um so weniger einer weitläuftigen Anzeige von uns, da, die einzige Minna ausgenommen, alle übrigen Stücke schon lange vorher gelesen, aufgeführt, und zu den besten Werken unsrer schönen Litteratur gezählt worden sind. Und auch das letzte Stück ist, seitdem es herauskam, so oft beurtheilt, gelobt und auf die Bühne gebracht worden, daß wir keinem unsrer Leser eine Neuigkeit damit anzeigen werden. — Der Plan ist besonders in allen Comödien des Verfassers sehr anziehend und mit vieler Einsicht angelegt. Die Charaktere sind wirklich Individua, ich meyne, mit so viel Natur, mit so viel Wahrheit geschildert, daß auch der geringste, wie im gemeinen Leben, seine Eigen-

1770. thümlichkeiten behält. Z. E. Die Bedienten sind mit so contrastirenden Farben, wenigstens mit so unterscheidenden angegeben, daß man einen jeden bey dem andern nicht verkennen würde, den spitzbübischen Johann bey dem groben Christoph, und beyde bey dem brutalen, aber ehrlichen Just. In dem Dialog herrscht eine so besondere Leichtigkeit, eine solche Anmuth des Styls, und, nachdem es nun der Inhalt erfodert, ein solcher Adel des Ausdrucks, oder eine solche ungezwungene Lustigkeit, daß der Verfasser darinn längst ein Muster geworden ist. — Der erste Theil enthält den jungen Gelehrten, (in welchem Stücke der Dichter einige kleine Zusätze, besonders in den Reden des Chrysanders gemacht hat,) die Juden und den Misogyn. Warum das letzte Stück einen griechischen, und also dem größten Theile der Logen und des Parterrs unverständlichen Titel habe, wissen wir nicht, besonders da Weiberfeind eben so kurz und bündig klingen würde. Uebrigens hat diese Comödie, die in der vorigen Ausgabe nur ein Nachspiel war, in dieser drey Aufzüge erhalten. In dem zweyten Theile stehen der Freygeist, der Schatz, und Minna von Barnhelm. Der große Beyfall, mit dem das letzte Lustspiel so wohl von den Lesern, als auf so viel deutschen Theatern aufgenommen worden, ist bekannt. Wir wollen nichts von allen Vorzügen dieses Stücks, die man schon längst angemerkt hat, erwähnen, wir müssen aber doch hinzufügen, daß es auch sehr rührende Stellen hat, und sich also dadurch von den vorhergehenden unterscheidet. In der That, die recht schmelzende Gutherzigkeit, die gewissermaßen den Hauptcharakter des Stücks ausmacht, ist vortreflich in mehr als einer Person angebracht. Riccaut scheint uns gar nicht am unrechten Orte zu seyn; denn auch das Drama kann seine Episoden haben. — Wir wünschen nichts so sehr, als daß dieser Liebling der tragischen sowohl als komischen Muse uns, sobald als möglich, noch mehrere Stücke liefern möge. D.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1770, 11. Band, 1. Stück, pag. 246—248.

Fables et Dissertations sur la nature de la Fable traduites de l'allemand de M. Gotthold Ephraim Lessing, par M. d'Antelmy, Professeur à l'Ecole Royale Militaire, à Paris, chez Vincent et Pankonke 1764. 12. 1770.

In einem vorausgeschickten Schreiben an den Hrn. Hofr. Junker, Prof. der deutschen Sprache bey der Königl. Kriegsschule übergiebt ihm der Verf. diese Uebersetzung der Leßingischen Fabeln als sein erstes Probestück einer Uebersetzung aus dem Deutschen, und als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit für dessen Unterricht in dieser Sprache. Zu den Fabeln selbst hat er das Zutrauen, daß sie seinen Landsleuten sehr gefallen werden, allein für die Abhandlungen ist ihm ein wenig bange. „Diese didacktischen und tiefgedachten Materien, sagt er, sind nicht nach dem Geschmacke der meisten Leser." Um aber doch seine Landsleute und deren Geschmack nicht dadurch zu beleidigen, daß er diese Abhandlungen übersetzt hat, so schmeichelt er ihnen, wenn sie dieselben nur flüchtig durchlaufen wollen, mit der angenehmen Entdeckung, daß ihre Litteratur in Deutschland sehr bekannt ist. Dabey versichert er aufs feyerlichste, daß er sehr weit davon entfernt ist, in allen Stücken mit Hrn. Leßing übereins zu denken. Vermuthlich wird er also Hrn. L. tiefgedachte Abhandlungen, wie er sie selbst nennt, durch noch tiefer gedachte Beurtheilungen zu berichtigen und zu verbessern gesucht haben? — So böse meynt es Hr. A. nicht. Ihm sind nur einige muntre Einfälle des Hrn. L. anstoßig, oder vielmehr wie er sich ausdrückt, unverzeihlich, wiewohl er ihn sonderbar genug damit entschuldigt, er habe diese Einfälle ohne Zweifel eingestreut, um damit die Aufmerksamkeit seiner Leser desto muntrer zu erhalten. Ein dürftiges Mittel, das wohl niemand nöthiger hat, als Hr. L. dessen Schreibart bey der unfruchtbarsten Kritick sich immer blühend zu erhalten weis. Und was sind denn dies für muntre Einfälle? — „daß er den Franzosen eine sehr „nachläßige Lecktüre der Alten Schuld giebt." — Aber diese Anmerkung ist wenigstens da, wo Hr. L. sie macht (S. 221 seiner Fabeln) sehr wahr; denn nichts kann verkehrter seyn, als der Gebrauch den la Fontaine von einer Stelle des Quintilians macht; und uns Deutsche

1770. befremdet es eben nicht, daß diese Anmerkung so ins Allgemeine geht. — „Daß er einen Fontenelle, den Verf. „der Gespräche von mehr als Einer Welt, der Geschichte, „der Orackel und der Akademie der Wissenschaften, einen „witzigen Kopf nennt, der hernach das Unglück hatte, hundert „Jahr witzig zu bleiben." — Freylich ein etwas boshafter Einfall, und wir möchten wie la Motte bey Fontenellens Einfalle ausrufen: Mot plaisant, mais solide! Herr A. hätte immer noch eine eigne Abhandlung hinzufügen, und die Theorie des Herrn L. die ihm nicht ganz richtig zu seyn dünkt, mit Gründen bestreiten sollen. Aber freylich müßte das besser ausgefallen seyn, als die Probe, welche er S. X. der Vorrede, wie er sagt, nur im Vorbeygehen giebt, daß Theon von der Fabel ganz anders urtheile als Hr. Leßing, weil er sage: Ὁ μυϑος ποιητων μεν προηλϑε, γεγενηται δε και ῥητορων χαινος ᾽εχ παραινεσεως. Denn, uns dünckt, es ist offenbar, daß Μυϑος hier die Fabel überhaupt, ihrem Inhalte, nicht ihrem Vortrage nach bedeute; und von der letzten nur, und von der äsopischen Fabel insbesondre, behauptet Hr. L. daß sie in das Gebiete der Rhetorick gehöre. Am Ende der Vorrede verspricht Hr. A. eine Uebersetzung der Meßiade, die, wie wir hören, itzt in Frankreich soll erschienen seyn.

Die Uebersetzung selbst hat freylich im Ganzen und was das Wörtliche betrift, Treue und Richtigkeit genug; allein den ganzen Geist des Fabeldichters, die unterscheidende Manier desselben, wird man darin nur sehr schwach ausgedrückt finden. Die Wendung ist oft ziemlich gezwungen, und da, wo die größte Schönheit des Originals in derselben liegt, ist sie zuweilen ganz verlohren gegangen, oder entstellt. Begriffe, die in jenen nur kurz angedeutet werden, sind in der Uebersetzung oft ausgeführt und umschrieben. Hierdurch wird der Ton des Ganzen nicht wenig geschwächt. Wir überlassen unsern Lesern, diejenigen Leßingischen Fabeln, welche Hr. Huber übersetzt hat, mit dieser Uebersetzung des Hrn. Antelmy zu vergleichen; und sie werden, zum Vortheile der erstern finden, daß die Französische Sprache eines glücklichen Ausdrucks dieser Erzählungen nicht ganz unfähig ist, ob wir gleich gestehen müssen, daß

auch Hr. Huber uns nicht alle Schönheiten derselben erreicht zu haben scheint. — N. 1770.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1770, 11. Band, 2. Stück, pag. 250—251.

Aesopus oder Versuch über den Unterschied zwischen Fabel und Mährchen von Ernst Ludwig Daniel Huch, der Vernunftlehre und Beredſ. Prof. zu Zerbst — —. Wittenberg und Zerbst im Verlage der Zimmermannischen Buchhandlung. 1769. 8.

Dieses „zwohundert Seiten" starke Büchelchen mit seinen „zwohundert, und zwo und zwanzig Anmerkungen" soll dem Hrn. Leßing Irthümer in seinen Abhandlungen von der Fabel und in seiner Dramaturgie, und dem Hrn. Moses Mendelsohn Fehlschlüsse aufdecken. Bl.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1770, 12. Band, 1. Stück, pag. 275—276.

Kleinigkeiten von G. E. Leßing. Vierte Auflage. Stutgard, bey Mezler, 1769. 8.

Diese Gedichte, die auch in dem ersten Theile von Leßings Schriften stehen, sind bekannt genug, und, als jugendliche Arbeiten betrachtet, eines so berühmten Mannes nicht unwürdig. Wir zweifeln aber sehr, wenn der Verf. sie einmal wieder selbst herausgeben sollte, daß er sie ohne Aenderungen lassen werde. Einige würden vielleicht ganz abgehen, und andere, von kleinen Flecken gesäubert, unter die besten Stücke dieser Art gehören. N.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1770, 13. Band, 2. Stück, pag. 521.

1770. **Lessings hamburgische Dramaturgie. 8. 1ster Th. (415 S.) 2ter Th. (412 S.)**

Die großen Schriftsteller sind den großen Männern in der Geschichte gleich. Man lernt die letztern weniger aus dem kennen, was sie vor den Augen des Publici, als was sie in ihrem Kabinette nnd bey ihrem Kammerdiener thun. Und der erstern ihren Geist erkennt man leichter aus ihren hingeworfnen und zufälligen Aufsätzen, als aus ihren ausgearbeiteten Werken. Wo die Seele mit Freyheit wirkt, da wirkt sie auch mehr nach ihrer eignen Weise. Einschränkung giebt ihr immer eine fremde Gestalt. Und etwas von dieser Einschränkung leidet sie, so oft sie mit dem Vorsatze, etwas Großes hervorzubringen, nach einem weitläuftigen Plane arbeitet.

In Werken von der Art, wie das unsrige, wo der Schriftsteller jede Idee so weit verfolgt, als sie ihm nur sichtbar ist, und sie fahren läßt, wann sie ihn ermüdet: da kann man am besten sehen, welches der natürliche ungehinderte Gang seines Geistes sey. Der Gedanke, der so gesagt wird, wie er sich zuerst der Seele darbot, behält die eigenthümliche Farbe derselben. Vielleicht mag es eben dadurch geschehen, daß er sich mit den Ideen jedes Lesers nicht so leicht verträgt; daß er einiger Milderung bedarf, wenn er zu derjenigen Richtigkeit gebracht werden soll, in welcher er in das ganze System der übrigen Ideen paßt. Aber diese kleine Arbeit, die er dem Leser übrig läßt, vergütet er reichlich durch die Gewalt, mit der er ihn fortreißt, und die Fülle der Vorstellungen, mit denen er ihn beschäfftigt.

Herr Lessing führte dieses Werk nicht ganz in der Absicht und nach dem Plane aus, mit welchem es zuerst unternommen war. Einen Theil dieses Plans zerstörte vielleicht die Eitelkeit der Leute, für die er schrieb. Und den andern zerstörte der Scharfsinn des Verfassers.

Wir begreifen es, ohne uns ihm gleich zu setzen, daß einem Kopfe, der zur Zergliederung der Begriffe gemacht ist, der in dieser Zergliederung sehr weit gehen kann, und der in diesem Fortgange seine größte Befriedigung findet:

daß es dem schwer werden muß, von einer Idee so geschwinde zur andern fortzugehn, als es vielleicht zur vollständigen Bearbeitung einer weitläufigen Materie nöthig wäre. Es kostet ihn etwas, eine Untersuchung zu verlassen, bis er sie völlig erschöpft hat; und ihm ist fast keine andre Wahl übrig, als von einer Sache entweder nichts oder alles zu sagen. 1770.

Das wird nun bey einem Buche, dessen Gegenstände so mannigfaltig sind, und so viel Veranlassung zu Untersuchungen geben, oft vorkommen. Nichts war dabey eigentlich bestimmt, als der allgemeine Endzweck, und der erste Stoff, oder vielmehr die erste Gelegenheit zu den Betrachtungen. Jener war die Ausbildung unsrer dramatischen Dichtkunst, Unterricht für den theatralischen Dichter, für den Kunstrichter und für den Schauspieler; und diese waren die aufgeführten Stücke. Man sieht, wie viel ihm hiebey noch frey stund zu wählen. Die Schönheiten und Fehler einzelner Stücke konnten zergliedert, ähnliche unter einander verglichen, neue Theorien aus Erfahrungen abgezogen, alte durch Beyspiele bestätigt oder berichtigt; die Gesetze der Deklamation, der theatralischen Dichtkunst, der Dichtkunst überhaupt konnten untersucht, und die Philosophie vom Menschen selbst, so weit ohne diese keine Dichtkunst und am wenigsten die dramatische statt findet, konnte bereichert werden. Bey einem Werke von dieser Art mußte es oft geschehn, daß sich dem Verfasser zuerst bei dem Eintritte in eine Materie ein weites Feld zeigte, welches er mit gleichem Schritte schien durchwandern zu wollen; in welchem er aber schon bey den ersten Schritten soviel zu sehen und zu betrachten fand, daß er nicht eher damit fertig wurde, bis er des ganzen Anblicks müde die übrige Reise unterließ oder verschob. Vielleicht merkt ein aufmerksamer Leser an verschiednen Stellen der Dramaturgie, daß der Fortgang der Untersuchung den V. anders wohin geführt hat, als wohin er, seinem ersten Plane nach, kommen wollte. Sein Scharfsinn, der wohl noch bey keinem Schriftsteller unsrer Nation mit so viel Witz und Gelehrsamkeit zugleich verbunden gewesen ist, geht in jeder Sache so sehr bis auf ihre feinsten Theile, daß er bey weitläuftigen Gegenständen nur mit einzelnen Stücken fertig werden kann.

1770. In einem Werke, das eine festgesetzte und einzige Absicht hat, kann diese Eigenschaft des Geistes, einen Mangel von Verhältniß der Theile gegen das Ganze hervorbringen. Aber dafür wird sie in einem Werke, das zu abgesonderten und nicht zusammenhängenden Untersuchungen bestimmt ist, die verborgensten Ideen aus dem Innern jeder Materie hervorziehn; sie wird den Betrachtungen mehr Neuheit und mehr Unterscheidendes geben, weil sie weniger auf irgend ein eignes oder fremdes System Rücksicht haben wird. Und wenn auch dem Leser nicht die Ergründung aller der Gegenstände nothwendig scheint; so ist es doch für ihn unterrichtend, zu sehen, wie man es anfangen muß, um Sachen zu ergründen.

Aus dieser einen Eigenschaft des Geistes entspringt vielleicht noch eine andre. Nämlich diese, daß er in dem Laufe seiner Ideen selbst, unvermerkt, seine anfängliche Meynung verstärkt, oder weiter treibt, als zuerst seine Absicht war; sich für oder wider gewisse Sachen erhitzt, die ihn zuerst noch ruhig ließen, das was bei ihm anfänglich nur als eine Muthmaßung galt, zuletzt mit allem Eifer der Ueberzeugung behauptet, und selbst durch den Widerspruch, den er befürchtet oder voraus setzt, noch mehr in dem befestigt wird, was er sonst vielleicht mit minder Heftigkeit vertheidiget hätte.

Eine Nebenabsicht ist auch noch durch das ganze Buch merklich; nämlich unsre, wie Herr Lessing glaubt, ausschweifende Hochachtung für die Franzosen zu mäßigen. Das wäre nun keine böse Absicht, denn jeder Nation ist es schädlich, wenn sie für eine andre eine zu große Ehrerbietung hat. Sie hat alsdann gemeiniglich zu viel Mißtrauen gegen sich selbst; sie achtet ihre großen Männer nicht genug; und in dem beständigen Bestreben, eine Vollkommenheit zu erreichen, die nur mit den Sitten und der Sprache des fremden Volks bestehen kann, versäumt sie diejenigen zu erwerben, die in ihrem eignen Boden können zur Reife gebracht werden. Wenn diese fremde Nation uns eine zeitlang verachtet hat, ohne uns zu kennen: so kann dieß allerdings auch unwillig machen. Und ein Mann, der die Vorzüge seiner Sprache und seiner Talente fühlt, kann

vielleicht in diesem Unwillen die Verdienste jenes Volkes um eben so viel zu weit aus Vorsatz herabsetzen, als sie die unsrigen aus Unwissenheit herabsetzte. — Aber großmüthiger war es doch von uns gehandelt, wenn wir uns an ihrer ehemaligen Verachtung gegen uns, deren sich itzt ihre vernünftigen Männer selbst schämen, nicht hinter drein durch eine ähnliche rächten; wenn wir ihnen zugestünden, daß sie eher gute Schriftsteller gehabt haben, als wir; daß wenn sie unsrer Litteratur durch einen zu großen Einfluß auf dieselbe schädlich gewesen sind, sie diesen Fehler mit allen unsren Lehrern gemein haben; daß, wenn einige ihrer Werke auf uns die Wirkung nicht thun, die ihrem großen Rufe gemäß ist, dieß allerdings von unsrer Unfähigkeit herrühren könne, die kleinern Schönheiten in der Wahl und Verbindung der Wörter zu empfinden, die, so wenig sie auch gegen das Verdienst der Erfindung und des Ausdrucks der Leidenschaften bedeuten mögen, doch für die Leser aus eben der Nation immer das sind, was sie am ersten fühlen oder vermissen.

1770.

Unterdessen muß man vielleicht mit mehr Dreustigkeit und Härte sprechen, um von der Gegenparthey, die noch dreuster und noch lauter schreyt, zum Gehör zu kommen. Und in der That ist der Haufen der verächtlichen Menschen, die mitten in ihrem Vaterlande dasselbe verachten, und voll blinde Verehrung für ein Volk, dessen Sprache sie stammeln und dessen Werke sie nur halb verstehn, ihre eigne Sprache und die Werke ihrer Nation nicht kennen lernen wollen; dieser Haufe ist groß und ansehnlich genug, um einen lebhaften und heftigen Widerstand zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß bey einem Werke, welches selbst schon größtentheils eine Kritik ist, sich nichts weiter thun läßt, als die Materien die sich von den Kritiken einzelner Stücke trennen lassen, abzusondern und zu sammeln. Dieses wird auch nicht ohne Nutzen seyn, weil dieser Reichthum gelegentlicher Anmerkungen ein Verdienst des Buchs ist, das weniger bemerkt wird. Die meisten Leser einer Schrift die Urtheile enthält, nehmen gleich für oder wider die Sache Parthey. Und dann sehen sie das, was nicht Lob

1770. oder Tadel, sondern blose Betrachtung ist, schon für ausser-wesentlich, und also mit Flüchtigkeit an.

(Folgt Auszug.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1770, 10. Band, 1. Stück, pag. 117—124.



1771.

Berengarius Turonensis
oder
Ankündigung eines wichtigen Werks desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt gewesen, von Gotthold Ephraim Leßing.
Bibliothekar daselbst.
Braunschweig 1770. 1 Alph. 2 Bog. in kl. 4.

Der Wunsch des grossen Leibnitz, daß jemand mit den Scholastikern eben die Arbeit vornehmen mögte, die Petavius mit den Kirchenvätern unternahm, kann man auch auf manche andre Schriftsteller, die kurz vor ihnen gelebt haben, erstrecken. Denn unter dem grossen Schutt ihrer unnützen Fragen und Zänkereyen liegt viel historisches und dogmatisches Gold verborgen. Berengarius, der im XI Sec. lebte, gehöret mit hieher, und er hat von einer Lehre geschrieben, die den Schullehrern ein weitläuftiges Feld des Kampfs eröfnet hat. Von diesem Berengar und besonders von einer bisher unbekannten Schrift desselben, gibt Hr. Leßing, dieser Kenner der Litteratur und Antiquitäten, in diesen Bogen eine vorläufige Nachricht, die zugleich mit vielen gelehrten critischen und historischen Anmerkungen desselben angefüllt ist. Er thut solches in Briefen an den Hrn. Pr. Schmidt zu Braunschweig, der ohnlängst aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek den Brief des Adelmanns an den Berengarius zu ergänzen das Glück

1771. gehabt, und solchen auch hat abdrucken lassen. Hr. Leßing hatte kaum das Bibliothecariat daselbst angetreten, als er in demselben Fach Untersuchungen anstellte, und bald so glücklich war, das Manuscript wovon hier die Rede ist, zu entdecken.

(Folgt Inhaltsangabe.)

— Doch dies mag genug seyn, den Leser begierig zu machen, die Handschrift, worauf sich alle diese und noch mehrere historische Entdeckungen gründen, gedruckt zu sehen. Durch die Bekanntmachung desselben wird wenigstens ein Theil der Kirchengeschichte aufgeklärt werden, der deswegen dunkel und zweifelhaft bleiben müssen, weil er blos von partheyischen Auctoren beschrieben worden ist. Die Frage des Hrn. L. ob und wie ferne das Ganze ans Licht gestellet zu werden verdiene, ist wohl blos ein Kompliment gegen das Publikum. Will man es nicht blos, sondern mit Anmerkungen abdrucken lassen, so müßten solche entweder historisch, oder dogmatisch oder polemisch seyn. Die ersten würden dienen, der Geschichte manches Licht zu geben, und viele historische Unwahrheiten zu entdecken. Und dazu ist niemand geschickter als Hr. Leßing selbst, der überdem itzt die fürtreflichste Bibliothek zu seinem Gebrauch hat, und in dieser vorläufigen Nachricht davon so schöne Proben gegeben hat. Die leztern würden von der Art seyn müssen, daß man Untersuchungen anstellte, ob Berengars Lehre in den Schriften der alten Kirchenväter schon enthalten sey, und was solche von der Gegenwart des Leibes Christi im H. Abendmahl gehalten hätten, imgleichen was für Gründe die Schriftsteller des IX. Sec. gegen Paschasius Meynung gebraucht, denn dazumahl war das ganze Publicum wieder die Transsubstantiation. —

Ein paar Ausdrücke auf der 176 Seite, als das Klaffen der Lippen einer Wunde, und die Harschung, hätte der Recensent wol weggewünscht. Wir haben auch noch von Hr. L. verschiedene litterarische Anmerkungen und Entdeckungen zu gewarten, die den Ratramnus und Paschasius betreffen. M.

Neue Critische Nachrichten, Greifswald, 1771, 5. Januar.

Braunschweig. 1771.

In der Buchhandlung des Waisenhauses sind 1771. gedruckt: **Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von G. E. Leßing.** Octav. sechs Bogen. Der Herr Bibliothekar Leßing fand diese wenigen Gedichte von diesem bisher ganz unbekannten Schlesischen Dichter aus dem vorigen Jahrhunderte, zu verschiedenen Zeiten; das erste und wichtigste ist die österliche Triumphposaune; ein Gedicht auf das Osterfest. Herr L. zeigt selbst in zwey Schreiben an Herrn Professor Zachariä, die vorausgesetzt sind, wie bey allem Schwulst, Härte und Rauhigkeit dennoch viel wahres Erhabenes, männliche Sprache, Stärke und der wahre Ton des Opitz darinn befindlich sey; den einen Vers von der Lerche: In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren, habe Kleist geborgt, die Lerche, die im Auge nicht, doch immer in den Ohren ist. Mehr Nachricht hat Herr L. nicht von ihm auftreiben können, als daß er 1639. in das Gymnasium zu Breslau aufgenommen worden ist; so daß es also ein junges aufkeimendes Genie gewesen ist, das nie zur Reife gekommen zu seyn scheint.

Göttingische Anzeigen von Gelehrten Sachen, Göttingen, 1771, 17. Junius.

Briefe antiquarischen Inhalts, von Gotthold Ephraim Leßing. Berlin, bey Friedrich Nicolai. 1ter Theil 256 Seiten in klein 8. 1768. 2ter Theil 276 Seiten mit zwo Kupfertafeln in 8. 1769.

Es würde sehr überflüßig seyn, wenn man den Inhalt dieser Briefe, die mit so vieler Begierde in ganz Deutschland sind gelesen worden, itzt erst anzeigen wolte. Die Veranlassung derselben hat bekanntermassen Herr Klotz gegeben. Dieser hatte von einigen Kennern der Kunst gehört, daß das antiquarische Studium der Deutschen Verbesserung nöthig hätte. Er glaubte der Mann zu seyn, der in diesem Fache Ruhm einerndten könnte. Er wußte

1771. zwar herzlich wenig vom Alterthume, aber mit gutem Vertrauen auf Register und Collectaneen, auf seinen Briefwechsel mit einem Lippert, (dessen kleinste Gedanken so gar sich zuzueignen, er schon zuweilen in der Stille versucht hatte, und am meisten auf seine dreiste Stirne, vermöge der er schon so oft in lateinischer Sprache, von Sachen, davon er nur einen flüchtigen Begriff hatte, etwas hatte hinschreiben können, ergriff er die Feder und schrieb sein Werk von geschnittenen Steinen. Er vernachläßigte die Hülfe der freundschaftlichen Zeitungen nicht, um seinen Ruhm zu bevestigen. Kaum war das Werk aus der Presse, so erschienen, in sechs bis acht Zeitungen auf einmal, so viel lobpreisende Recensionen, als wenn das größte Meisterstück erschienen wäre. Wie so viele gelehrte Zeitungsschreiber auf einmal, gerade auf dies Buch gefallen, und welche Winke ihnen gegeben, und ob einige Recensionen ihnen eingeschickt worden, lohnet nicht der Mühe zu untersuchen, genug, Herr Klotz genoß zwey ganze Monate lang, den Ruhm eines Mannes, der große antiquarische Kenntniße besaß, und den guten Geschmack in dieses Studium einzuführen, beflissen wäre.

Er hätte sehr leicht noch lange Zeit, das Publikum in diesem günstigen Vorurtheile für sich, erhalten können. So oft auch das Studium der Antiquitäten und der Kunstwerke überhaupt, in manchen Journalen, ein Modestudium heißt, so wenig Leute (Vergleichungsweise) beschäftigen sich doch damit, und unter diesen wenigen, versteht nur der allergeringste Theil die Sachen die dazu gehören, aus dem Grunde, der größte Theil schwatzt nur auswendig gelernte Kunstwörter mit anscheinendem Wohlgefallen nach, und diese Leute, konnten denn Herrn Klotz, der ihnen den guten Geschmack beym Alterthum lehren wollte, leicht mit Ehrfurcht anstaunen. Sehr viele Leute fürchteten auch, die höchstungezogene Feder des Herrn Klotz, die auf jeden, auf den er einmal einen Haß gefaßt hatte, sogar mit giftigen Persönlichkeiten loszuziehen gewohnt war, und schwiegen also lieber stille.

Inzwischen kam Herr Kl. unglücklicher Weise für ihn, auf den Einfall, sich auch dadurch ein Ansehn zu geben, daß er that, als ob er in der antiquarischen Wissenschaft,

und in Belesenheit in den alten Schriftstellern, einen Leßing weit übersähe, und daß er sich die Mühe gab, einen Leßing nebenher über gewisse Dinge zu belehren, die derselbe nicht verstanden haben solte. Eigentlich freylich, hatte nur Herr Klotz Herrn Leßing nicht verstanden, und das einzige was Herr Leßing lernen konnte, war, daß Herr Klotz ein großer Stümper in der antiquarischen Wissenschaft, und in der Kenntniß der Kunstwerke sey. Da nun die Klotzische und freundlichverbrüderte Zeitungen, fleißig wiederholten, wie treflich Herr Klotz Herrn Leßing belehret habe, ja da es endlich hieß, daß er Hn. Leßing unverzeyhlicher Fehler überwiesen habe, so riß dem guten Leßing die Geduld. Er schrieb, ohne an die christliche Barmherzigkeit zu denken, diese antiquarischen Briefe, worin er den Hn. Klotz mit einemmale, von der großen Höhe, auf der dieser sich zu stehen eingebildet hatte, heruntersetzt. Er beweist, daß Herr Klotz sehr seichte antiquarische Kenntnisse besitze, daß er von Kunstwerken eben so wenig verstehe, daß er Gedankenloß combilire, und seine seyn sollende große Gelehrsamkeit noch dazu aus ganz gemeinen, und ziemlich unsichern Büchern schöpfe, ja was das schlimmste ist, er beweiset alles dies so einleuchtend, er zeigt in allen Stücken eine so überaus große Ueberlegenheit über Herrn Klotz, er zeigt eine so große Kenntniß des Alterthums, eine so bündige, nicht aus Collectaneen und Registern gesuchte, sondern aus den Quellen geschöpfte Belesenheit, er zeigt so viel wahren Geschmack, er zeigt auch bey den kleinsten Anlässen, so viele Scharfsinnigkeit, seine Schreibart ist ungemein kernhaft, nachdrücklich unterhaltend, so daß selbst die, welche der Streit und die abgehandelte Sachen, nicht so genau angehen, diese Briefe doch mit Vergnügen gelesen haben.

1771.

Da die Sache anfieng, eine für Hn. Klotz so nachtheilige Wendung zu nehmen, da Herr Leßing, Herrn Klotz den Krieg so zu sagen, in sein eigenes Land, das er zu besitzen glaubte, zu spielen wußte, so wäre wohl zu vermuthen gewesen, daß er, als ein Mann, der doch seiner Sache gewiß seyn wolte, seinen Posten Schritt für Schritt behaupten würde, aber Hr. Kl. verließ entweder aus Ohnmacht, oder wie er versichern will, aus Friedfertigkeit

1771. und weisen politischen Absichten, seinen Posten, und entwich in Latium, seine alte Freystäte.

Die Art, wie sich Herr Klotz bey den antiquarischen Briefen betragen hat, ist so sonderbar, daß wir unsere Leser ein wenig damit unterhalten müssen. Wir wollen unsere Nachrichten mit Documenten belegen, damit man nicht glaube, wir bürdeten dem guten Manne etwas auf.

Kaum war der erste Theil der antiquarischen Briefe wenige Tage in den Buchläden zu haben gewesen, als sie in den Hallischen gelehrten Zeitungen No. 82 v. 13. Octob. 1768. angezeigt wurden. Man versicherte: „dies „sey eine bloße persönliche Zänkerey", die Hr. Leßing „mit Hn. Kl. anfienge — Leßing helfe sich mit Distink„tionen, er greife Druckfehler an — es sey in diesem Buche „die bitterste Galle ausgegossen, u. s. w." Wenige Tage darauf erschien das 7te Stück der Klotzischen Bibliothek, wo S. 465 u. f. auch sogleich die antiquarischen Briefe recensiret wurden. Herr Kl. versicherte, (NB. in seinem eignen Namen) diese Briefe wären „voller „persönlicher Beleidigungen, der Styl sey oft mehr als „bloß satyrisch — dieser Streit gehe nicht die Künste an" — Er versprach zugleich: „Herrn Leßing in einer besondern Schrift zu antworten."

Dies geschahe im November. Gegen Ende des December aber war der Zorn des Hn. Kl. schon so weit verrauchet, daß er zu dem Jahrgange 1768. seiner Zeitung eine höchst sanftmüthige Vorrede schrieb, worinn er beklagt, „daß „zwischen ihm und einigen Gelehrten die er hochgeschätzt „habe, und deren Verdienste er auch noch nicht verkenne, „eine Zwistigkeit entstanden sey," er versichert zugleich „daß durch alle gegen ihn herauskommende Schriften seine „Zufriedenheit im geringsten nicht gestöret werde." Er versichert, „daß er von den antiquarischen Briefen die „Helfte noch nicht gelesen habe und auch nicht lesen „werde". Er versichert: „daß er künftig keine Schrift, „die gegen ihn gerichtet sey, jemals beantworten „werde." *)

Wir unterwinden uns hiebey einige Fragen zu thun. 1) Woher kommt bey Hrn. Kl. der Eigensinn, daß er die antiquarischen Briefe gar nicht lesen will?

Wir bitten ihn ganz ergebenst, daß er doch so gütig seyn möge, sie noch zu lesen. Wir, die wir diese Briefe gelesen haben, können ihn versichern, daß sie sehr lesenswürdig sind, daß Er insbesondere recht sehr viel daraus lernen kann. Er kann viel im Alterthume und in den Künsten daraus lernen. Er kann lernen, daß er sich inskünftige für Sachen hüte, mit denen er sich bisher in der Welt lächerlich und verächtlich gemacht hat. Z. E. daß er künftig nicht von Sachen spreche, die er nicht versteht, wie er doch so oft gethan hat, z. E. daß er sich nicht widerspreche, und einen Schriftsteller bald einen großen Mann, bald wider einen Ignoranten nenne, nachdem es ihn seine Leidenschaft heißt, z. E. daß es falsch sey, daß ihn Hr. Leßing um Beurtheilung des Laokoon gebeten habe,**) z. E. daß er sich die hönische Gewohnheit abgewöhnen müsse, einen Autor, dessen Schrift er recensirt, persönlich anzugreifen, und etwa (wie Hr. Leßing Th. II. S. 258. anführet) von einem Juristen, dessen Schrift er in seinen Aktis recensirt, der Welt zu berichten: derselbe habe seine Creditoren betrogen, und um sich des Hungers zu erwehren, entweichen müssen. Alles Dinge auf die Hr. Klotz noch nicht gedacht zu haben scheint, und die er doch lernen könnte, wenn er nur die verzweifelten Briefe antiquarischen Inhalts, zu lesen sich entschliessen könnte.

2) Wie kann man den Werth eines Buchs beurtheilen, davon man nur die eine Helfte gelesen hat, und die andere nie lesen will? ***) Wie kann man insbesondere sagen, es gehe die Künste nicht an, betreffe nur eine persönliche Zänkerey, beschäftige sich mit Druckfehlern. Ist dem Hrn. Kl. niemals eingefallen, wie möglich es doch wäre, daß in der Hälfte der antiquarischen Briefe, die er nicht gelesen hat, wider Vermuthen sich etwas finden könnte, das die Künste interessire, das keine persönliche Zänkerey sey, das wichtigere Sachen, als Druckfehler erörtere.

3) Wie kann Hr. Kl. im November öffentlich versprechen, eine Schrift in einer besondern Schrift zu beantworten, von der er im December wieder öffentlich sagt, daß er die eine Hälfte davon nur

1771. gelesen habe, und die andere nie lesen wolle. Man pflegt doch sonst sich nicht eher zu einer Widerlegung zu entschliessen, bis man ein Buch durchgelesen hat. Oder wenn der Vorsatz zu widerlegen eher entstand, als die erste Hälfte durchgelesen war, woher kam der Vorsatz die andre Hälfte nie durchzulesen? Wir wünschen, daß Hr. Kl. seinem künftigen Biographen zu Liebe, öffentlich erklären möge, wie dies zugegangen sey.

4) Wie kann Hr. Kl. im November der Welt öffentlich versprechen, eine Schrift zu widerlegen und im December ebenfalls öffentlich sagen, er wolle keine Schrift, die gegen ihn gerichtet sey, jemals beantworten? Dies ist ja ein öffentlicher Widerspruch mit sich selbst. Hatte Hr. Kl. seine Meynung geändert, warum sagt er nicht, was ihn zu einer so plötzlichen Veränderung bewogen habe? Was mag wohl die Ursach dieser Veränderung seyn? Sollte etwan Hr. Klotz verschiedene Dinge in den antiquarischen Briefen gefunden haben, die er sich nicht zu beantworten getraute? Dies wäre sehr wahrscheinlich. Aber er hat ja nur eine Hälfte der antiquarischen Briefe gelesen, und in denselben nichts als Kriticken über Druckfehler, und persönliche Zänkereyen gefunden, die wichtige Hälfte hat er gar noch nicht gelesen. Er giebt uns daher zu verstehen, daß er aus Edelmuth, aus Friedfertigkeit sich in keine Streitigkeiten einlassen wollte. Wie schön wäre dies, wenn es wahr wäre! Aber sollte der Mann, der so viele Leute mit den verhaßtesten Persönlichkeiten angegriffen hat, der so wie es seine Leidenschaft heischt, bald Stümper lobt, bald großen Gelehrten verächtlich begegnet, der über den geringsten Widerspruch aus der Haut fahren will, sollte der blos aus Edelmuth aus Friedfertigkeit still schweigen? Dies ist nicht so recht wahrscheinlich, aber wohl könnte man vermuthen, daß er seine gänzliche Ohnmacht zu antworten mit dem Mantel der Friedfertigkeit bedecken will. Ey nun! einigermassen möchte er seinen Zweck erreichen, wenn er würklich sich ganz ruhig verhielte. Aber da der gute Mann nun seit 1768. keine Vorrede schreiben kann, (denn Bücher zu schreiben, hat er aufgegeben) ohne zwar in jeder Vorrede

zu wiederholen, daß er bey allen Angriffen wider ihn ganz gleichmüthig wäre, aber doch auch in jeder Vorrede, diejenigen, die etwas wider seine Schriften einwenden, wacker auszuschendiren, so glauben manche Leute, er müßte heimlichen Groll, im Herzen hegen, und er habe seine Worte, sehr schlau abgewogen, da er der Welt, blos versprochen hat, auf die Schriften, die wider ihn herauskommen, nicht zu antworten, denn dadurch hat er sich, der Freyheit darauf zu schimpfen gar nicht begeben. 1771.

Doch genug hievon. Wir betrachten die antiquarischen Briefe nicht blos als eine persönliche Zänkerey, wofür sie Hr. Kloz ausgiebt. Wir betrachten sie als ein Werk, das zu mehrerer Erläuterung der Alterthümer, und zur Einführung eines wahren guten Geschmacks in dieses Studium, die wichtigsten Beyträge liefert. In dieser Absicht haben wir sie sehr aufmerksam gelesen.

(Folgt Inhaltsangabe.)

*) Als der zweyte Theil der antiquarischen Briefe in den Hallischen Zeitungen angezeigt ward, so ward sogar versichert, daß unter allen Mitarbeitern, keiner zu finden gewesen, der diesen zweyten Theil hätte lesen wollen.

**) Herr Leßing hat dies Th. II. S. 217. und folglich aus zween Briefen die Hr. Kl. an ihn geschrieben, so einleuchtend bewiesen, daß man wohl siehet, Hr. Kl. ist sehr unglücklich, wenn er Briefe drucken läßt, die an ihn geschrieben worden. Der Gegentheil hat immer Briefe von Hrn. Kl. in Händen, die denn auch gedruckt werden, und das schlägt doch nicht recht vortheilhaft für Hrn. Kl. aus.

***) Sollte es wohl gar Hrn. Kl. gewöhnlich seyn, von solchen Sachen zu urtheilen, die er kaum halb lieset? Wenn dies etwa wäre, so ließe sich daraus erklären, warum er in seinen Zeitungen, seiner Bibliothek, in seinen Aktis und in allen Vorreden, zu mancherley Büchern, womit er die gelehrte Welt so reichlich beschenket, auf die kritischen Wälder und auf die allgemeine deutsche Bibliothek, so angelegentlich schimpft, da doch viele andere Leute, diese beyde Werke für so ganz leidlich halten. Der gute Mann mag sie wohl ebenso wenig lesen, als die antiquarischen Briefe, und blos deswegen urtheilt er so schief davon. Im Grunde müssen ihm dies die Verf. der allgem. deutschen Bibliothek und der kritischen Wälder nicht so gar übel nehmen, denn hat ers nicht mit den Alterthümern und den Kunstwerken eben so gemacht? Er urtheilte darüber frisch weg, ohne sie gesehen, oder recht erwogen zu haben.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1771, 1. Anhang, 1. Abtheilung, pag. 264—370, 373.

1771. **Briefe von Hrn. Lessing und Hrn. Kloz betreffend des erstern Werk Laokoon und des letzern Werk von geschnittenen Steinen, 1768. (Leipzig, bey Müller) 4 Bogen, in 8.**

Im Anfange erschienen des Hrn. Leßings Briefe wider Hrn. Kloz in dem Hamburgischen Correspondenten. Herr Kloz beantwortete den ersten Brief auch, in eben diesem Blatte. Dies bewog jemanden, der vermuthlich diese Briefe für interessant genug hielt, daß sie ausser den Lesern des Correspondenten, noch mehrern Lesern vor die Augen gelegt zu werden verdienten, die ersten zehn Briefe des Hrn. Leßings, und Hrn. Kloz Antwort auf den ersten Brief, (mehrere waren damals nicht erschienen) in dieser Sammlung zusammen heraus zugeben. Als hernach Hr. Leßing seine Briefe selbst unter dem Titel Briefe antiquarischen Inhalts herausgab und fortsetzte, so unterblieb die Fortsetzung dieser Sammlung.

Dies ist die wahre Geschichte dieser kleinen Sammlung. Die Hallische Zeitung aber, die keine Gelegenheit vorbey läßt, dem Verleger der allgemeinen deutschen Bibliothek Grobheiten zu sagen, und ihn hämischer Weise zu verunglimpfen, kündigt diese Sammlung (1768. No. 91.*) S. 727.) unter der Aufschrift Berlin bey Friedrich Nicolai an, und giebt vor, daß dies. Briefe durch einen Buchhändlerkniff nochmals abgedruckt werden, nachdem sie schon in den antiquarischen Briefen enthalten wären. Selbst dieses Vorgeben, ist einer von den unverschämtesten Kniffen der Hallischen Zeitung, die wenigstens zu verläumden und zu schimpfen suchet, wo sie nicht widerlegen kann. F.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1771,
1. Anhang, 2. Abtheilung, pag. 1033—1034.

---

*) Vom 14. November.

Wie die Alten den Tod gebildet, eine Untersuchung von Gotthold Ephraim Leßing. Berlin, 1769. bey C. F. Voß, 12 Bogen 4. 1 Bogen Kupferstich. 1771.

Auf dem Titel dieser Schrift ist der Tod nach der Vorstellungsart der Alten abgebildet, mit dem Motto:

Nullique ea tristis mago. Statius.

Wären wir gewohnt, neue Bücher nach dem Titel und Verfasser allein zu beurtheilen so möchten wir dieses Motto vielleicht im weitläuftigsten Verstande für wahr gehalten haben; wir haben aber die Schrift ganz gelesen, und nun sind wir versichert, daß die Wahrheit desselben wenigstens in Betracht des H. G. R. Klotz eine Ausnahme leide.

Illique ea tristis imago;

denn eben erwähnte Abbildung des Todes dienet ganz und gar nicht in dieses großen Mannes Kram, und der Tod ist immer ein trauriger Gedanke für einen Mann, der seinen Ruhm gern über die Schranken des Lebens hinaus verbreiten möchte, und seinen eigenmächtigen Ruhm doch gleichwol schon bey lebendigen Leibe verwelken sehen muß.

Daß wir uns hierinn nicht irren, überreden uns einige Symptomata, die wir nebst dem ganzen deutschen Publiko an dem H. G. R. K. und seinen und seiner Freunde Schriften seit langer Zeit schon bemerkt haben. Es sind *bißige Empfindlichkeit* bey vernünftigen Zweifeln an seiner Infallibilität und bey den gegründetesten Widersprüchen; *unerbittliche Rache* an allen, die nicht zu seiner Fahne geschworen und nicht aufgenommen seyn wollten in den Bund, der nicht bestehen konnte; unerbittliche Rache bis ins dritte und vierte Glied, sogar an manchen Unschuldigen, blos weil derjenige ihm Recht wiederfahren ließ, der unter H. K. Banne war; *Triumpf* beym Schweigen seiner Gegner; *Schimpf und eine vornehme geschäftige Miene* bey unwiderlegbaren Widersprüchen, die man nie die Zeit hat im Ganzen zu beherzigen und nur mit einzelnen Ausfällen und Instanzen auf Nebendinge, die nicht zur Sache gehören, übern Haufen werfen will, nicht kann; *fortdauernde Zudringlichkeit* in allen Feldern der Gelehrsamkeit, wo H. K. doch gar nicht zu Hause ist; erlaubte und unerlaubte

1771. Waffen; eigne Bibliotheken und Zeitungen, Bundesverwandte, lateinische und deutsche, mit und ohne Namen, Gift und Galle, Witz und Aberwitz, Satyre und Pasquill, nebst einem dicken Wohlgeruch von Weyhrauch-Dampf um sich her, womit man sich selbst und durch dienstbare Knaben umhüllt und umhüllen läßt, um dem unvermeidlichen Schicksal der litterarischen Vernichtung die Bitterkeit zu benehmen und kurzsichtigen Leuten die Augen gar zu verblenden. Kein Proteus kann verschiednere Gestalten angenommen haben, als H. K. seitdem er sich und andern angenehme Stunden zu machen gut gefunden. Es thut uns leid um ihn. Auch würden wir seine sonderbare und eigenthümliche Empfindlichkeit, die sich leider nur zu oft an unsrer Bibliothek und ihren vermeinten Mitarbeitern geübt hat, hier nicht gerügt haben, wenn wir es nicht hätten thun müssen, um H. L. zur Abänderung des Motto zu bewegen. Eine Unwahrheit auf dem Titel einer Schrift, die der Wahrheit heilig seyn sollte und heilig seyn wird, ist wirklich ein Uebelstand; und daß es eine Unwahrheit sey, wird H. L. aus dem künftigen Betragen des H. K. vielleicht nur zu deutlich schliessen können.

Doch zur Sache selbst. „Hr. L. wollte nicht gern, „daß man diese seine Schrift nach ihrer Veranlassung „schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, „daß nur die Art, wie er sie genutzt, ihn entschuldigen „kann, daß er sie überhaupt nutzen wollen. Vorrede S. I."

„Immer nemlich glaubt Hr. Klotz ihm auf den Fersen „zu seyn; aber immer wenn sich Hr. Leßing auf sein Zu„rufen nach ihm umwendet, sieht er ihm ganz seitab in „einer Staubwolke auf einem Wege einhergehen, den er „nie betreten hatte." S. I.

Der neueste Zuruf dieser Art lautet in des H. G. R. K. Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen seines verewigten Freundes, des Grafen Caylus also: „Herr Leßing „wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten „Artisten den Tod nicht als ein Skelett vorgestellt hätten „(Laokoon S. 122.) eben den Werth beyzulegen, den seine „zween andern Sätze, daß die Alten nie eine Furie ge„bildet und nie schwebende Figuren ohne Flügel gebildet

„haben," denn — zu Florenz ist ein altes Skelet von Bronze, das auf einen Aschenkruge ruht — denn auf geschnittnen Steinen und einigen Urnen sind völlige Gerippe abgebildet. 1771.

„Es ist bey Gott wohl eine große Freyheit, mir zu „widersprechen," sagt H. L. S. 3. und fügt hinzu: „Aller„dings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich H. K. „verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten „Mann verdrüßlich machen. Wenn ich sage: es ist noch „nicht Nacht: so sagt H. K. aber Mittag ist doch „schon vorbey". Wenn ich sage, sieben und sieben „macht nicht funfzehn: so sagt er, aber sieben und „achte macht doch funfzehn. Und das heißt er mir „widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeyhliche Irthümer „zeigen".

„Ich bitte ihn (H. K.) einen Augenblick seinen Ver„stand etwas mehr als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen."

„Ich habe behauptet, die alten Artisten haben den „Tod nicht als ein Skelet vorgestellt: und ich behaupte es „noch. Aber sagen, daß die Alten den Tod nicht als ein „Skelet vorgestellt: heißt denn dies von ihnen sagen, daß „sie überhaupt kein Skelet vorgestellet? und muß denn, wer „das eine läugnet, auch nothwendig das andre läugnen?"

Mehr braucht H. L. nicht zu antworten; für die Gelehrten jedoch, die an den verkehrten Einbildungen des H. K. mehr oder weniger Theil nehmen, beweiset er zweyerley:

Vors erste: daß die Alten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß sie, wenn sie ein Skelet vorstellten, darunter etwas ganz anders meynten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

Die Alten stellten den Tod nicht als ein Skelet, sondern nach der Homerischen Idee als den Zwillingsbruder des Schlafs vor, mit aller Aehnlichkeit, die man bey Zwillingen so natürlich erwarten kann; nemlich in der Gestalt eines Genius, bald mit, bald ohne Flügeln, der mit übereinander geschlagnen Füssen traurig stehend

1771. sich auf eine umgekehrte Fackel stützet und zuweilen den Sterbecranz und das Bild der Seele den Schmetterling neben sich hat.

Der Beweis, der zugleich eine vortrefliche Ergänzung und Berichtigung der Winkelmannischen Allegorie über die Vorstellungen des Todes und Schlafes ist, gehet von S. 5 bis S. 50; ist in der Hauptsache unwiderlegbar und gründet sich auf vorerwähnte von allen Dichtern des Alterthums einmüthig angenommene Homerische Idee und auf eine Reihe von alten Monumenten, die zwar schon aus dem Boißard, Pighius, Bellori, Stephanonius, Maffei, bekannt sind, bis dahin aber entweder gar nicht oder doch falsch erklärt waren.

Man muß ihn ganz lesen, wenn man ihn in seiner ganzen Stärke übersehen will. — Gf.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1771, 14. Band, 1. Stück, pag. 73—80.

Anthologie der Deutschen, herausgegeben von Christian Heinrich Schmid, Prof. zu Erfurt. Frankfurt und Leipz. bey Dodsley, 1770. 1 Alph. 2 Bogen 8.

Es wäre immer ein guter Gedanke, die lesenswürdigen Gedichte, solcher Dichter zu sammeln, welche entweder nur beiläufig einige einzelne geschrieben haben, welche sie selbst nicht zusammen herausgeben können und wollen, oder solche, in deren Werken unter vielen mittelmäßigen nur hie und da etwas gutes befindet; und dies scheint die Absicht des Sammlers dieser Anthologie gewesen zu seyn. Nur ist er dabey, wie man augenblicklich sieht, sehr eilfertig und nachläßig zu Werke gegangen, und mag sich auch keinen festen Plan gemacht haben.

— Lessings zwey Lustspiele*) stehn gewiß nicht mit des Verf. Erlaubniß in dieser Sammlung. Man könne nicht sagen, meynt Hr. S., daß der V. die alte Jungfer verworfen habe. Wir dächten, allerdings; denn er hat

*) Siehe pag. 320.

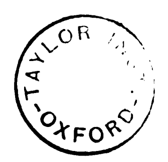
sie nicht in die Sammlung seiner Lustspiele aufgenommen. Oder wenn diese Sammlung noch nicht vollständig ist: weis H. S. denn, was Hr. Lessing noch mit diesen Stücken vor hat, ob er sie der Umarbeitung werth findet; oder sie ganz der Vergessenheit überlassen will? Wahrlich wir wissen nicht, wie wir ein so unwürdiges Betragen nennen sollen. — 1771.

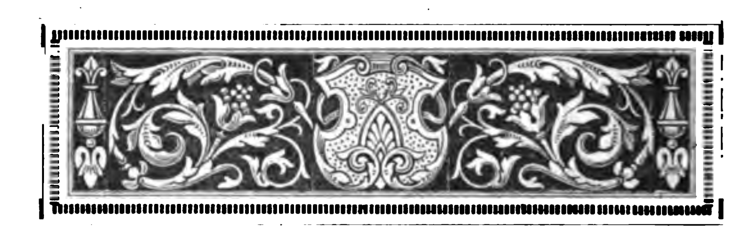
Lo.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1771, 14. Band, 2. Stück, pag. 552, 553.

Leßings Miß Sarah Sampson ist von Hrn. Mag. Zwergius ins Dänische übersetzt worden.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1771, 15. Band, 2. Stück, pag. 627.





1772.

1772. Nie darf man in einer Recension nach unserm Urtheile sich kürzer fassen, als wenn man Meisterstücke anzuzeigen hat; und was erwartet man von einem Leßing anders, als Meisterstücke? Wir machen daher nur blos unsern Lesern bekannt, daß Herr Leßing endlich den allgemeinen Wunsch Deutschlands erfüllt, und einen Theil seiner vermischten Schriften herausgegeben hat. Dieser erste Theil enthält nach einer kurzen bescheidenen Vorrede 144 deutsche und einige lateinische Sinngedichte. Verschiedene von denen, die man in den alten Ausgaben findet, sind beybehalten, und sehr viele neue hinzugefügt worden. Sie sind alle im Geiste des Martials geschrieben, wir wollen eines davon abschreiben, ohne eben eine sorgfältige Auswahl zu treffen; denn wo alles gut und vortrefflich ist, wird die Auswahl in Wahrheit schwer. Es ist das fünfte S. 5.

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam
Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweites auszuhecken —
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bienchen uns, und läßt den Stachel stecken,
Und martert sich und stirbt.

Auf den Sinngedichten folgen Abhandlungen über das Epigramm, über den Katull, Martial, u. s. w. Den Beschluß dieses Bandes macht eine Sammlung Lieder, die wol alle unsere Leser kennen werden, und die auch unter dem Titel Leßings Kleinigkeiten, in verschiedenen Auf-

lagen schon in allen Händen sind, so wie es auch diese Auflage in kurzer Zeit seyn wird. 1772.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1772, 31. Januar.

„**Wie die Alten den Tod gebildet.** Nullique ea tristis „imago. Stat. Eine Untersuchung von **Gotthold Ephraim** „**Leßing**. Berlin, 1769. bey C. F. Voß."

Eine Schrift, welche wir allen, die in dem Fache der Alterthümer etwas schreiben wollen, als ein Muster anpreisen können. Gewiß, man würde sich über die Trockenheit des antiquarischen Studiums nicht beklagen dürfen, wenn alle dahin einschlagenden Abhandlungen in diesem Tone geschrieben wären.

(Folgt Inhaltsangabe.)

Leßing kann auch rauhe Wege mit Blumen bestreuen, und Wildnisse in anmuthige Gefilde verwandeln.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1772, 14.—21. Februar.

Aus einem Briefe von Braunschweig, den 13. März.

Wir feyern Heute den Gebuhrtstag unsrer gnädigsten Landes-Mutter. Ob der Hof Galla oder Kammertrauer anlegen wird, ist noch nicht angesagt. Aber das wird Ihnen eine sehr angenehme Nachricht seyn, weiß ich, daß der heutige Tag auch durch ein ganz neues Trauerspiel von Leßing gefeyert wird. Alle Liebhaber der Bühne sind in der ungeduldigsten Erwartung, umsomehr, da Herr Leßing es niemanden von seinen hiesigen Freunden hat lesen lassen. Es heißt Emilia Galotti; das ist alles, was ich heute noch davon sagen kann; aber nächstens schreib' ich Ihnen mehr davon, denn sie werden gleichfalls ungeduldig sein, ein neues Leßingisches Trauerspiel zu kennen, und obgleich in Berlin daran gedruckt wird, ist es doch noch nicht fertig.

1772. Ich wette, Sie wären heute gerne bey uns, und da hörten sie den auch einen Prolog oder so etwas, wie Sie denken können, von der Erfindung und Feder des Hrn. Döbbelin.

Der Wandsbecker Bothe *), Wandsbeck, 1772, 17. März.

Braunschweig, den 16. März.

Des Hrn. Leßings Emilia Galotti ist hier zum erstenmal mit ausserordentl. Beyfall aufgeführt worden. Sie wissen, was Leßing fürs Theater zu schreiben pflegt, aber man sagt hier durchgehends, daß er diesmal noch mehr geschrieben habe.

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 21. März.

„**Emilia Galotti**. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, „von **Gotthold Ephraim Leßing**. Berlin, bey Christian „Friedrich Voß. 1772.“ Endlich einmal wieder ein Trauerspiel — ein deutsches Original — von dem Verfasser der Miß Sara Samson, das uns verschiedene andere, schwache, copirte, in deutscher Sprache geschriebene, lange Zeit wird vergessen lassen, und welches wir zuverſichtlich der besten Englischen und Französischen Tragödie an die Seite setzen können. Loben wollen wir nicht. Ein jeder weiß, wie Herr Leßing die einfachste Begebenheit zu dem interessantesten Stück umschaffet, was für Situationen er anleget, wie er die Charactere bearbeitet, und — welcher Dialog in seinen Schauspielen herrschet. Man lese Emilia Galotti, nur ein paar Seiten, und gleich wird man fortgerissen. Lauter Action vom Anfange bis zu Ende des Stücks, keine langweilige Tiraden, keine frostige Sentenzen, die in jedem Sittenbüchelchen stehen. — Doch wir wollen ja nicht loben. — Hier ist der kurze Plan desselben:

„Emilia Galotti, die Tochter von Odoardo und

---

*) Herausgeber: Matthias Claudius, unter dem Pseudonym: Asmus.

Claudia Galotti, war mit dem Grafen Appiani versprochen, und auf dem Punkt, ihre Verbindung mit ihm zu vollziehen. Noch an eben dem Tage, da die Vermählung vor sich gehen sollte, ließ Hettore Gonza,*) Prinz von Guastalla, der sich in Emilia Galotti äußerst verliebt hatte, auf Anrathen des Marinelli, seines Kammerherrn, dem Grafen Appiani den Auftrag geben, sogleich in seinen Vermählungsangelegenheiten mit der Prinzeßin von Massa, nach Massa zu reisen, um die Verbindung des Grafen zu verzögern. Der Graf, welcher kein Unterthan des Prinzen, sondern freywillig an seinen Hof gekommen war, schlug es ab. Indessen hatte der Prinz die Emilia in der Messe gesehen, und ihr seine Liebe bekannt gemacht, worüber sie so erschrocken, daß sie voller Angst zu ihrer Mutter zurückgeeilet war. Da der Graf Appiani nicht gehorchen wollte, so veranstaltete es Marinelli, daß er unterwegens als er mit der Emilia und ihren Eltern zu seiner Vermählung abreisete, durch erkaufte meuchelmörderische Bediente angegriffen wurde. Der Graf bekam einen Schuß, woran er starb, und die Braut wurde auf das Lustschloß des Prinzen geführt, wohin ihr ihre Eltern bald folgeten. Die Verrätherey wurde entdeckt, und der Vater der Emilia, besorgt für die Ehre seiner Tochter, und von selbiger aufs empfindlichste selbst angereizt, erstach sie mit einem Dolch, und zeigte sie dem Prinzen in ihrem Blute."

1772.

Aus dieser simpeln Begebenheit hat Herr Leßing das vortrefflichste Stück zu verfertigen gewußt. Wir müßten alle 5 Aufzüge des Trauerspiels abschreiben, wenn wir zeigen wolten, was uns am meisten gefallen. Die Unterredung des Prinzen mit dem Mahler Conti, welcher ihm das Portrait seiner ehemaligen Geliebten, der Gräfinn Orsina, und von ungefähr auch das Bildniß der Emilia bringet, wobey wir die Meisterhand des Kenners der schönen Künste mit Vergnügen bemerket, die Gegenwart der Orsina auf dem Lustschlosse des Prinzen, als Emilia nebst ihren Eltern da waren, und die Reden derselben mit dem Bösewicht Marinelli, Kammerherrn des Prinzen, und mit dem Vater der unglücklichen Emilia, machen die Charaktere

---

*) Siehe pag. 359 9. Zeile von oben.

1772. der handelnden Personen kenntlicher, und die Haupthandlung des Stückes interessanter.

Man kann aus vielen guten Trauerspielen Stellen ausziehen, welche allein gelesen, wenig an ihrer Schönheit verlieren; allein, einzelne Stellen aus Emilia Galotti gezogen, verlieren unserer Meynung nach, zu viel. Und kann dieses in einem Stücke, wo lauter Action ist, wol anders seyn? Aber eben dadurch erhält Herr Leßing einen Rang unter den vornehmsten dramatischen Dichtern, auch der Ausländer, zu dem wenige hinangekommen sind. Mit vieler Ungeduld erwarten wir die Vorstellung dieses vortrefflichen Stücks auf unserm Theater von der Ackermannschen Gesellschaft, mit der sichern Hoffnung, daß sie nach dem Wunsch der Kenner ausfallen werde. Wir wissen nicht, ob sich der Herr Verfasser die Geschichte des Stücks selbst geschaffen, und, um dem Charakter des Vaters der Emilia mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, eine Italienische gewählet, oder ob er sie wirklich irgend wo gefunden habe. Wir kennen zwar eine Italienische Familie Galeotti, und einen Prinzen von Guastalla, Don Ferrante Gonzaga, aus dem Mantuanischen Hause; (Annali d'Italia — compilati da Lodovico Antonio Muratori Tomo XIV.) allein, die Begebenheit selbst haben wir nicht finden können.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1772, 24. März.

Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; von **Gotthold Ephraim Leßing**. Berlin, bey Voß. 1772. 152. Seiten in 8vo.

Da wir voraussetzen können, daß ein grosser Theil unserer Leser bey der Vorstellung dieses Meisterstücks der dramatischen Kunst gegenwärtig gewesen sey; so verweilen wir uns nicht bey einem umständlichen Auszuge seines Plans, welcher ohnedies durch die ausserordentlichste Simplicität, und durch die große Manier vorzüglich bewundernswürdig ist, die wir an den tragischen Dichtern des Alterthums so sehr verehren, und bey den Neuern, auch unserer Nation, bisher so sehr vermissen. Unter allen Merkmalen des Genies, woran dies Stück so ungemein

reich ist, sticht keins durchgehends mehr hervor, als eben 1772.
diese weise, unnachahmliche Oekonomie, mit welcher der
Dichter das simpelste Subjekt in einen Plan zu verweben
gewußt hat, der nichts von dem zusammengestückten An=
sehen episodischer Behelfe an sich hat, der keiner einzigen
müßigen und ermüdenden Scene, keiner kalten oder roman=
haften Deklamation, keiner frostigen Erzehlungen, keiner
widernatürlichen Situationen, zu seiner Consistenz bedurfte;
sondern in welchem alles aus dem zum Grunde liegenden
Stoffe in der natürlichsten Folge herausgezogen, jede Scene
durch Handlung, durch Aeusserung der treffendsten Charaktere
belebt, der Ton des Gesprächs diesen Charakteren und der
Natur höchst gemäß ist, jeder Umstand, der zur Entwickelung
des Subjekts gehörte, entweder unmittelbar, oder doch in
seinen nächsten Folgen, vor den Augen des intereßirten
Zuschauers vorgeht, und so vorgeht, wie es die Natur der
dabey spielenden Leidenschaften und der einmal festgesetzten
Charaktere der handelnden Personen erforderte.

Alle diese Vorzüge, denken wir, sind an diesem Stücke
so einleuchtend, die Schönheiten desselben sind so treffend,
daß es uns befremden sollte, wenn einer oder andrer von
den Zuschauern oder Lesern desselben nicht davon völlig
gerührt und eingenommen wäre, und bey sich einer kalten
Kritik, gegründet auf verwöhnten Geschmack und ein=
geschränkte Vorurtheile, Raum geben könnte; daß es uns
um denjenigen leid seyn sollte, der Natur und gesundes
Gefühl durch eine übel verstandene Delikatesse schon so weit
hinweg verfeinert hätte, daß er Meisterzüge für Plattheiten,
oder Spiele des Witzes, die wahrsten, redendsten Gemählde
für Verzerrungen, und die schicklichsten durch den feinsten
Zusammenhang verbundenen Scenen für übel angebracht
nähme. Wie gesagt, dergleichen Vorurtheile würden uns
sehr befremden; und wir wollen lieber, unter der Voraus=
setzung eines allgemeinen Beyfalls, wozu uns der Werth
des Stücks und das Zutrauen zum Geschmacke unsers
Publikums berechtigt, uns und unsern Lesern das Vergnügen
machen, einige von den schönsten Zügen dieses Trauerspiels,
die am meisten Bewunderung und Rührung bey uns
erweckten, aufs Neue ins Gedächtniß zurück zu rufen. In
dieser Absicht wollen wir die Personen des Stücks nach

1772. der Reihe durchgehen, ohne doch bey der Beobachtung dieser einzelnen Figuren die Rücksicht auf die ganze Gruppe und die Manier der Gruppirung aus den Augen zu lassen.

Emilia Galotti, ein Mädchen voller Liebreitz, Bescheidenheit und der sanftesten Unschuld, welche durch Erziehung und Religion in ihr gebildet und gesichert ist. Edeldenkend, und doch dabey weiblich und jugendlich; ein fein gemischter Charakter, dessen Trennung uns schon so manches romanhaftes Mädchen aufs Theater gebracht hat; schüchtern und bey unerwarteten Begegnissen äusserst betroffen; aber bald wieder in sich gekehrt und gesetzt; oder, wie es ihre Mutter (Akt 1. Sc. 8.) ausdrückt: „Die furchtsamste und entschlossenste ihres Geschlechts; ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend, auf alles gefaßt." Der naife Zug, daß sie (S. 49.) glaubt, dem Grafen alles sagen zu müssen, was ihr begegnet ist, macht sie uns eben so liebenswürdig, als die willigste Nachgebung gegen die Vorstellungen ihrer Mutter, und die Bescheidenheit, mit welcher sie den Schmuck ihres Hochzeittages wählt. Ihr ganzes Verhalten, wenn sie nun in den Händen des Prinzen ist, entspricht ihrer oben angeführten Gemüthsart völlig; und die grausame Bitte an ihren Vater, ihr den Tod zu geben, wird die ganze siebente Scene des letzten Aufzugs hindurch, auch von ihrer Seite meisterhaft vorbereitet: durch ihre anscheinende Ruhe, die, sobald sie ihre Gefahr wahrnimmt, wieder gestöhrt, und zur ängstlichen Besorgniß, sogleich aber wieder zur gesetzten Entschlossenheit wird, sich durch keine Gewalt zwingen zu lassen. Und in dieser Fassung, wie natürlich, daß sie beim Anblicke eines Dolchs, ihn als das geschwindeste Mittel ansieht, aller Verführung auszuweichen, deren Gewalt sie sich itzt aufs lebhafteste vorstellt, und dabey das Gefühl der Natur, und ihres warmen, jugendlichen Bluts in ihre Seele zurückrufe! Auch ihre strenge Denkungsart in der Religion kann ihr hier nicht in den Weg treten; sie sieht, nach den Begriffen ihres Glaubens, einen solchen Tod für Märtyrertod an. Ihr Vater befriedigt den Wunsch desselben; und noch behält sie die Ueberzeugung, er habe nur „eine Röse gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert," küßt seine Hand, und sucht ihn

noch mit ihren letzten gebrochenen Worten: „Nicht Sie, mein Vater — ich selbst —“ über seine That zu beruhigen. 1772.

Der Charakter dieses Vaters, des Odoardo Galotti, wie meisterhaft ist er angelegt, mit wie vieler Kunst entwickelt, und mit welcher Sorgfalt durchgehends beybehalten! Schon das: „alter Murkopf!“ in dem Monolog des Prinzen (S. 16.) giebt uns einen vorläufigen Wink, wie er seyn wird, wie er vornämlich in Beziehung auf den Prinzen seyn wird. Die geschäftige Eile, mit welcher er ankömmt, und sogleich wieder fort will; die unruhige Besorgniß für seine Tochter, sobald er hört, daß sie allein ausgegangen sey; die Gesinnungen, welche er (Akt 2. Sc. 4.) in Ansehung des schimmernden Stadtlebens und Hofglücks äussert; die starke Antwort auf die Einrede seiner Frau, der Prinz hasse ihn vielleicht weniger, als er besorge: „Ich besorg auch so was!“ die Unruhe, worein ihn (ebend.) jeder Umstand in der Erzehlung von der Unterredung des Prinzen mit seiner Tochter setzt; sein ganzes Betragen bey der Aufschliessung seines Unglücks, die ihm (S. 118. ff.) Orsina macht; seine starke, innige Empfindlichkeit darüber, die nicht in Klagen, sondern gleich in thätige Würksamkeit ausbricht; der Dank, mit welchem er von jener den Dolch annimmt; die schreckliche Ruhe, die er darauf gegen seine Frau anzunehmen sucht; die beyden herrlichen Monologen S. 130. und S. 134; sein gesetzter Muth und seine Erbitterung bey der Unterredung mit dem Prinzen; die fürchterliche Wildheit, in die er durch dieselbe gerathen ist, und die ihm schon weit weniger Fassung mehr übrig läßt; das letzte Gespräch mit seiner Tochter, wo er wieder Vater wird, und eben dadurch ihre Gefahr noch für grösser, für unvermeidlicher ansehen lernt, und sich durch ihren dringenden Ungestüm bewegen läßt, ihr den Tod zu geben; endlich die Entschlossenheit und Drohung, mit welcher er den Prinzen verläßt; alle diese Züge schildern uns einen Charakter, der in der menschlichen Natur vielleicht nicht selten, und so sehr dramatisch ist, „einen brausenden Jünglingskopf mit grauen Haaren,“ wie er sich selbst nennt, der zwar Grundsätze genug hat, so strenge sie auch übrigens sind, um seiner Hitze Einhalt thun zu wollen; aber immer sich von den ersten Eindrücken und von seinem Zorne dahin reissen

1772. läßt; und nun bey dem allen ein Charakter, den wir bewundern, über den der Gutgesinnte von sanfterm Gefühle mit der Claudia ausruft: (S. 43.) „Welch ein Mann! — O der rauhen Tugend!" und der von gesetztern Gesinnungen mit dem Appiani: (S. 52.) „Welch ein Mann! — Das Muster aller männlichen Tugend!"

Einen auffallenden Contrast in ein Stück hineinzubringen, dem Geizigen einen Verschwender, dem Verläumder einen Redlichen, und dem Vernünftigen einen Gecken entgegen zu stellen: diese Kunst verstehen und üben auch allenfalls unsre dramatischen Stümper. Aber die feinere Mischung und Schattirung solcher Charactere, die eigentlich durch einerley Trieb und allgemeine Denkungsart regiert werden; aber durch die Verschiedenheit des Geschlechts, der Lebensart, des Temperaments u. s. f. auch verschiedentlich modificirt sind; diesen feinern Contrast glauben wir in der Abstechung des Charakters der Claudia gegen die Denkungsart ihres Mannes, des Odoardo, zu entdekken. Keine romanhafte Frau, deren erkünstelte Tugend alle Spuren weiblicher Eitelkeit und Nachgebung verdrängt hätte. Sie äussert dieselben vielmehr in der Art, wie sie das gütige Bezeigen des Prinzen gegen ihre Tochter aufgenommen hat, und ihrem Manne erzehlt, bey dem es ganz andre Gemüthsbewegungen hervorbringt. Und doch, wie sind diese Züge der Eitelkeit durch einen feinen Anstrich einer gewissen Kurzsichtigkeit und gelehrigen Denkungsart gemildert! In der Unterredung mit Emilien (Akt. 2. Sc. 6.) verräth sie das mütterlichste Herz, und einen durch Grundsäzze gebildeten Verstand, wodurch sie ihre Tochter belehrt, ohne zur überlästigen Predigerinn zu werden. Und nun vollends in der letzten Scene des dritten Akts, wie stark, wie eindringend ist hier die Sprache der gekränkten Mutter, deren Ungewißheit von dem Aufenthalte ihrer Tochter schon so beunruhigend, und deren Gewißheit davon vollends schrecklich ist! wie eindruckvoll und erschütternd ist nicht das wiederholte: „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen!" — Die ganze Scene that auf dem hiesigen Theater desto stärkere Würkung, da sie ungemein schön, mit völliger Innigkeit des Affekts, und doch mit dem gehörigen Menagement, gespielt wurde. —

Der vortrefflichen Scene im fünften Aufzuge zwischen der Claudia und dem Odoardo, haben wir schon oben erwähnt. Die Entfernung der erstern von der Theilnehmung an dem übrigen Verlaufe des Stücks wird auf die schicklichste und wahrscheinlichste Art verbreitet. Ein geringerer Dichter hätte sie nicht so, und mit ihr eine willkommene Gelegenheit zu einigen Scenen voller Geschrey und Ausrufungen davon gehen lassen.

Hettore Gonzaga, (nicht Gonza, wie in den gedruckten Exemplaren steht) ein Prinz von Guastalla, dessen herrschender Charakter Sinnlichkeit und Wollust ist, und der dabey alle die Nüancen der Gutherzigkeit und der weichen, nachgebenden Denkungsart hat, welche in den jüngern Jahren des Lebens mit einem solchen Charakter verbunden zu seyn pflegen. Sein Verstand, seine Ueberlegung, seine Entschlüsse, alles ist seiner Leidenschaft untergeordnet; diese ist für itzt auf Emilien gerichtet; und nun wendet sich alles bey ihm nach dieser Richtung. Die Bittschrift einer Emilia Bruneschi, so viel sie auch fodert, wird doch sogleich gewährt, weil sie Emilia heißt — für das Bild seiner Geliebten mag der Mahler fodern, so viel er will — seinen Günstling sieht er sogleich für einen treulosen Verräther an, da er ihm von Emiliens Verbindung erzehlt, wenn er gleich weiß, daß er ihm diese Liebe nie vertraut hat — nicht den kleinsten leichtsinnigsten Gedanken über diese Liebe und deren Gegenstand kann er dulden — er will den letztern in der Messe aufsuchen; und nun sind ihm alle Geschäfte nichtswürdig; selbst ein Todesurtheil zu unterschreiben, macht ihm in dieser Fassung kein Bedenken. In der Unterredung mit dem Marinelli (Akt 3. Sc. 1.) wird dieser Charakter noch mehr entwickelt. Die auffahrende Hitze gegen seinen Vertrauten bey dem Anscheine, daß seine Anschläge fehlschlagen, und die bereitwillige Versöhnlichkeit gegen diesen falschen Freund, dessen Spiel er nun einmal geworden ist, sind jener sinnlichen Denkungsart ungemein gemäß. Dahin gehöret auch die offenherzige Erzehlung, die er S. 77. von dem Verlaufe seiner Unterredung mit Emilien in der Messe macht. Wie wahr sind diese Eindrücke der schüchternen Unschuld auf das wollüstigste Herz! Dahin gehöret ferner sein Betragen, nachdem er die Er-

1772. mordung des Appiani erfahren hat. Der Gedanke an diese schuldige That, und das kalte Blut, welches Marinelli dabey behält, ist ihm unerträglich, weil ihm das Verbrechen zu groß, und der Erfolg davon nicht heilsam genug dünkt. Dahin gehöret endlich seine Herablassung gegen den ihm sonst verhaßten Odoardo, (Akt 5. Sc. 5.) und die Beschämung, mit welcher er da steht, und Emilien, in ihres Vaters Armen, sterben sieht. Bey dem allen muste der Dichter vermöge seiner Weltkenntniß, diesem Charakter den Anstrich einer feinen Erziehung und einer gelegentlichen Aeusserung gebildeter Sitten und Gesinnungen geben, wodurch die Wahrheit desselben noch mehr erhöhet, und der Abstand um so viel sichtbarer wird, welchen dies Gemählde von der Hand des Meisters, von so manchen verfehlten Karikaturen der Fürsten und Leute aus der grossen Welt hat, welche unsre mittelmäßigen Dichter auf die Bühne zu bringen pflegen.

Gedachtem Prinzen Hettore Gonzaga wird ein Kammerherr, Marinelli, zum Vertrauten gegeben — zu keinem müßigen Vertrauten; zum Werkzeuge seiner Absichten und Leidenschaften — ein Geschöpf von dem hassenswürdigsten und niedrigsten Charakter, wie er in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, viel weniger an Höfen, nicht geduldet werden sollte; wie ihn aber beyde, vornämlich da, wo der Fürst selbst verderbt ist, leider! sehr oft aufzuweisen haben. Der Ton, aus welchem er gleich in seiner ersten Unterredung mit dem Prinzen spricht, verräth uns alsobald, auf welchem Fusse er mit ihm steht; und wer diesen Ton zu frey, zu unbescheiden, und zudringlich findet, der bedenke nur, welcher Begegnung man sich durchgehends von allen Untergeordneten aussetzt, sobald man sie zu Vertrauten und Werkzeugen seiner Schwachheiten macht. Und wie manche Vorwürfe und harte Worte steckt er auch dagegen mit kriechenden Verbeugungen oder mit Antworten im scherzendem Tone ein, die jedem rechtschaffenen Manne von seinem Fürsten doppelt empfindlich, auch von Ihm beleidigend und kränkend seyn müssen! — Die allmähliche Entwickelung dieses Charakters ist meisterhaft. Anfänglich zeigt sich nur sein Leichtsinn, der von allem nur die Oberfläche bemerkt, in der Gräfinn Orsina nichts, als eine Närrinn, in

dem Grafen Appiani nichts, als einen empfindsamen Sonderling, in Emilien nichts, als ein Mädchen ohne Vermögen und Rang sieht. Mit der Verführung dieser Unschuld ist es ihm ein leichtes Spiel; die Mittel zur Entfernung des Grafen kosten ihm wenig Nachsinnen; er geht selbst zu ihm; er braucht die Larve der Freundschaft und des Diensteifers; alle die edle Verachtung, womit ihm der Graf begegnet, schmerzt ihn nicht, bis er durch ein Wort, das doch im Grunde weniger sagt, als jene Begegnung, seine Ehre beleidigt glaubt, und sich dabey mit der solchen Leuten gewöhnlichen Prahlerey und Feigherzigkeit beträgt. Und nun weiß er die Befriedigung seiner Rachgier und das Interesse des Prinzen in einen meuchelmörderischen Plan zu vereinigen, der ihm auch gelingt. Jene beschäftigt ihn immer am meisten; dieses dient ihm zum Vorwande. Seine Verstellung gegen die Claudia, und das kalte Blut, womit er die schrecklichsten Vorwürfe dieser verzweifelnden Mutter anhört; das jämmerliche Raisonnement, womit er es (S. 95.) dem Prinzen einzureden sucht, der Tod des Grafen sey nicht in seinem Plane gewesen, sey ihm nichts weniger als gleichgültig; der Triumph über den Vorzug seiner Anschläge vor den Maaßregeln, die der Prinz nahm; die elende Figur, welche er und sein Verstand gegen die Gräfin Orsina machen; die boshaften Vorkehrungen, unter welchen er es dem Prinzen, in Gegenwart des Odoardo, begreiflich zu machen weiß, daß man Emilien nicht aus den Händen lassen müsse; dies alles zeigt uns diesen Nichtswürdigen in seiner ganzen verächtlichen, hassenswerthen und abscheulichen Gestalt, und macht die letzte Rede des Prinzen in die Seele des Zuschauers desto eindringender: „Gott! Gott! — Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, „daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel „in ihren Freund verstellen?“

Desto liebenswürdiger ist dagegen der Graf Appiani, auch ein Mann von der grossen Welt, und voller Ehre; aber nicht niederträchtig genug, sich am Hofe zu bücken, zu schmeicheln, zu kriechen, die Marinellis auszustechen zu suchen, um endlich ein Glück zu machen, dessen er, bey seinem Reichthume, nicht bedarf. (S. 40.) Schon die verächtliche Art, mit welcher Marinelli gegen den Prinzen

1772. von ihm spricht, macht uns diesen Mann liebenswürdig; noch mehr die Achtung des Odoardo, dieses Mannes von so strengen Grundsätzen, der besonders den Entschluß an ihm rühmt, in seinen väterlichen Thälern zu leben. — Auch dies Vaterland des Grafen, die Thäler von Piemont, hat der Dichter sehr schicklich, und der Denkungsart des Grafen gemäß, gewählet. — Seine Schwermuth in der Scene mit Emilien und ihrer Mutter macht den Zuschauer für ihn besorgt, und gewissermassen schon im voraus auf das, was ihm begegnen wird, gefaßt. Durch sein Gespräch mit dem Marinelli, und die edle, feste Art, womit er ihm begegnet, wird sein Charakter völlig ins Licht gesetzt. In der zweyten Helfte des Stücks kan er selbst nicht mehr vorkommen, aber dazu wurde er uns in der erstern interessant genug, um noch oft daran zu denken, welchen würdigen Mann Emilie verlor.

Von allen Charakteren dieses meisterhaften Trauerspiels hat keiner mehr Originalität, ist keiner mit grösserer Kunst gedacht und behandelt, und mit stärkern treffendern Zügen gezeichnet, als der Charakter der Gräfin Orsina. Zwar ist der Einfluß, den derselbe in den ganzen Verlauf des Stücks hat, für sich genommen, so ganz unmittelbar, so ganz unzertrennlich nicht; aber zugegeben, daß diese Person episodirt sey, wie schön ist ihre Rolle in die Haupthandlung eingeflochten! wie sehr weckt sie unsre Aufmerksamkeit durch ihr Sonderbares und Eigenthümliches, ohne sie deswegen zu zertheilen, da sie vielmehr durchgehends dazu dient, die übrigen zum Theil mit ihr kontrastirenden Charaktere, Emiliens sanftern Reitz, des Prinzen unbeständige Liebe, Marinellis Blödsinn, u. s. f. noch mehr ins Licht zu setzen! — Sogleich in den ersten Scenen lernen wir die Orsina als eine Person kennen, die sich ihrer Schönheit bewußt ist, und dabey einen höhnischen Stolz, und, wie der Prinz es ausdrückt, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerey in ihrem Betragen äussert. Freylich muß man von den Beschreibungen des Prinzen die Sprache der erkalteten Liebe, und von denen, welche Marinelli von ihr macht, das geschmeidige Mitsprechen des Höflings abrechnen. Aber bey dem allen machen sie uns auf diese Person neugierig, weil wir voraussehen, daß ein solcher

Verstand voll eiteler Einbildungen und schwärmerischer Begriffe, welcher itzt durch die Lektüre noch immer gespannter wird, verbunden mit einem Herzen, das eine beleidigte und nun kälter erwiederte Liebe in Aufruhr setzt, viel Interessantes erwarten läßt. Und so erscheint sie nun selbst im vierten Akte; und die Ursache ihrer Erscheinung ist desto glücklicher erdichtet und vorbereitet, da sie zugleich eine Veranlassung wird, den Eingebungen ihres Stolzes, ihrer Empfindlichkeit und Eifersucht freyen Lauf zu lassen. Ihre Reden sind der ganzen Fassung ihres Verstandes und Herzens so gemäß, so stark; selbst ihre verfehlten, schwärmerischen Vernünfteleyen so charakteristisch; ihre Verhöhnung des Marinelli so treffend, daß darüber der Einhalt, den die zweyte bis sechste Scene des vierten Akts dem Verlaufe der Haupthandlung einigermassen zu thun scheint, weit weniger merklich wird. Die Steigerung der Leidenschaft und der schwärmerischen Wuth Orsinens, in dem Maaße, wie ihre Gewißheit von derjenigen Liebe des Prinzen zunimmt, welche die ihrige verdrängt hat, ist ausserordentlich schön; und ihre Entwickelung aller Anschläge des Prinzen und seines Lieblings, die auf die Entdeckung, daß sie Mörder sind, hinausläuft, die Art, wie sie diese Entdeckung vorbringt, ihr Gespräch mit dem Odoardo, ihre Verwünschungen gegen die Treulosigkeiten des Prinzen, alles dies erschüttert das Innerste unsrer Seele, und heftet den Gesichtspunkt noch fester, aus welchem wir nach der Absicht des Dichters eine Aufführung anzusehen haben, die man gemeiniglich mit dem mildernden Namen der Galanterie zu benennen, und für verzeihlicher zu halten pflegt, als sie es ihrer wahren Beschaffenheit, und ihren traurigen Folgen nach, würklich ist.

Der Charakter des Straßenräubers, Angelo, hat zwey der stärksten Scenen dieses Stücks veranlaßt, die auch durch die hiesige Vorstellung nicht geschwächt wurden. Seine Entschlossenheit und die Treue gegen die ihm Verbrüderten (S. 36. 74.) sind Züge, welche aus der Natur genommen sind, und den schwarzen Anstrich dieses Charakters auf die glücklichste Art mildern. Wiederum, wie verschieden ist dies Verfahren von dem gewöhnlichen, wo man bloß den

1772. Charakter im Grossen entwirft, und dergleichen feinere Schattirungen aus den Augen läßt!

So dient auch, wie wir schon oben bemerkten, die Scene mit dem Camillo Rota dazu, die Gewalt zu zeigen, welche die Leidenschaft des Prinzen über seine ganze Seele hat; und die Unbesonnenheit und Zerstreuung desselben mit des Ministers Bedachtsamkeit und Gegenwart des Geistes in den schönsten Kontrast zu stellen.

Die Scene mit dem Mahler Conti wäre am unrechten Orte, und schickte sich nicht in ein Trauerspiel? — Es ist uns, als ob wir so etwas von Kritik hie und da gehört hätten; aber da bedachte man nicht, daß schon eine solche Abwechselung die Wahrscheinlichkeit der Scene, welche das Privatleben eines Prinzen ist, ungemein erhöht, und daß man schwerlich irgendwo eine Exposition des Subjekts finden werde, die so natürlich, so angenehm für die Phantasie, so aufhaltend für den Affekt wäre, und den Dichter sowohl als den Zuschauer alles Ueberdrusses prologischer Erzehlungen auf eine so glückliche Art überhöbe? — Auch darf man sich an das nicht stossen, was der Mahler über seine Kunst sagt. Er sagt es gegen einen Prinzen, der vorhin selbst den Grundsatz geäussert hat: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth." Er sagt es währender Zeit, da der Prinz, die Seele in den Augen, vor Erstaunen und Bewunderung stumm bleiben muß; und er nennt es am Ende selbst Plauderey.

Wären wir nicht ohnedies schon zu weitläuftig geworden, so würden wir uns noch auf einige andre Kleinigkeiten einlassen, bey deren Bemerkung man entweder den Geist des ganzen Stücks, oder den Zusammenhang aus der Acht gelassen, und sich nun durch seine eigene Achtlosigkeit berechtigt geglaubt hat, sie anstößig zu finden. Was könnte es z. E. sonst weniger seyn, als die schöne Antwort des Odoardo, da seine Tochter den Dolch verlangt: „Kind, es ist keine Haarnadel." — Und die ihrige: „So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel." — Warum denkt man sich hier die Nadel so klein? und warum findet man die Ergreifung eines solchen Mittels bey Emiliens Verzweifelung so unwahrscheinlich? — Oder befremdet uns

auch die Stelle in dem berühmten Selbstgespräche des Hamlet: „Wer wollte so viel Elend ertragen," 1772.

When he himself might his quietias make
With a bare bodkin?

„Da es bey ihm steht, mit einer schlechten Nadel sich Ruhe zu verschaffen?" --

Wir schliessen mit einer von dem Hrn. Verfasser uns mitgetheilten Anzeige der erheblichsten Fehler in dem Abdrucke dieses Trauerspiels: S. 22. Z. 3. von unten, für ersten lies rechten. — S. 31. Z. 12. für gesehen lies geschehen. — S. 83. Z. 7. fehlt nach günstigen das Wort Glückes. — E. D. Z. Y. für redlichen ließ endlichen. — S. 96. Z. 2. v. u. fehlt stilles nach dem Worte kleines.

* * *

Es sey uns erlaubt, noch zwey Worte von der Vorstellung dieses vortreflichen Stückes hinzu zu fügen. Man hat in einigen auswärtigen Blättern ein sehr beleidigendes und nachtheiliges Urtheil von der ersten Vorstellung einrücken lassen, welches wir auf keine Weise billigen können.*) Man sieht zu deutlich, daß der Urheber dieser Nachricht die eine Schauspielergesellschaft durchaus auf Unkosten der andern erheben wollte. Wir finden dergleichen allgemeine, unbestimmte, und diktatorische Aussprüche sehr lieblos und ungerecht, und der Kunst selbst legt man dadurch gewiß die größten Hindernisse in den Weg. Der Wahrheit zu Ehren müssen wir also sagen, daß die Döbblinsche Schauspielergesellschaft, im Ganzen genommen, dies Stück recht sehr gut aufgeführt hat; dies sagen wir nicht allein, sondern wir haben Gelegenheit gehabt, hierüber die Stimmen von Kennern aus hohen und niedern Ständen zu sammeln. Ja wir gestehen dreist, die vornehmsten und wichtigsten Rollen, die der Verfasser selbst vertheilt hatte, sind so vorzüglich gut aufgeführt worden, daß jede andre Schauspielergesell-

*) Wir haben eine solche Kritik nicht gefunden; u. a. soll das Magazin zur Geschichte des deutschen Theaters, Halle, ein Journal, das wir nicht beschaffen konnten, damals eine sehr absprechende Beurtheilung gebracht haben. — Verfasser vorstehender Kritik ist J. J. Eschenburg.

1772. schaft genug zu wetteyfern haben wird, der Döbbelinschen es in diesem Stücke gleich zu thun.

Gnädigst privilegirte Neue Braunschweigische Zeitung, Braunschweig, 1772, 24. 26. 27. 30. 31. März und 2. April.

Emilia Galotti, ein Trauerspiel von G. E. Lessing, Berlin 1772, bey Christian Friedrich Voß, in Octav, 9½ Bogen.

Emilia Galotti behauptet, eben so wie Minna von Barnhelm, nicht bloß auf dem deutschen Theater, sondern auf dem großen klassischen Theater der gelehrten Welt, einen vorzüglichen Rang. Ein Verächter seiner Landsleute,

Der in das eigne Fleisch die eignen Klauen setzt,

wird dieses Trauerspiel allerdings zu erniedrigen suchen. Er wird sich über ein mit Fleiß gewagtes Wort aufhalten, wie jener bei einem großen Palaste über den Bogen Eines Fensters, und wird an keine der tausend mit Geschmack angebrachten Schönheiten, noch an die Kunst tausend Fehler glücklich vermieden zu haben, mit einer Sylbe gedenken.

Viele Liebhaber der Bühne haben sich seit einiger Zeit merken lassen, Tragödien, wie Miß Sara, wie Romeo, wie Beverley, wären allzutraurig, erregten zu viel Thränen. Unser Dichter giebt ihnen hier eine Emilia, die keinen Strom von Thränen, sondern gleichsam nur Keime von Thränen, und einen heilsamen Schauer von Schrecken erregt. Was werden diese zweydeutigen Liebhaber nunmehr sagen? Sie werden sagen: Man weint nicht genug in eurer Emilie, man lacht sogar darinn; und werden das Lachen der Bosheit, des Hohnes, der Bitterkeit, und das schreckliche Lachen des Trübsinns und einer halben Raserey, mit dem komischen Lachen der Lustigkeit und des Leichtsinns verwechseln.

Doch genug von dem Bösen, was einige hier suchen werden. Wir müssen den Lesern anzeigen, was andere Gutes in diesem neuen Stücke unsers dramatischen Dichters finden. Sie finden darin wahre Charakter geschildert: nicht solche, die gar keinen Schein von Fehler haben; auch

nicht solche, die keinen Anstrich von irgend einer Tugend haben: sondern solche, wie sie die Natur geschaffen hat, und noch schaffen kann. Sie finden ferner, daß die Charakter vortrefflich von einander abstechen, und zwar nicht so, wie Schwarz und Weiß, (welches gar keine Kunst erfodert), sondern so wie sie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen. Da die Scene des Schauspiels in Italien ist, so hat der Dichter nicht allein Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Religiosen, der Biedermänner, ja sogar der Räuber und Mörder überhaupt geschildert, sondern er hat noch vieles von dem Eigenthümlichen des Landes hinzu zu thun gewußt. Was seine Sprache anbetrifft, so ist sie die Sprache der mannigfaltigen Natur, aber die lebhafte und kurze, die nachdrücklich und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studierstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bey welchem die Prinzessin Tochter, und der tapfere Vater, und der alte Bediente, und die junge Vertraute ungefähr einerley Sprache, und mehrentheils eine zu künstliche, übertriebene, declamatorische Sprache führen. — Nachdenkliche Leser finden hier bey jedem Schritte, den sie thun, Sachen: nicht oft gesagte, sondern neue, selbstgedachte und lehrreiche Sachen, und, was das beste ist, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollten. — Die Ankündigung des Innhalts, die den Dichtern so schwer wird, geschieht hier so ungezwungen, ist so schön in Handlung gebracht, wie möglich. — Die geringsten Umstände, die bloß ein Theaterspiel zu seyn scheinen, haben einen Einfluß in die Folge des Stücks, und dienen entweder den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen, oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. — Die letzte Entwickelung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet, und wird unsern Augen bis ans Ende glücklich entzogen. — Kurz, dieses Trauerspiel hat überall Schönheiten, die jedermann in die Augen fallen, und auch Schönheiten, die vielleicht den Kunstverwandten zuerst, und sobald diese sie anzeigen, allen andern Augen einleuchtend sind. Wir ersuchen die Kunstrichter, die mehr Raum dazu haben, als wir, sich selbst und ihrer Nation durch Entdeckung derselben

1772.

1772. Ehre zu machen. Doch auch die Schauspieler können sie hinlänglich zu empfinden geben. Sie haben hier alle mögliche Gelegenheit ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können. — Von dem bekannten Hauptendzweck dieser oder einer jeden wahren Tragödie sagen wir nichts: wir hätten aber Lust, an die Spitze dieses Stücks jene königlichen Worte zu schreiben: Et nunc reges intelligite! erudimini, qui judicatis terram!

Wir vermuthen nicht, daß irgend einer, der von der dramatischen Kunst wichtigere Theile kennt, als die Beobachtung der Einheit des Orts, wir vermuthen nicht, daß ein solcher das beste Stück des Beaumarchais, oder Falbaire, oder Mercier, oder de la Harpe, oder Sedaine lieber gemacht haben möchte, als die Emilia Galotti. Wird dieses Stück aber eben so eifrig angepriesen werden, als die Stücke dieser Neuern? — Von denen gewiß, die den wahren Geschmack des Schönen überhaupt, und nicht den einseitigen Geschmack für Eine Art von Schönheit allein, oder gar für Eine Sprache allein, besitzen. Von denen gewiß, die die Meisterstücke in den alten und in den vornehmsten neuern Sprachen gelesen und überdacht haben. Von denen gewiß, die sich mit den besten philosophischen Wissenschaften und Kenntnissen des menschlichen Lebens bereichert haben: aber nicht von denen, die, wenn sie nicht französisch parliren könnten, fast gar nichts könnten.

Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.*)

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1772, 28. März.

Gestern wurde hier von der Kochischen Gesellschaft deutscher Schauspieler **Emilia Galotti**, ein Trauerspiel in 5 Akten vom Herrn Leßing zum ersten male mit vielen Beyfall aufgeführt, und wird auf Zurufung des Parterrs heute wiederholt. Den Beschluß macht ein Ballet: Der Vogelfang.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1772, 7. April.

*) Verfasser: Karl Wilhelm Ramler.

Wie einer, der ein vortrefliches Frauenzimmer, voll aller Reitze des Geistes und Körpers, hat kennen lernen, und nun seinen Freunden sie beschreiben soll; so geht es uns, indem wir Herrn Leßings neues Trauerspiel Emilia Galotti (Berlin bey Voß 10 Bogen 8.) anzeigen wollen. Man wird so voll von seinen vielen Schönheiten, so gerührt dadurch, daß es schwer wird, zu wählen, und daß man lieber alles auf einmal sagen möchte. Wird man sonach Ordnung und genaue Auseinandersetzung erwarten können? Die einfache Geschichte: Ein Fürst von Guastalla liebt Emilia Galotti, die eben an den Grafen Appiani vermählt werden soll. Sein Minister läßt diesen ermorden, und überliefert die entführte Braut dem Prinzen, dem sie ihr Vater durch eine schreckliche Uebereilung entreißt. Alle Begebenheiten, fast ohne einige vorläufige Geschichten, die einer Exposition bedürften, sehen wir vor unsern Augen entstehen, und ihrem tragischen Ausgange entgegen eilen; und doch aufs natürlichste, doch ganz aus den Characteren der Personen und den Umständen unmittelbar herfliessend. Diese Charactere sind sehr mannigfaltig, die guten aufs feinste nüancirt, und alle kräftig gezeichnet. Der Prinz ist so wie es ihrer viele giebt, gutherzig, aber wollüstig, und eben deswegen von einem bösen Minister, den er selbst nicht schätzet, leicht misleitet. Marinelli, sein Günstling, der die Maschine bewegt, und die ganze Verwickelung veranlaßt, ein schleichender und wirksamer Bösewicht, voll aller Hofschliche, falsch, dient den Lüsten seines Fürsten, und beherrscht ihn dadurch, misbraucht sein Vertrauen gegen ihn; feige, aber tückisch, meuchelmörderisch und im Haß unversöhnlich. Die Familie Galotti, alle gut, aber auf mannigfaltige Weise. Der Vater, ein Mann von rauher, ernster Tugend, ein Feind des Hofes und des Geräusches der Welt; seine Gemahlin, heiter, tugendhaft, geneigt dem Hofleben, und bekannter mit der grossen Welt; ihre Emilia ein reizendes, fromm und edel denkendes Mädgen, dabey die Furchtsamste und Entschlossenste ihres Geschlechts; ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, und nachher sich in alles findend. Gräfin Orsina, eine ehemalige Geliebte des Fürsten, die viel Verstand aber weniger Grazie besitzt, einigen Ansatz zum Trübsinn hat, heftig von

1772.

1772. Geist, und itzt zur Eifersucht aufgebracht ist. Jede Person ist interessant, meistens stark interessant, und doch alle zum Interesse für die Hauptperson mitwirkend. Man vergißt nie, daß in Italien die Scene ist. Es wird des Studiums werth seyn, dem Gange der verschiedenen Leidenschaften nachzuspüren, und zu sehen, wie genau sie dem Gesetze der Seele folgen. Selbst die hastige That des Vaters, von dem unschuldigen Opfer derselben hervorgelockt, macht das Mitleid um so viel stärker. Und nun die überall einfliessende ungesuchte Moral, selbst nicht ohne Satyre gegen die Höflinge, die erhabenen Empfindungen, auch keine einzige in französischen Tiraden verwandelt! Der Dialog; doch wer kennt darin Leßingen nicht? Die Sprache den Personen so angemessen; in den Banditenscenen unter andern vorzüglich dem Laster gemäß. Noch eine Schönheit im kleinen: die würdige Sprache des Künstlers gegen den Fürsten, und dieses gegen ihn. Daß doch ja niemand sich einfallen lasse, den ersten Act für unwichtig und nicht tragisch genug zu halten! Freylich ein andrer wäre gleich mit allen tragischen Werkzeugen hereingestürzt. Ein einziges wagen wir, vielleicht auf Kosten unsers Credits: Wünscht man nicht, daß der Vater am Ende des vierten Acts, doch vor allen erst seine Tochter mit der Orsina zurückgeschickt hätte? Oder hielt ihn ein Argwohn ab, und war hier schon ein Virginischer Gedanke in seiner Seele? Sie werden von mir hören, sagt er. Ferner, sind nicht einige Reden ein bischen — wie sollen wir recht sagen — zu scharfsinnig, oder zu witzig, oder sonst so? Wir wollen gern geirrt haben. —

Kayserlich privilegirte Neue Hamburgische Zeitung, Hamburg, 1772, 8. April.

Berlin.

Von daher haben wir eine Schrift nachzuholen, die schon im vorigen Jahr, aber gewiß nicht zu zeitig, sondern, nachdem sie längst von mehren Kennern des Geschmacks gewünscht, und von gelehrten Freunden des Verfassers erbethen war, zum größten Vergnügen derselben erschienen ist. Freylich bedarf diese Schrift gar nicht unserer Empfehlung, nur unserer blossen Anzeige; aber vielleicht auch dieser nicht einmal. Und wer wird uns dieß auf unser Wort nicht glauben, so bald er sieht, daß es die Schrift eines Leßings ist, eines Mannes, dessen bevestigter Ruhm weder durch bittern Tadel vermindert, noch durch unzeitiges Lob vergrössert werden kann. Sie führt folgenden Titel: **Gotthold Ephraim Leßings vermischte Schriften, erster Theil**, bey Voß. Der Vorbericht: vor dem Buche eines grossen Schriftstellers ist er immer merkwürdig, aber dieser ist es aus mehr denn Einer Ursache. Wie bescheiden ist er nicht abgefaßt! Möchte ihn doch dieser und jener hitzige junge Autor, der immer unerwartet und ohne daß es jemand wünschte, seine Einfälle ans Licht bringt, und das Lob der Journalisten durch heftiges Bitten zu erpressen sucht, möchte er ihn doch zu seiner großen Erbauung mehr denn Einmal lesen. In der Hoffnung, daß dieses geschehen werde, wollen wir ihn ganz hiehersetzen: „Von den Leßingischen Schriften, welche in den Jahren 1753-56 zu Berlin in sechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publicum schuldig zu seyn. Das Publicum wächset täglich an Einsicht und Geschmack: aber viele Verfasser bleiben zurück, (Was fühlen Sie hiebey, mein junger Herr Autor?) und wehe dem, der es nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet. Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner

1772.

1772. ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können. Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberey des allernachsichtsvollsten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte. Gegenwärtiger erster Theil kann davon zur Probe dienen, wobey der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf eben die Entschuldigung Anspruch machen, welchen die billige Critik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte, Materialien zu verschwenden, von welchem ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte." Wir danken demjenigen von ganzem Herzen, der durch seine wiederholten Drohungen des Nachdrucks uns diese ächte Ausgabe verschaft hat. Dieser erste Theil enthält: die Sinngedichte. Um dem Leser einen angenehmen Vorschmack zu geben, schreiben wir das Erste ab, so uns aufstößt:

Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preussen eine goldene Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Hierauf folgen Epigrammata, auf diese mit der einem Leßing allein eigenen Belesenheit geschriebene: Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten, als Catull, Martial, auf diese: Griechische Anthologie. Den Beschluß machen die Lieder. Mit freudiger Erwartung sehen wir dem zweyten Theil dieser vermischten Schriften entgegen.

Neue Hallische Gelehrte Zeitungen,*) Halle, 1772, 9. April.

---

*) Derzeitiger Herausgeber: Philipp Ernst Bertram.

Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Gotthold Ephraim Leßing.** Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1772. 1772.

Ich habs gelesen und wieder gelesen, aber heut mache ich nur wie der Maler Conti. Er lehnte anfangs das Gemälde der Emilia verwandt gegen einen Stuhl. Denn ich muß Platz haben wenn ichs umwenden soll. Vieles von dem Anzüglichsten der Schönheit liegt ganz außer den Gränzen der Kunst. Der Bothe.

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 10. April.

Wieder keinen Platz, und ich bin so ungedultig, ich will's doch aber umwenden — — — und was sagen Sie zu der feinen Gruppe Orsina, Appiani, Emilia, Marinelli, Odoardo 2c. mit welcher Simplicität angelegt, und wie hervorliegend jedes Gesicht! — Odoardo — rauh und bieder als stamte er vom Thuiscon, und dagegen die Filumine des Marinelli! Man kann den Satan recht hell aus dem Hofschranzen lachen hören, und Appiani wie fein und gut, und wie ihm die melancholische Ahndung ins Gesicht trit — und, zur Seite, der schöne, freche Sündenkopf Angelo! — Der Künstler scheint mit dem Auge gemalen zu haben, weil so wenig auf dem langen Wege aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel verlohren gegangen ist; alles wie aus dem Spiegel gestohlen; das Stück soll nicht aufgehangen werden, soll bey der Hand bleiben, nicht wahr?

Aber nun will ich Gemälde Gemälde seyn laßen, und will mich in meinen Redensarten ordentlich gebährden als ob ich von einem Trauerspiel spräche wie ich denn auch würklich von einem spreche, nämlich von der Emilia Galotti des Herrn Gotthold Ephraim Leßing.

Das erste also was ich von dem Trauerspiel „Emilia Galotti" zu sagen habe, ist daß es mir gefallen hat. Das heißt nun freylich eben nicht viel gesagt, aber es ist auch nie meine Sache gewesen viel zu sagen. Ich habe einen vornehmen gelehrten Herren sagen hören, daß ihm das Stück nicht gefallen habe und mich dünkt das ist doch

1772. noch ein gut Theil weniger gesagt. Freilich wenn ich wüßte, was zu einem guten Trauerspiel gehörte, da könnte ich weitläufig sagen so und so, und warum dies und das gut ist, so aber — und doch — und doch (denn warum sollte ich mich nicht mit dem Prinzen vergleichen, ich mich nicht mit ihm vergleichen? — ich tauschte doch wahrhaftig mit ihm nicht) und doch gehts mir dünkt mich, wie dem Prinzen, als er zum Mahler Conti sagte: „Lieber Conti, wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur ein Mahler von der Schönheit zu urtheilen." Der Mahler Conti antwortete ihm. Und eines jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Mahlers warten? — Ins Kloster mit dem, der erst von uns lernen will was schön ist. Ich will also frey heraussagen, was mir gefallen hat, sonderlich also hat mir gefallen der Stolz des Mahlers Conti in seinem Gespräch mit dem Prinzen, sonderlich daß Camillo Rota das Todesurtheil doch wohl nicht mitgenommen hatte, sonderlich der Morgenbesuch des alten Odoardo, sonderlich Pirro und Angelo, sonderlich Odoardo und Claudia, sonderlich daß Emilia nichts vor dem Grafen Appiani auf dem Herzen behalten wollte, sonderlich die melancholische Schwärmerey des Grafen Appiani, sonderlich sein Gespräch mit den Hofschranzen, sonderlich Angelo und Marinelli, sonderlich Emilia's „ganz gewiß! und das hat den Grafen und meine Mutter getroffen —" sonderlich Marinelli und Claudia, sonderlich Orsina und Marinelli „kommen Sie her! Sehen Sie" und so weiter, sonderlich Odoardo und Orsina, sonderlich Marinelli der Prinz und Odoardo, sonderlich das ganz Stück von der „Kunst die nach Brodt geht" an, bis zu Odoardo's schönem „zieh hin."

Der Schuß im ersten Auftritt des dritten Aufzugs hat mich recht erschreckt, ich war mir auf hundert Meilen noch keinen Schuß vermuthen, und denn so hat mich die Orsina auch ein paarmahl recht überrascht, ich erwartete so viel Geist und Entschlossenheit und festen Muth von einem Frauenzimmer nicht. Zwar es muß einen wohl rasend machen, wenn so ein Mann —

Eines kann ich mir in diesem Augenblick nicht recht auflösen, wie nämlich die Emilia S. 149. so zu sagen bey

der Leiche ihres Appiani an die Verführung eines andern und dabey an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt ich hätte in ihrer Stelle halb nacket durch ein Heer der wollüstigsten Teufel gehen wollen, und keiner hätte es wagen sollen mich anzurühren. Zwar ich kann heute nicht für die Richtigkeit meiner Empfindung stehen. Ich bin in Hamburg von ohngefähr in eine Musik gekommen, die hieß „der Meßias von Händel." Da wurden so viele schöne Sprüche aus der Bibel abgesungen, und das klang so schön und so kräftig, ich besinne mich noch des Spruchs. „Ein Kind ist uns gebohren ein Sohn ist uns gegeben welches Herrschaft ist auf seiner Schulter ꝛc." Die Nahmen „Wunderbar", „Rath", „Kraft", „Held", „ewiger Vater", „Friedefürst", klangen, als ob sie eine Heerschar mit Triumph ausspräche. O, sie klangen wunderschön und darum ists mir so ungewiß in meiner Brust, es bebt mir noch alles was darinn ist. Ja, das war eine schöne Musik, sie soll den Donnerstag nach Ostern wieder aufgeführt werden. Nun Leßing ist ein Deutscher, wenn doch Händel auch einer wäre. Es war zwar Englisch und doch ahndets mich halb und halb. 1772.

Der Bothe.

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 14. und 15. April.

Emilia Galotti, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gotthold Ephraim Leßing, bei Christian Friedrich Voß, 1772.

Seit der Erscheinung einer Minna ist zwar unsre Bühne mit vielen Lust- und Trauerspielen, sollen wir sagen, bereichert, oder überhäufet worden; alle aber ließen bey uns den Wunsch zurück, daß Leßing doch einmal wieder erwachen, und uns noch eine Minna liefern möchte. Endlich ist unser Wunsch erfüllt; Emilia ist eine würdige Schwester der Minna, und dient zu einem neuen Beweise einer längst bekannten Wahrheit, daß Leßing dazu bestimmt ist, Deutschlands Ehre zu retten, und unsre Nachbarn eyfersüchtig auf uns zu machen. Welch eine

1772. Bühne, wir tragen kein Bedenken, diese Frage aufzuwerfen, so sehr auch einige blinde Verehrer des franz. Theaters die Nase darüber rümpfen möchten; welch eine Bühne kann sich einer Minna, und o Glück! daß wir hinzusetzen können, einer Emilia rühmen? Der Wehrt der Minna ist längst bestimmt, jetzt wollen wir etwas von ihrer Schwester sagen. Bey dieser findet man Shakespears Schönheiten, ohne seine Fehler; das ganze Genie dieses großen theatralischen Dichters, aber nicht seine Plattitüden. Shakespear; klimmt nicht selten so hoch, um desto tiefer zu fallen, Leßing hingegen bleibt sich immer gleich, ist, mit einem Worte, immer Leßing,

qui nil molitut inepte.

Alle Züge seines Gemähldes verrathen eine Meisterhand, sie sind vortreflich in der Anlage, und in der Ausführung unverbesserlich. Seine Charactere, sind nicht idealisch, sondern in der Natur würklich anzutreffen, so sehr Herr Leßing sonst auch Schöpfer ist.

Unsre Leser erwarten nun vielleicht von uns, daß wir ihnen den Plan dieses vortreflichen Stücks vorlegen sollen. Gewiß nicht; wir sind zu sehr von den Schönheiten desselben eingenommen, als daß wir es unternehmen sollten, ihnen ein bloßes Gerippe davon zu zeigen, und wir würden auch vermuthlich bey den meisten schlechten Dank verdienen, da es niemand unsrer Leser, der nicht ein geschworner Feind der Bühne ist, ungelesen lassen wird, und durch die Auszeichnung des Plans das Vergnügen der Ueberraschung verlieren würde.

Wir wollen jetzt nur der Einwürfe, die man dem Dichter gemacht hat, mit einigen Worten noch erwähnen, und diese Einwürfe zu beantworten suchen. Man sagt, die Reden, welche Leßing den agirenden Personen in den Mund legt, wären bisweilen ein bischen zu scharfsinnig, oder zu witzig. Bevor man diesen Einwurf macht, sollte man bedacht haben, daß das Stück in Italien spielt, daß die größten italienischen Schriftsteller ihre Personen so reden lassen, wie sie in der Emilia reden, und daß folglich dieses dem Genie der Italiener und der Natur gemäß ist.

Man hat ferner den Einwurf gemacht, es sey ein

großer Fehler, daß Marinelli im siebenden Auftritte des vierten Aufzugs die Gräfinn Orsina mit dem alten Galotti allein läßt; er hätte leicht voraussehen können, daß dasjenige daraus erfolgen müsse, was würklich daraus erfolgt. Wir wollen dieses nicht mit dem Bedürfnisse des Dichters entschuldigen; dergleichen Entschuldigung ist, nach unserm Urtheile, nicht viel werth. Wir wollen vielmehr behaupten, daß Leßing auch hier der Natur treu geblieben sey. Denn auch der feinste Staatsmann bemerkt nicht allemal die Fehler, die er vermeiden sollte, und verwickelt sich in Fallstricke, die er nicht vorausgesehen hatte. Und überdieß sucht nicht Marinelli die Unterredung des alten Galotti mit der Gräfinn Orsina, so viel möglich, zu hindern? sagt er nicht beym Abgehen dem Galotti ins Ohr, daß sie eine Schwärmerinn sey, die keinen Glauben verdiene? beut er ihr nicht vorher seinen Arm an, sie in ihren Wagen zu begleiten? Man verlangt doch wohl nicht gar, daß er sie mit Gewalt wegschleppen soll?

Man hat endlich noch die Frage aufgeworfen, ob man nicht zu Ende des vierten Acts wünsche, daß Galotti vor allen seine Tochter mit der Orsina zurückgeschickt hätte? Diesen Einwurf kann man, woferne man das Trauerspiel mit Aufmerksamkeit gelesen hat, unmöglich machen. Konnte denn Galotti auch zu seiner Tochter kommen? Würde dies Marinelli, würde es der Fürst verstattet haben? Wundert sich nicht Emilia zu Anfange des siebenden Auftritts im fünften Aufzuge selbst darüber, daß ihr Vater sich auf Dosalo, des Fürsten Lustschlosse, befindet? Aber noch mehr! Hatte nicht Leßing, so sehr er auch überrascht, doch alles präparirt, uns nicht schon seit dem sechsten Auftritte des zweyten Aufzugs, da Emilia ganz außer sich ins Zimmer stürzt, und ihrer Mutter erzählt, daß der Prinz in der Kirche sich mit ihr unterredet habe, und die Mutter ihr antwortet: „O gesegnet sey die Ungedult deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte! Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten? Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hättest hören lassen?“ auf die schreckliche Scene zwischen Emilien und

1772. ihrem Vater, hatte er uns nicht an vielen andern Stellen darauf vorbereitet?

Dies sind ungefähr die Einwürfe, die man gemacht hat; wir glauben sie hinlänglich beantwortet zu haben. Wir wollen aber nun selbst einen Fehler zwar nicht des Stücks allein, aber doch auch des Stücks, einen recht großen Fehler anzeigen, daß Leßing, der eine Emilia schuf, nicht auch zugleich Schauspieler, sie vorzustellen, schaffen konnte. Denn welche deutsche Schauspieler Gesellschaft wird im Stande seyn, Emilia so, wie die Vortreflichkeit dieses Stückes verdient, aufzuführen.

Wir hoffen bey unsern Lesern Dank zu verdienen, wenn wir ihnen ein Verzeichniß einiger wenigen, von Herrn Lessing selbst am Rande angemerkten, beträchtlichen Druckfehler, die einen Mißverstand veranlassen könnten, liefern. S. 22. Z. 3. vom Ende lese man statt ersten, l. rechten. S. 25. Z. 4. vom Ende, statt ein Wort gewechselt, l. ein Wort mit uns gewechselt. S. 83. Z. 8. statt eines günstigen erklären, l. eines günstigen Glücks erklären; eben daselbst, Z. 10. statt redlichen, endlichen. S. 96. Z. 11. statt gewußt, l. gemußt.

Beytrag zum Reichs-Postreuter *), Altona, 1772, 28. April.

Trauerspiele von Gotth. Ephraim Lessing. Berlin bey Chr. Fr. Voß, 1772. Sechsundzwanzig Bogen in Octav.

In dieser Sammlung befinden sich die Trauerspiele: Miß Sara Sampson, Philotas, und Emilia Galotti.

Wider das erste hat man so viel ungereimtes Zeug gesagt; Kunstrichter haben bewiesen, daß der V. alles was darin noch gut sey, aus Romanen, und Gott weiß, woher geplündert habe; selbst Schauspieler haben es in regelmäßige Tragödie klügeln wollen. Dies laß man, hörte man, und vergaß es; das Trauerspiel aber selbst gefiel, je mehr es gespielt wurde. Zehn Jahre darauf beurtheilt

*) Herausgeber: Albrecht Wittenberg.

der V. dieses sein Stück in seiner Dramaturgie, mit einem Gleichnisse, von einem gesunden aber etwas ungestalteten Menschen. Wenn er sich damit nicht geschmeichelt hat, so hat er doch wenigstens alles dergleichen schöngeisterisches Geschwätz beantwortet. 1772.

Ebenso scheint es seiner Emilia Galotti, als dem neuesten Trauerspiele des V. gehen zu wollen. Knäbchen, Stutzerchen, Mäcenate, Jüngferchen und geschmackvolle Damen, versichern aus ihrem Handbüchelchen über die schönen Wissenschaften, daß weder der Grundsatz der Nachahmung der schönen Natur, noch die Würde des Trauerspiels erlaube, daß eine verlassene gräfliche Schöne eines Prinzen Schnickschnak und dergleichen niedrige Worte im Munde führe, noch ein Graf einen Kammerherrn einen Affen schimpfe.

Hiermit haben wir gar nicht zur Absicht, dergleichen Urtheile zu hemmen; wir sind überzeugt, sie schaden nichts, und wollten darauf schwören, daß Denken und Kritisiren in unsern Zeiten nicht sehr beisammen ist. Aber den V. wollten wir doch ersuchen, noch ein paar Trauerspiele, in dem Ton dieser Emilia der Welt zu schenken; oder wenn er noch eine vortrefflichere Art weiß, in dieser! Lesern und Zuhörern fällt er vielleicht nur darum so auf, weil er neu ist. Beyspiele der galanten Welt; das Uebrige ist ihr Pedanterey!

Von des V. dritten Trauerspiele Philotas wundern wir uns, daß es so wenig aufgeführt worden. Ein junger liebenswürdiger rascher Held ist wenigstens in unsern Landen nicht sogar ungewöhnlich; oder aus was für Ursache wird er nicht gespielt?

Noch einen Wunsch, den wir nicht ungeäußert lassen können! Wenn doch aus den Stücken aller theatralischen Schriftsteller, das Wachsthum des Genius so sichtbarlich erkannt werden könnte, als aus diesen drey Trauerspielen. Kosten in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Berlinische privilegirte Zeitung, Berlin, 1772, 25. April.

1772.

Prolog über Emilia Galotti im Character des Marinelli.

Der Tag, ihr Herrn, scheint anzubrechen —
Und noch hat, eh der Prinz erscheint,
Der Kammerherr mit euch ein Wörtchen erst als Freund,
Ein Wörtchen im Vertraun zu sprechen;
Und so ein Wort, zu seiner Zeit gehört,
Ist, sagt das Sprüchwort, Goldes werth. —

„Was macht die Kunst?" — wird bald der Prinz den
Maler fragen; —
„Sie geht nach Brod!" — wird Conti sagen. —
Wohl uns, wenn diese Stadt mit Leßings Prinzen spricht:
Das soll sie nicht! Das soll sie nicht!
In unserm Gebiete nicht! —
So wachsen Künstler auf zu Meistern,
Arbeiten gern und glühn, sich zu verewigen,
Das kann und wird und muß zu mehr Emilien
Der Dichter unsres Volks begeistern,
Der in des alten Britten Geist
Euch durch des Lebens Scene führet,
Euch durch das Labyrinth der Leidenschaften reißt,
Euch lächeln läßt, und mächtig rühret;
Der, als ein Biedermann, sich dreist
Den stolzen Nachbarnationen,
Und ihren Julien und Desdemonen
Emilien, zur Rechten stellt,
Und seinen Deutschen schadlos hält. —

Die Dichter sind der Künstler Väter:
Shakespear kam erst, sein Garrick später. —
Wohl! unsern Barden hätten wir;
Das gute Glück erhalt uns ihn!
Doch — Garricks, Oldfields auch für Ihn und Euch
erziehn,
Das Freund' ist Euer Werk — das, Freunde, könntet
Ihr! —

Epilog
im Character des Odoardo.

1772.

Wo ist das Weib, das Unmuth blickt?
Weil ich die Rose brach, eh sie der Sturm entblättert! —
Und wenn sie alle Welt vergöttert! —
Hier steh ich! Ha! Sie trete her!
Ich habe keine Tochter mehr,
Und doch — bey Gott! würd' ich mich schämen
An Kindesstatt sie anzunehmen!

Wo ist der Mann, dem ich zu früh
Die Rose brach? eh sie der Sturm entblättert! —
Und hätt' er eine Monarchie,
Und würd' er von der Welt vergöttert —
Bey Gott! schwör' ichs, dem feigen Knaben,
Ich möcht' ihn nicht zum Kriegsknecht haben!
Das kann er nicht, er kann allein
Bandit und Marinelli seyn! —

Hab' ich ein Räthsel Euch beschworen? —
Ein Wort — und Unschuld heißt's — dieß Eine Wort verbirgt's;
Und nur die geht, wird einmal nur verloren! —
Ihr Weiber wirkt's? Ihr Männer wirkt's? — — *)

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 16. May.

Am 15ten ward Emilia Galotti auf der Hamburgischen Bühne zum erstenmal mit vielem Beyfalle aufgeführt. Den Schauspielern und Schauspielerinnen machte diesmal ihr Spiel fast durchgehends Ehre, ausser Schrödern, der sich zum Marinelli eben so wenig, als zum Westindier schickte, Wolfram, der den Camillo Rota verdarb, und einem paar andern, die Nebenrollen spielten, und nie auf der Bühne erscheinen sollten. In unserm nächsten Blatte werden wir unserm Versprechen gemäß, einige Anmerkungen über die Vorstellung mittheilen. Heute wird Minna von Barnhelm aufgeführt.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 18. May.

---

*) Verfasser: J. Christian Bock.

1772. **Anmerkungen über die Vorstellung der Emilia Galotti auf der Hamburgischen Bühne.**

Ist die Kritik der Schauspielkunst nützlich, oder gereicht sie ihr zum Schaden? Eine Frage, die nur ein Schauspieler, der sich seiner Schwäche bewußt ist, aufwerfen, und zum Nachtheile der Kritik beantworten kann. Billig sollte die Kritik der Schauspielkunst beständig zur Seite gehen, da sie, verlassen von dieser treuen Führerinn, gleichsam im Finstern tappet, und der Gefahr zu irren ausgesetzt ist. — Aber eine öffentliche Kritik, — muß diese nicht vielmehr einen Schauspieler, anstatt ihn zu ermuntern, niederschlagen? Keinesweges, wenn er vernünftig ist, wenn es ihm würklich um die Aufnahme seiner Kunst zu thun ist. Die meisten Schriftverfasser müssen sich eine öffentliche Kritik gefallen lassen. Wird ein Genie sich dadurch wohl abschrecken lassen, und sich nicht vielmehr bemühen, seine Fehler zu verbessern? Eben so sollten es die Schauspieler machen, bey welchen eine öffentliche Kritik um desto nöthiger ist, da die meisten Schauspieler zu stolz, zu sehr von sich eingenommen sind, als daß sie einer Privatkritik Gehör gäben, und die meisten Schauspielerinnen zu sehr mit Schmeichlern umringt sind, als daß man es wagen könnte, ihnen die Wahrheit zu sagen. Nur eine Ackermann (die ältere) nur ein Eckhof, ein Reinecke, vielleicht einige wenige mehr, nehmen die Erinnerungen ihrer Freunde mit Dank an, und eine Reinecke ward nicht unwillig, als man, bey ihrer Ankunft auf der hamburgschen Bühne, ein gewisses Kopfwerfen an ihr bemerkte, und sie bat, es sich abzugewöhnen. Sie nahm die Erinnerung mit Dank an, und verbesserte ihren Fehler. Eine öffentliche Kritik ist also nothwendig, und befördert würklich die Aufnahme der Schauspielkunst, und wir wollen daher, so erboßt auch einige Schauspieler auf uns seyn mögen, unser Vorhaben nicht aufgeben, sondern von Zeit zu Zeit einige Anmerkungen über die theatralischen Vorstellungen mittheilen. Leute von Einsicht und Geschmack sind, wir wissen es, mit unsern in voriger Woche bekannt gemachten Anmerkungen über die hamburgischen Schauspieler zufrieden, sie geben uns das Zeugniß, daß wir unpartheyisch und richtig geurtheilt haben. Dies ist uns genug. Einige Schauspieler

und ihre Anhänger mögen immerhin mit den Zähnen knirschen, vor Wuth schäumen, und durch pöbelhafte Aufführung ein Zeugniß von der Niedrigkeit ihres Ursprungs ablegen; wir wollen dabey ruhig seyn, und mit unserm Schiebeler, (O könnten wir ihn noch den unsrigen nennen!) denken:

So hab ich oft den Mond gesehn,
Der stille Bach und Wald erhellte,
Indem erboßt zu seinen Höhn
Mein Fix ohnmächt'ge Drohung bellte.

Weg mit dem Wir! Ich will jetzt in der einfachen Zahl reden; bevor ich aber meine Anmerkungen über die Schauspieler mache, erlaube man mir, ein Paar vorläufige Anmerkungen voranzuschicken.

Die erste geht die Zuschauer, oder, wie man zu reden pflegt, das Parterre an, da dies vorzüglich zum Richter im Schauspielhause angenommen ist. Hätten wir ein solches Parterre, wie ehemals das römische war, so wäre meine Anmerkung überflüßig. Als der Schauspieler die Zeile des Terenz,

Homo sum, humani nihil a me alienum puto,
(Ich bin ein Mensch, was meinem Nächsten begegnet, seh ich an, als wenn es mir begegnete.)

recitirte, empfand das ganze Amphitheater, eine Versammlung von mehr als 20000 Menschen, die Treflichkeit, das Menschenfreundliche in dieser Zeile des Dichters, und klatschte ihm lauten Beyfall zu. Welch ein Volk mußte dies nicht seyn, in welchem auch der geringste Bürger die feinern Schönheiten zu empfinden fähig war! Könnte ich doch dasselbe von unserm Parterre sagen! Aber noch zur Zeit muß ich ihm dies feine Gefühl, wenigstens dem großen Haufen absprechen. Ich habe zum öftern bemerkt, daß man am Ende einer Scene, wenn er abgeht, ihm applaudirt, bisweilen mit Recht, bisweilen auch, wenn er es gar nicht verdient. Sehr selten aber habe ich bemerkt, daß man dem Dichter applaudirt, und noch neulich bey der Vorstellung der Emilia Galotti habe ich dasselbe bemerkt. Man applaudirte fast jedem Schauspieler, ver-

1772. dient oder unverdient, so wie er abgieng, und blieb doch kalt bey der schönen Scene zwischen dem Prinzen, und dem Camillo Rota. Freylich verlor die Scene unendlich viel in dem Munde des Herrn Wolfram, aber sie blieb noch immer schön genug, daß man dem Dichter den lautesten Beyfall hätte weyhen sollen. Wer kann die Rede, welche Leßing dem guten Camillo in den Mund legt, anhören, ohne äußerst gerührt zu werden: „Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblik nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!" Wer kann bey dieser Rede kalt, wer kann ungerührt bleiben? Wahrhaftig, das römische Parterre würde seinen Beyfall dem Dichter auf alle Weise zu erkennen gegeben haben; aber das hamburgische blieb kalt. — Zum Heil des menschlichen Geschlechts wünschte ich, daß diese Scene für alle Gerichtssääle von den berühmtesten Meistern gemahlt, und die Worte darzu geschrieben würden. Vielleicht würde mancher Richter alsdann in seinen Urtheilen behutsamer seyn. Meine zweyte vorläufige Anmerkung betrifft eine bey der Aufführung der Emilia Galotti gemachte Veränderung. Man hat dies Stück nach Art der englischen Bühne, mit einem Prolog und Epilog aufgeführt: man hat es weder mit einem Ballette noch mit einem Nachspiele begleitet, und der Epilog war, wie der Prolog, ernsthaft, nicht, wie es gemeiniglich auf der engl. Bühne zu seyn pflegt, mit abgeschmacktem Witze, mit übel angebrachter Satire angefüllt. Eine Neuerung, die meinen ganzen Beifall verdient, und den Wunsch, daß sie allgemeiner werden möge, wiewol gegen den Prolog und besonders gegen den Epilog viel zu erinnern wäre. Nur eins habe ich dabey anzumerken. Herr Schröder, als Kammerherr Marinelli, hielt den Prolog. Es ist unendlich schwerer, eine Anrede an die Zuschauer zu halten, als sich mit andern Schauspielern im Dialog zu unterreden. Ich habe selbst auf der französischen Bühne bei dieser Gelegenheit Schauspieler zittern gesehn, die sonst mit Dreistigkeit auf die Bühne traten, ja auch an Mademoiselle Ackermann, die doch nicht Ursache hat, furchtsam

zu seyn, habe ich in diesem Falle fast immer eine Furchtsamkeit bemerkt. Herrn Schröders Anstand entsprach dem Kammerherrn ganz und gar nicht; er sprach dabey ziemlich unvernehmlich, aber er war nun einmal Kammerherr, und mußte folglich auch die Anrede halten. Herr Borchers hielt, im Character des alten Galotti, den Epilog, mit ziemlichem Anstande, nur Schade! daß man ihn, weil er zu hohl aus der Brust sprach, nicht recht verstehen konnte. Doch dieser Fehler liegt vielleicht an der jetzigen Einrichtung des Schauspielhauses, das durch die damit vorgenommene Veränderung an Pracht zwar gewonnen, in Absicht aber auf das Gehör im Parterre sehr verloren hat. Nun zu den Anmerkungen über die Vorstellung selbst.

(Die Fortsetzung am Montage.*)

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 21. May.

Ueber die Hamburgische Bühne. An den Herrn Professor S. in G. Erstes und 2tes Schreiben. Hamburg, Berlin und Leipzig, 1771.

Seitdem Hr. Leßing seine Dramaturgie geschrieben schießen allenthalben Dramaturgen auf, wie Erdschwämme, kleiner und größer, auch ganz klein, ganz groß freilich seit Leßing keiner. —

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 30. May**).

---

*) Die Fortsetzung ist nicht erschienen.

**) Wir lesen:

Tageregister

sämmtlicher von der Kochischen Gesellschaft bis jetzt hier aufgeführten Stücken.

Das lange Schmachten der Berliner nach augenscheinlichen Beweisen von der Geschicklichkeit der ihnen immer so sehr gepriesenen Kochischen Gesellschaft, worüber sie ihren wandelbaren Geschmack nach den verdienstvollen Döbbelin nebst seiner Truppe sobald vergessen hatten, ward den 10ten Juni gestillet. An diesem Tage eröfnete Hr. Koch seine Bühne, nach einer von seiner Gattinn mit dem feierlichsten Anstande gehaltenen und vom Hrn. Ramler verfertigten Antrittsrede, mit Miß Sara Sampson, einem bürgerlichen Trauer-

1772. **Emilia Galotti, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; von Gotthold Ephr. Lessing. Berlin 1772. 152 S. 8.**

Nicht vielen Schriftstellern ist es zu rathen, daß sie das Publikum so verwöhnen, wie Hr. Leßing gethan hat.

---

spiel in 5 Aufzügen vom Hr. Leßing. Der grossen Schönheit wegen will ich hier die Antrittsrede ganz einrücken.

Ihr großmuthsvollen Gönner unsrer Spiele,
Die Ihr dieß Haus durch Euren Eintritt heut
Zum Deutschen Musentempel weiht,
Ihr, die mein Mund mit innigstem Gefühle
Der Dankbarkeit begrüßt, o! nehmt voll Huld
Die Spielerinn, die sich zu Euren Füssen neiget,
Nehmt sie sammt ihren Mitgespielen voll Geduld
Und Nachsicht auf! Ihr Richter unsrer Kunst, erzeiget
Uns heut, was ihr dem schwächeren Geschlecht
So gern erzeigt: Mehr Gnad' als Recht!
Seyd Ihr gewohnt, den Frauen, welche dichten
Und malen, vieles zu verzeihn:
Wie? wolltet Ihr die Spielerinn allein
Mit größter Strenge richten?
Der Spieler fleht durch mich um gleiche Gunst,
Er, der in einer mannigfachen Kunst,
Der keine Kunst vielleicht an Schwierigkeiten gleichet,
Den höchsten Gipfel lange nicht erreichet,
Von Stuf, auf Stufe noch zu steigen sich bestrebt.
Wenn Ihr den Künstlern fremder Nationen
So viel vergeben habt, und noch vergebt:
Wie? wolltet Ihr nicht gern des eignen Volkes schonen?

O beste königliche Stadt,
Die nicht den kleinern Ehrgeiz hat,
Das andere Paris zu werden;
Die stets nach einem höhern Ziele stand:
Die erste Stadt des ersten Volks zu werden,
Des alten, edeln, tapfern Volks zu werden,
Das allen Völkern Künst' erfand,
Das ganz Europen Könige gegeben;
Willst Du, o königliche Stadt,
Der Landessöhne Muth beleben:
So wird Germanien die feinern Künste bald
Dem Nachbar, der bisher noch triumphieret hat,
Vollkommner wieder geben,
Als sie der Nachbar ihm geliehen hat.

O dreimal glückliches Theater,
Wenn deine beste Kunst, dein bester Fleiß
Zu diesem höchsten Ziel den Weg zu bahnen weiß! —
Und du, großmüthiges Amphitheater,

Von ihm erwarten wir nun schon einmahl bei jedem neuen Produkte fürs Theater ein neues Meisterstück, und, was

1772.

Ist es dein Wille noch, und fühlst du noch den Hang,
Der schwachen Kunst hierinn die Hand zu reichen:
So gieb, o! gieb uns nur ein kleines Zeichen,
Für unser Ohr ein süsser Klang. — — —
(Es ward applaudirt.)
Du giebst es uns? — Empfange meinen Dank!

Da uns Hr. Koch vermuthlich zum erstenmal ein lange nicht gesehenes gutes bürgerliches Trauerspiel geben wollte: so konnte er gewiß kein besseres wählen, als die Sara, die einer öftern Aufführung gewiß würdig ist. Möchte doch ihr Verfasser, dieser so grosse Günstling Melpomenens und Thaliens, durch die einmüthige Stimme des ganzen Deutschlandes sich bewegen lassen, aus seinen Alterthümern, worinn er sich jetzt vergraben hat, wieder hervorzukommen, und sich wieder auf das bramatische Fach legen, daß er so lange versäumet hat! — Mit dem Stücke mußten die Schauspieler so verfahren seyn, wie es ehemals Ackermann damit gemacht hatte, — sie mußten es sehr verkürzt haben. Doch mit Gewißheit kann ich meine Meinung nicht behaupten, weil ich den Theil der Leßingischen Schriften, worinn dieses Stück befindlich, nicht zur Hand hatte, und ich mich jetzt nicht mehr auf die Auslassungen besinnen kann. Nun zu der Vorstellung. —

Die Rollen in diesen Stücke waren nicht durchgängig gut besetzt, und dieses verursachte, daß es nicht vollkommen schön vorgestellet wurde. Vom Hrn. Schmelz, als Sir Sampson, und Vater der Miß, hätte ich mehr vermuthet. Ein Vater, der seine Tochter, die aus Furcht mit ihrem Liebhaber entflohen, weil er in ihre Verbindung nicht einwilligen wollen, zu verzeihen, sich mit ihr und dem Mellefont zu versöhnen, und beide mit einander zu verbinden kommt; sie aber schon mit dem Tode ringend findet, und alsdann von ihrem eigenen Liebhaber erfährt, daß sie durch List seiner alten Geliebten, anstatt eines niederschlagenden, ein Giftpulver genommen; sie endlich sterben, und ihren Liebhaber sich erstechen sieht: sollte der nicht Kummer, Affect, Hitze, ja so gar Verzweifelung zeigen? Aber Herr Schmelz thut nichts als weinen.

Madam Starckin, als Miß Sara, schien ihrer Jahre wegen, in der Rolle einer feurigen, unschuldigen und affectvollen Liebhaberin, nicht an ihrer rechten Stelle zu seyn. Ich kann nicht leugnen, hier hätte ich mir wohl eine Döbbelinin zu sehen gewünscht. Hr. Brückner spielte den Mellefont vortreflich, nur gegen seine Sara war er fast immer zu stürmisch; es schien eher, als wenn er ein Frauenzimmer von der Klasse Marwoud, als diese liebenswürdige Miß vor sich hätte. Mad. Kochin machte die Marwoud als eine Meisterin. Ihr öfteres heftiges Schlagen mit der Hand auf den Busen, wäre etwan das Einzige, was man an ihr rügen könnte. In der Rolle der Bella war die junge Witthöftin ganz unvergleichlich. Den rechtschaffenen alten Waitwell agirte Hr. Schubert sehr natürlich. Hr. Herlitz, als Norton, und Madem. Schickin die

1772. noch mehr ist, erfüllt oder übertrift er so gar jedesmahl unsre Erwartung. In der That hat diese Emilia Ga=

Aeltere, als Betty leiblich, aber Mad. Steinbrecherin, als Hannah, schlecht; es war bei ihr gar keine Action, und es müssen ihr viele Zähne fehlen, denn sie redte sehr unangenehm und undeutlich.

Den Beschluß machte: ein pantomimisches Ballet, die Abendstunde.

Den 3ten Aug. sahe man: Minna von Barnhelm, oder: das Soldatenglück vom Hrn. Lessing, und zum Beschluß ein neues Ballet: die Savoyarden.

Daß dieses Stück hier nicht so gut, als bei Hr. Döbbelinen, da es wirklich in seiner grösten Vollkommenheit vorgestellt wurde, würde aufgeführt werden, konnte einjeder leicht voraussehen, der nur ein wenig die Personen der Kochischen Gesellschaft betrachtete. Demohngeachtet hätte es so ziemlich ausfallen können, wenn nur einige Rollen anders vertheilt, und der Franzose, da unter der Truppe kein Akteur ist, der die französische Sprache mächtig ist, herausgelassen wäre. In Wien, da die deutschen Schauspieler auch keinen gehabt haben, der das Französische mit der nothwendigen Fertigkeit hätte gesprochen, ist er auch weggelassen worden, und man soll ihn bei der Aufführung im geringsten nicht vermißt haben. — Blos aus Neubegier wohnte ich der heutigen Vorstellung mit bei, um den Unterschied zwischen dieser und der Döbbelinischen zu sehen. Denn ich bin niemals von diesem sonst so schönen Meisterstücke so eingenommen gewesen, daß ich mir dasselbe nicht hätte satt, oder wie manche es neunzehnmal hintereinander hätte sehen sollen. Die Scene, wo bei der Entwickelung mit dem Ringe das Fräulein sich so närrisch und albern aufführt, hat mir immer lange Weile, ja, so gar Ekel verursacht. Wollte man sagen, daß nur bei mir diese Scene eine solche Wirkung gethan hätte: so weiß ich Leute aufzuweisen, die dieses Stück bloß dieserwegen nicht mehr als einmal gesehen haben. Ueberdem habe ich einen unserer grösten Kunstrichter in der theatralischen Kunst, den Hrn. v. Sonnenfels, hierin auf meine Seite, dessen eigene Worte hierüber ich aus seiner Dramaturgie S. 211 hersetzen will. Er sagt: „Im Ernste: ich bin mit dem gezierten Wesen des sächsischen Fräuleins nicht zufrieden: eine kleine Sträubung noch — allenfalls zur Rache, allenfalls, wie sie selbst sagt, um sich den Anblick seines ganzen Herzens zu verschaffen, dafür würde ich dem Verfasser gedankt haben: aber die Sperrung geht zu weit, und schwächet bei mir das Wohlwollen gegen Minnen, der ich sonst von Herzen gut war. Wo will, denke ich bei mir, die Fantastin damit hinaus? ich weiß ja doch, daß sie sich nur ziert, und daß sie den Augenblick schwer erwartet, sich ihm an den Hals zu werfen. — Für den Zuschauer ist also der Knoten immer schon entzwei: er sieht an den Mädchen nur noch eine kleine boshafte Kreatur, wie so viele ihres Geschlechts, der man es sehr gerne glaubet: daß ihr Gemahl ihr nie einen Streich spielen soll, ohne daß sie ihm nicht gleich wieder einen darauf spiele — und am Ende wünscht

lotti, den Dialog nicht einmal zu nennen, in dem Lessing wohl immer der erste unter den teutschen dramatischen

---

man dem Major so viele Herrschaft über sich selbst, daß er das näckische Wesen wieder nach Sachsen möchte ziehen lassen." — Ehe ich nun zur Vorstellung gehe, muß ich noch anmerken, daß sehr viele Stellen verändert, oder gar ausgelassen waren, und zwar ohne Noth, da doch Herr Döbbelin das Stück ganz aufgeführt hat, ohne die geringste Verdrießlichkeit zu haben.

Mit welchem Beifall Hr. Schmeltz den Tellheim von jeher gespielt, ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, hier etwas zu seinem Lobe zu sagen. Eine kleine Anmerkung aber: er vergaß heute dann und wann, daß sein rechter Arm gelähmt wäre, und fochte zu viel damit herum. Hr. Engelmaier spielt diese Rolle, obgleich nicht so vollkommen, auch gut. Madem. Steinbrecherin hatte die Rolle, die grosse Rolle der Minna, in der sie sich heute aber am allerwenigsten hervorthat. Man sahe zwar genug, daß sie sich bemühte zu gefallen, und daß sie eine Döbbelinin zu erreichen suchte; allein, ne sutor ultra crepidam! es stand nicht in ihren Kräften; sie blieb weit, weit unter derselben! Die Minna und die Julie sind Mad. Döbbelinins Hauptrollen, durch welche sie sich schon jetzt einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Mad. Löwin Franciska, ich will eben nicht sagen, schlecht, aber doch höchst mittelmäßig gegen Mad. Schulzin. Die Franziska ist unter den Soubretten Mad. Schulzins Forcerolle.

Gar nicht zu vergeben war es Hr. Kochen, daß er die Rolle des Bruchsal durch Hr. Hencken so gemißhandelt und beschimpft hatte. Man kann sich leicht vorstellen, was dieser Mensch, der in seinen besten Jahren ist, in einer grossen allmächtigen Allongenparücke und einem vor zwanzig Jahren Mode gewesenen sammtenen Kleide für eine schnakische Figur muß vorgestellt haben. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß diese Rolle meist auf allen Theatern unrecht besetzt wird. Bei der Döbbelinischen Gesellschaft war es Hr. Klinge, der ohngefehr in gleichem Alter seyn mag, doch stand ihm die Verkleidung besser, und sahe er darin einem alten Manne ähnlicher als Hr. Hencke. Hr. Löwe spielte gut, und ich kann immer sagen, eben so gut als Hr. Thernig; allein wenn Hr. Witthöft den Just, und Hr. Löwe den Wachtmeister gemacht hätte, so wären beide Rollen besser und vornehmlich die letzte unendlich besser ausgefallen. Wenn Hr. Schubert auftrat, so ekelte mir allemal. Er sahe in seiner Kleidung aus wie ein Scelet; da war kein Bauch, keine Lenden, keine Waden, kurz er hing nur im Zeuge. Auch hat er so eine Sprache daß man eher einen Professor auf dem Katheter, als einen Wachtmeister reden zu hören glaubte. Ich weiß gar nicht, wie ein so alter Akteur, der wirklich in alten Rollen seine Verdienste hat, so albern seyn kann, eine Rolle zu behalten, die ihm höchst abgeschmackt stehet, und seinen übrigen Ruhm so sehr verdunkelt. Er hätte müssen Bruchsal seyn, und ich weiß gewiß, er würde ihm Ehre gemacht haben. Wer den Wachtmeister von einem in dieser Rolle ganz unnachahmlichen Döbbelin hat spielen gesehen, den zu befriedigen, wird sehr schwer

1772. Dichtern bleiben mögte, sie hat so viel eigenes und neues im Plan, eine so stuffenmäßige Erhöhung der Handlung, so fein abstechende und genau erhaltene Charaktere, so wohl zubereitete und genuzte Situationen, daß der Kunstrichter, wenn er das Stück dreimahl gelesen hat, denn das muß er thun, ehe er es beurtheilen kann, gestehen wird, es sey nicht leicht möglich, mit mehrerer und geschmackvollerer Leichtigkeit die vernünftigen Gesetze des Drama in ihrem ganzen Umfange zu beobachten, und daß der Liebhaber in einem Streite über den Vorzug zwischen Mis Sara, Minna und Emilia, im Ganzen genommen, der leztern ohne Bedenken das Schnupftuch zuwirft.

Warum es dem Hrn. Lessing, der uns durch seine Gesetze und noch mehr durch seine Muster, nun schon für das Lokale eingenommen hatte, gefiel, mit einem mahl wieder die Scene nach Guastalla zu versetzen? Nun, das Genie hat seine Launen; und nichts ist ihm unerträglicher als die Einförmigkeit. Aber, da einmal Italien der Schauplatz seyn sollte, ob dann die Sprache nicht zu teutsch ist? die Frage entscheiden wir nicht so gerade zu; und auch die nicht: ob Shakespears Stil und Ausbildung der Gedanken, die der sonst so originelle teutsche Dichter, in diesem Stück recht geflissentlich nachzuahmen sich vorgesezt hat, seinem Trauerspiel durchgängig einen grössern Werth gebe? Einigen geben sie ihm, das ist gewiß. Gleich anfangs spricht der Maler Conti, und nachher der Graf Appiani fast beständig in diesem Tone, und meisten-

---

seyn. Hr. Martini als Wirth machte manche Stellen besser, aber viele auch weit schlechter als Hr. Schulze. Die Dame in Trauer, Mad. Schmeltzin; einjeder weiß, wie schön sie in dieser Partie ist; sie agirte besser als Mad. Engelmair. Nun komme ich auf Hr. Herlitzen, der den Franzosen gegen Hr. Lambrechten höchst elend spielte. Er war viel zu steif, und konnte sich gar nicht an das Flüchtige, Lustige und leichtsinnige eines Franzosen finden. Ausserdem redte er auch erbärmlich Französisch. Hr. Lambrecht hingegen hat diesen Karakter aus dem Grunde studirt, und drückt ihn auch jederzeit mit der grösten Wahrscheinlichkeit aus. Ihn muß man in dieser Rolle sehen, um einen grossen Akteur an ihm zu bewundern.

Ueber die Kochische Schauspielergesellschaft, Aus Berlin an einen Freund; Berlin und Leipzig, 1772, pag. 15—19, 64—69.

theils mit gutem Erfolge. Auch ist die Scene zwischen Pirro und Angelo meistermäßig. Dem Vater Galotti hingegen scheint er öfter zu verunglücken. Nur ein Beispiel. Am Ende des Stücks, bei der höchsten Illusion, unter den schaudervollensten Erwartungen der Entwickelung fodert Emilia von ihrem Vater den Dolch, und er antwortet: Der Dolch ist keine Haarnadel. Der Recensent wünschte den Akteur zu sehen, der diese Antwort so ausdrücken könnte, daß dadurch bei den Zuschauern der Lauf ihrer Empfindungen nicht unterbrochen würde; beim Lesen geschieht es gewiß; er hat das Stück selbst gelesen, hat es vorgelesen, hat es vorlesen hören, aber allemal hat diese Stelle die Illusion gehemmt, und entweder Lachen bei einigen, oder bei andern eine Art von Unwillen verursacht. Vielleicht weil Leser, Zuhörer Teutsche waren; Engländer möchten dabei geklascht haben, wenn Garrik sie ausgesprochen hätte. L. 1772.

Neue critische Nachrichten, Greifswald, 1772, 13. Juni.

Hamburg, den 17. Junii.

Gestern abend kamen der Prinz Carl von Hessen-Cassel Stathalter von Schleswig und seine Frau Gemahlin K. Hoheit unter Abfeuerung der Canonen von unsern Wällen in die Stadt, und begaben sich in die Comödie. Es war zwar der Spieler von Moore und ein Ballet angeschlagen; allein man spielte Emilia Galotti von Leßing und den Bettler von Herrn Bock.

Der Wandsbecker Bothe, Wandsbeck, 1772, 17. Junii.

Gelehrte Sachen.

Nachfolgende Briefe über Leßings Emilia Galotti, die schon einmal gedruckt sind,*) tragen wir kein Bedenken, von dem Hrn. Verfasser durchgehends mit Zusätzen verbessert, nochmals abdrucken zu lassen, da von Emilia

*) In der Kayserlich privilegirten Neuen Hamburgischen Zeitung, deren Jahrgang 1772 wir nicht beschaffen konnten. Siehe II. Band, 1774: Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti an Herrn Archivarius Gotter.

1772. Galotti nicht oft genug geredet werden kann, und überdies der Herr Verfasser dieser Briefe uns eine noch ungedruckte Fortsetzung derselben vielleicht liefert.

Erster Brief.

Es warten wohl mehrere neugierige Leser, und vielgar Leserinnen auf Ihr Exemplar der Emilia Galotti, und ich würde unrecht thun, wenn ich andern das Vergnügen länger vorenthalten wollte, das (freylich aus verschiednen Ursachen) jeder Leser dabey fühlen muß. Ich schicke es Ihnen also zurück, ob ich es gleich nur einmal durchgelesen, und vielleicht zu flüchtig, um Ihneu, Ihrer Foderung nach, Etwas darüber sagen zu können, was nicht ein Jeder davon sagen wird, nämlich, daß es den ausgearbeitesten Stücken den Vorzug streitig macht.

Warum aber der Verfasser das männliche Geschlecht dem weiblichen nachzusetzen angefangen hat, deswegen mag er sich rechtfertigen. „Sehen Sie, heißt es, seine Minna und seine Emilia gegen seinen Tellheim, Werner und Odoardo; dieser ihre große Seite beruht auf Schwachheit, und man möchte sagen, ihre Tugenden entspringen aus ihren eigenen Lastern, da aus jener Tugenden nur zuweilen Schwachheiten entstehen. Herr Leßing heißt es ferner, fängt erst an, die männlichen Tugenden den weiblichen nachzusetzen; denn sein Sir Sampson, sein Waitwell sind Männer von einer ganz andern Tugend. Diese sind sanft, die Gutheit, der Trieb zur Uebereinstimmung scheint die Triebfeder zu ihrer Rechtschaffenheit zu seyn; jene sind rauh, und der Stolz die Unbiegsamkeit scheinen die Triebfeder ihrer Größe zu seyn." Ein großer Vorwurf! und sollte Herr L. nachdem er die Sampsons und Waitwells gedacht hat, aus Erfahrung eines andern überzeugt worden seyn, so wünsche ich meines Theils in diesem Stück nicht so durch ihn überzeugt zu werden, als ich gern durch ihn von den Gränzen der Mahlerey und der Dichtkunst, und von so mancher andern Wahrheit durch seinen, ihm eignen, Scharfsinn überzeugt worden bin. Wollten Sie Hrn. L. gegen diese Einwürfe wohl damit rechtfertigen, daß Tell-

heim und Odoardo Soldaten sind? Läßt sich', möchte ich zu jenen Beschuldigungen hinzufügen, nicht selbst hieraus schliessen, daß er nur den Soldaten noch Größe zutraut, weil ihr Stand männliche Thätigkeit erfodert, die solche Rauhigkeit, und durch sie solche Tugenden, oder viel mehr Größen erlangen können, und daß er den Männern aus den übrigen Ständen auch vielleicht das nicht einmal zutrauen mag? Der Rath Camillo Rota ist ein Mann, den wir durch das, was der Prinz von ihm sagt, einigermaßen zu kennen glauben, und das, was er selber sagt, könnte zwar diesen Vorwurf in etwas widerlegen; allein Hr. L. findet nicht für gut, uns näher mit diesem Manne bekannt werden zu lassen. Freylich wird er nach dem jetzigen Gange des Stücks nicht vermißt; aber sollte Hr. L. ihm nicht haben einen Weg bahnen können, sich uns näher bekannt zu machen, wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, diesen Character auszuführen, oder wenn er ihn so wahr hielt, als seine Tellheims, Werners und Odoardos, oder seine noch bessern Frauenzimmer ihm sind. Der V. sagt auch ganz deutlich: „Ha! wenn du so denkest! — laß dich umarmen! — Ich habe es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an euch als an uns." Wie ist es aber zu machen, fragen Sie, um den mehresten Männern Gelegenheit zu verschaffen, wenigstens so zu werden, wie man nur durch den Soldatenstand werden kann, da nicht alle Menschen Soldaten seyn können, und, weil das Faustrecht nicht mehr ist, auch nicht mehr alle Soldaten seyn müssen. Doch, wie gesagt, darüber mag er sich zu rechtfertigen wissen. Sie sagen: er kann, wenn er will; und ich will vors erste nicht daran zweifeln. Odoardo und Claudia handeln in der Situation, in die sie uns Herr L. gesetzt, dem ersten Anscheine nach, wie Tellheim und Minna in eben der Situation handeln würden, und Odoardo und Claudia würden in der Situation, worinn wir jene kennen, sich eben so betragen. Tellheim und Minna, die wir haben sich lieben, zanken und verheyrathen sehen, lernen wir jetzt als Vater und Mutter einer Tochter kennen, wie solche Aeltern sie nur haben können, die in großer Gefahr ist, wobey sich

1772

1772. so verheirathete Aeltern nur so betragen können. Aus des Prinzen Unterredungen mit dem Mahler Conti, und aus so manchen andern Zuge, den Sie bemerkt haben, folgern Sie, daß des armen Prinzen Erziehung so viel Fäden vor- und rückwärts in seinem Herzen gesponnen, daß ein elender Kammerherr Marinelli mit seinem armen Herzen machen kann, was er will. Er scheint Ihnen in seiner Jugend von Pfaffen, Dichtern, practischen Künstlern, Sophisten und alten Betschwestern erzogen zu seyn, und verdient, daß wir ihm und seinen Unterthanen wünschen, wenn der Verfasser recht haben sollte, daß er von Odoardos, Tellheims nebst Contis, und ihres gleichen erzogen wäre, und er wäre ein Muster von einem Prinzen geworden.

„Der Kammerherr Marinelli," heißt es ferner, „erregt Verachtung bis zum Eckel". Das soll er auch, der Elende! Sein Meuchelmörder Angelo ist ein viel beßrer Kerl, und verdient weit eher Kammerherr zu seyn, als er, der sich, um noch verächtlicher zu werden, erst seiner bedienen muß, und nicht ohne ihn fertig werden darf. Herr L. läßt Angelo unter Odoardo gedient haben. Man hält dieß abermal für einen Stoß fürs männliche Geschlecht. Dieser Bösewicht hält freylich seine Meuchelmörderey für ein erlaubtes Handwerk, kann er aber dafür, daß er so lange ungeradbrecht geblieben ist, bis er durch wiederholtes Morden, und vielleicht sehr oft für Rechnung von Marinelli, es dafür zu halten angefangen?

Daß die Gräfinn Orsina die Maitresse des Prinzen geworden, scheinen Ihnen, ausser Marinelli, noch andre Hofleute veranstaltet zu haben. Diese Ihre Anmerkung sehe ich noch nicht ein; ich weis noch nicht, ob Sie dieß dramatisch, oder politisch anmerken. Diese Orsina ist ferner „ein weiblich männlicher Character, wie sie Herr L. jetzt zu schildern angefangen; sie hält, wie Hrn. L. Männer, steif auf Ehre, und ist zugleich verachtend; daß sie das, was andre nur nicht verachten dürfen, gern besitzen will, nämlich den Prinzen, ob sie ihn gleich vielleicht selbst nicht achtet, und nicht liebt, daß sie auf die arme Galotti argwöhnisch und eyfersüchtig ist; daß sie sich freuet, wenn es bey dem guten Alten zu würken anfängt, und dadurch Un-

glück über Freund und Feind bringt, das ist weiblich;" aber was für ein Meisterstück vom Weibe! — 1772.

Es sey überflüßig, sagen Sie, von dem Dialog des Stücks etwas zu sagen. Sie haben recht. Denn wer kann, wie Herr L. so unwillkührlich sprechen lassen, als seine verschiednen Personen in der Minna und in diesem Stücke vom Anfange bis zu Ende reden? Dennoch habe man vieles daran aussetzen wollen, z. E. Schnickschnack, Affe u. s. w. Sie haben abermal recht, daß wie die Gräfinn nach Dosalo kömmt, es sehr acheminirt sey, daß man denjenigen, der etwas dagegen haben wollte, für den Verfasser mit der Orsina Worten widerlegen könne: „Wie er dasteht, der Herr Marchese! Was er für Augen macht! Wundert sich das Gehirnchen? Und worüber denn?"

Man soll sich übrigens, wie ich höre, ins Ohr sagen, dieß Stück sey im Shakespearschen Tone geschrieben. Wenn wahr so viel heißt, als Shakespear, und Shakespear so viel, als wahr, so mag es seyn. Man nenne mir ein Stück, das so viel Mitleid, schreckenvolle Erwartung, Verachtung, Abscheu, Zuneigung, Gewogenheit und betäubendes Entsetzen darbietet, so warmen Antheil vom Anfange bis zu Ende zu nehmen zwingt, als dieses, und es soll mir auch Shakespearisch heissen. Ich will der Reflexionen, die es veranlaßt, und der Absicht nicht erwähnen; denn, sagen Sie, es soll nur eine Stunde amüsiren; so heißt es zwar, aber —

Von den vielen Stellen, ich weis nicht, ob ich sie frappante, oder schleichende nennen soll, (es müssen eigentlich alle Ausdrücke erwogen werden, um die Vortreflichkeit einzusehen) fällt mir keine bey, als nur: Appiani strömt vom Lobe Odoardos über, und nun sagt die liebenswürdige Tochter, was sie schon ihrer Mutter einmal gesagt hatte: „Und er wollte mich nicht erwarten!" Welch ein Meisterzug! — Von einem Manne, der so das menschliche Herz zu entfalten weis, — ich mag nicht daran denken, wenn es wahr wäre, daß die Männer nur so sind, wie sie dieser Herzenentfalter in seinen zwey letzten Meister-Stücken fürs Theater gebildet hat; und sind sie nur so, so sind wir zu beklagen, daß wir nicht in unsrer Jugend Kriegsdienste genommen haben. Ich hätte beynahe noch Lust, mich

1772. werden zu lassen. Ich ärgere mich, daß meine erste Jugend mich darzu ungeschickt gemacht hat.

Nächstens ein mehrers, vielleicht bekomme ich bis dahin mein eignes Exemplar. Ich bin 2c.

Zweyter Brief über Emilia Galotti.

Schreiben Sie es meinem Aerger zu, wenn ich, ohne Ihre Antwort zu erwarten, heute schon wieder an Sie schreibe. Ich habe voller Aerger die Einwürfe gegen Hrn. Leßing überdacht, und ich kann nun begreifen, wie so Galle das Beste ist, was wir haben, und kann mit dem Appiani sagen: „Ha! das hat gut gethan. Mein Blut ist in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und besser." Sie wissen am besten, daß ich nicht aus Stolz etwas Appiani nachsage, der gewiß von manchem Leser und noch gewisser von mancher Leserinn für ein charmanten Mann gehalten wird. Ist es auch wohl eine so große Ehre, ein Appiani zu seyn? Höchstens keine andre, als daß solche junge Männerchen einst nicht allein Odoardos, sondern sogar Grandisons werden können; (denn wir wissen eben so wenig wie alt der Bräutigam der Emilia ist, als wir wissen, wie alt Grandison ist, wenn ihn Richardson mit uns bekannt werden läßt) ich sage werden können — können aber auch ganz etwas entgegen gesetztes werden. Die mehresten Appianis bleiben unvollendet stehen, oft nur einen Schritt vom Ziel. Am zuträglichsten ist es den mehresten unter ihnen, (vielleicht auch andern) wenn sie in den Lehrjahren sterben, deswegen können sie doch alt werden. Claudia zeigt sich, meines Erachtens, am deutlichsten, als eine sehr einsichtsvolle Frau wenn sie Appiani frägt — „sollte es Sie reuen, Hr. Graf, daß es das Ziel ihrer Wünsche gewesen?" Denn die Appianis sind gut und böse, groß und klein, stark und schwach, haben Ahndungen und deuten Träume, sind leichtsinnig und schwermüthig, abergläubisch und Freygeist, sind kühn und feige, weichlich, eitel und stolz, und wer weiß was noch. Im Vorbeygehen gesagt, dieser Mischmasch von Menschen mögte, wenn ich nicht irre, ein Mensch von Geschmack seyn. Sie werden

aber von Vätern, wie Odoardo, vorzüglich für ihre Töchter zu Männern gewählt. Es ist auch nicht zu vermuthen, daß eine Emilia ganz unangenehm, viel weniger unglücklich mit solchen Männern leben könne, besonders wenn sie schön und reich sind, und sich ihrer Geburt bewußt seyn können. 1772.

Emiliens Geburt und Umstände heben ihre Schönheit bey einem Appiani, wenn er glauben kann, er opfre seiner Seits vieles auf, und seine Aufwallung für den Vater, der heisse Wunsch, einem so ausgezeichneten braven Mann anzugehören, können sie sehr erhöhen. Es ist kein sonderlicher Vorzug, ein Appiani zu seyn, den der Dichter, so wie Hr. L. gethan, nur übers Theater führen kann, um im Vorbeygehen den tragischen Holzstoß gleichsam nur von ungefähr mit den Hacken näher zusammen zu rücken, damit er gemächlicher angezündet werden kann. Das heißt, es ist keine Ehre, einen Character zu haben, der keiner ist, und deswegen dem dramatischen Dichter nicht nutzen kann. Dieser muß zu seinem Gebäude rauhe Materialien haben, die sich binden. Herr L. ist Künstler genug, diesen glatten Appianischen Stein, auf dem aller Kalk abgleitet, so zu nutzen, wie er nur genutzt werden kann. Ungeachtet seiner Glätte verschiebt er die andern Steine nicht, wodurch so manches andre tragische Gebäude zur elenden Ruine wird, in der jede prächtige Möbel desto übler angebracht ist. Ich fühle mich heute anders und besser. Der Aerger hat mir Nerv gegeben, wie dem Trinker der Brandtwein, ohne welchen er schwankend und bebend ist. Man braucht sich nicht anwerben zu lassen, und ich sehe nun ein, daß Hr. L. hier abermals den Soldaten als großen Mann erscheinen läßt, nicht weil er in andern Ständen keinen großen Mann möglich hält, sondern weil er keinen andern als den Soldaten zu seiner Absicht für theatralisch richtig hält. Der dramatische Dichter kann nicht allein nicht alle mögliche Dinge, sondern auch nicht alle würkliche Dinge zu seiner Absicht gebrauchen. — Wenn er nur seltene menschliche Handlungen auf die Bühne bringen darf (und das darf er, glaube ich, auch nur) und nicht jede alltägliche Geschichte; so muß er sie durch nicht alltägliche Charactere begehen lassen. Es müssen diese nicht alltägliche Charactere überdies äusserst determinirte und wahrscheinlich determinirt

1772. seyn könnende Charactere seyn. Diese Wahrscheinlichkeit kann dem Zuschauer nicht durch langweilige Erzählungen beygebracht werden, wenn es nicht aufhören soll, ein mittelmäßig gutes Drama zu seyn, geschweige ein Leßingsches. Wodurch kann also diese Wahrscheinlichkeit besser gegeben werden als durch den Beruf? Und wo ist ein Beruf, von dem allgemein geglaubt wird, daß er die strengsten Begriffe von Ehre und Rechtschaffenheit habe, als von den Soldaten, bey denen die Ehre die einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen ausmacht, und sie uns zu den ausserordentlichsten Handlungen fähig glauben läßt?

Hier darf nicht allein der Dichter das Vorurtheil zu Hülfe nehmen, er muß es sogar annehmen, wenn er auch sonst der ehrlichste Mann ist, sonst verfehlt er die Absicht, welche nicht ist, directe zu bessern, vielweniger zu schaden, sondern auf die vernünftigste und sittlichste Art zu vergnügen.

Wenn auch die Fabel dieses neuen Leßingschen Meisterstücks eine würkliche bürgerliche Geschichte wäre, von der der Dichter alle Umstände treulich bey behalten können, nur daß er den Bürger Odoardo in den Soldaten Odoardo umgeschaffen hätte; so würde er nichts anders gethan haben, als was er hat thun müssen, um das daraus zu machen, was es ist. Scene, Kleider, und sonstige Hülfsmittel zur Täuschung helfen dem Dichter nichts, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit so wie bey Hrn L. in der Hauptanlage herrscht. Deswegen können seine letzten Stücke, wenn sie auch von mittelmäßigen Schauspielern gespielt werden, gefallen. Und diese nöthwendige Wahrscheinlichkeit der Charactere, die der Dichter geben muß, und Herr L. so meisterlich zu geben weiß, dürfte auch Ursache seyn, warum seine weiblichen Charactere so vorzüglich gut und nicht dramatisch, sondern moralisch besser, als die männlichen scheinen. Ich sage scheinen; denn sie sind es nicht weiter, als sie es nach den Gesetzen, die sich Herr L. in dieser Kunst gemacht haben mag, seyn können. Sie sind seine Ursachen zu den Würkungen, seine leidenden Personen. Es scheint dem Herrn L. ungeachtet der allgemeinen moralischen Wahrheit, daß es leidende Männer giebt, nicht so theatralisch wahr, als eine leidende Frauensperson, und eine

Leßingsche unschuldig leidende Frauensperson ist ein Geschöpf, (Ihnen darf ich es wol sagen) das mich ganz hinreißt. Ich brause wie ein Appiani, was für ein Mädchen, mein Herr L. Ihre Emilia! Das Muster aller menschlichen Tugend! ich glaube ein Engel wird mir in ihr gezeigt, da es meine eigne Meitleidszähre ist, die mich nicht deutlich sehen läßt; fange an neidisch zu werden, und glaube, die Männer wären dem großen Manne das nicht, was die Frauen sind; denke nicht daran, daß Odoardo es sagt, die Natur habe das Frauenzimmer zum Meisterstücke machen wollen, das alles besser an ihnen wäre, als an den Männern; vergesse, daß es Odoardo sagt, in einer Stunde sagt, wo seine Tochter Gesinnungen äussert, die seinen Stolz nähren, und nicht Herr L. es sagt. Und man sehe, wenn seine Frauenspersonen nicht die leidenden, sondern die würkenden Personen sind, was für Menschen sie werden! Wenn uns unsre Nachsicht einen Augenblick verläßt, so werden seine Marwoods, seine Orsinen nicht würkende Menschen, sondern weibliche Teufel. Vielleicht weil sie nach der ihnen in der Natur angewiesenen Stelle nicht würken sollen, und zu weit gehen, wenn ihnen unglücklicher Weise die Gelegenheit zu Händen kömmt; und nun ist nichts übernatürliches und nichts unnatürliches an Orsinen. Es hat dem Dichter nicht so viel gekostet, sie boshaft zu schildern, als sie weiblich zu schildern, und künstlich auszumahlen. Weil Hr. L. keine leidende Männer für theatralisch richtig halten mag, kann Camillo Rota auch zu weiter nichts dienen, als etwan zum Nagel, an dem der Dichter des Prinzen-Herz zur nähern Beschauung aufhängt. Seine Samsons und Waitwells mögen ihm vielleicht selbst nicht mehr dramatisch wahr scheinen; und welche Redlichkeit, wenn Hr. L. durch seine neuern Meisterstücke gleichsam öffentlich erklärt, daß die Thränen, die bey seiner Sara so oft geflossen, und ungeachtet allen dem noch lange fliessen werden, nicht durchgängig verdient sind.

Daß man so unbesonnen ist, Beschuldigungen zu äußern, die in sich so falsch sind. Aber so sind Beurtheiler! Was der Meister in der Kunst Jahre lang bearbeitet, das glauben wir, beym ersten Durchlesen ganz zu übersehen, und beurtheilen zu können. Noch gut, wann wir uns nur

1772. den andern Morgen richtiger besinnen. Ich bitte Sie im Voraus um Verzeihung, wenn ich morgen noch einiges über dieses Stück zu Ihrer Beurtheilung anmerke. Ich habe nun ein eignes Exemplar, und habe es zum zweyten, und drittenmal mit mehrerer Muße gelesen. Ich bin 2c.

Dritter Brief über die Emilia Galotti.

Ich habe seit meinem letztern Brief das Stück noch einmal gelesen, und finde von den Prinzen und Marinelli noch zu sagen, daß sie wie Haken und Spaden vom Dichter gebraucht werden, das Haus Odoardo zu zerstören. Wie richtig sind die entgegen gesetzten Kräfte berechnet! Diese Haken und Spaden werden nicht angesetzt, und das Gebäude kracht, reißt. Welche schreckenvolle Erwartung erfüllt uns nach und nach! Es sinkt. Orsine kömmt, ich kann nicht hinsehen, sie kömmt dem Gebäude näher, sie setzt stärker an, (weil sie nicht wie jene fürchtet, unter den Trümmern mit verschüttet zu werden) — nun fällt es schrecklich zu Haufen — Dennoch werde ich wieder ruhig, jammre und winsle nicht mehr, nach Art der Zuschauer, die Sie kennen, die die furchtsamsten und entschlossensten unter den Zuschauern sind, ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in alles sich findend, — ich bediene mich der Worte der Claudia, wenn sie dem Odoardo den Seelenzustand ihrer Tochter schildert, um den Eindruck zu beschreiben, den dieses Stück und der Ausgang desselben auf mich gemacht. Nachdem ich es gesehen, wie es zugegangen, bin ich ganz ruhig, daß der Dichter den Vater die Tochter ermorden läßt. Doch hiervon ein mehreres, wenn ich mit den noch übrigen Personen fertig seyn werde.

Claudia ist die Frau des Odoardo, und so wie eine Frau eines Odoardo Galotti seyn kann, wenn die Familie eine Tragödie spielen soll. Hr. Leßing läßt sie treulich die Dienste einer Hausfrau verrichten, in den Scenen zwischen ihr und der Emilia, dem Appiani, dem Odoardo 2c. und durch ihren Monolog thut sie auch dem Hrn. L. diese Dienste. Sie zieht die Fenstergardinen zurechte, stäubt die

Möbeln ab, um den Fremden (den Zuschauern) die innere Einrichtung des Hauses, so viel als sich in einigen Stunden davon übersehen läßt, zu zeigen, und macht ihnen den Auffenthalt, so viel möglich, gemächlicher. 1772.

Marinelli ist durch die Begriffe, die man von einem müßigen leerköpfigen Kammerherrn, der der Favorit seines Prinzen ist, zu haben pflegt, gerechtfertiget.

Angelo hat unter dem Odoardo gedient, daher das menschliche in seinem teuflischen Handwerke. Er hat dadurch etwas militärisches, einige Droitüre. Er mag auch wol nicht nur Meuchelmörder, sondern auch Kämpfer seyn, wenn die Gelegenheit es erfodert. Hätte er, statt unter dem Odoardo, bey demselben gedient, so wie Just beym Tellheim, er wäre, wo nicht besser, doch wenigstens so gut, als dieser, der zu nicht geringern Bosheiten alle Anlage hat.

Der Livreebediente Pirro ist ein weit schlechterer Mensch, der nicht vor- nicht rückwärts zu gehen vermögend ist. Einer von den Leuten, die das Hünchen nicht können schlachten sehen, viel weniger selber schlachten. Dennoch aber, wenn es geschehen, sehr begierig sind, mit davon zu essen.

Nach allen diesen dramatisch richtig gewählten Charactern, die die äusserste Wahrscheinlichkeit haben, giebt der Dichter dem Einzelnen und dem Ganzen des Stücks annoch die größre Wahrscheinlichkeit dadurch, daß die Scene in Italien und die spielenden Personen katholisch sind.

Aber der Mahler Conti, wozu der? Muß denn Hr. L., der so berufne Dramaturgist, muß der Episoden haben, und gleich zu Anfang des Stücks? Wahrlich, wer schon gleich zu Anfang nicht ohne sie fertig werden kann, der thäte besser, er bliebe ganz davon. — Sie haben sehr recht, mein Herr Kritiker! Daß doch keine Emilia gemacht worden wäre, weil sie keine machen können, und doch so gerne wollten, damit die Actricen und Zuschauerinnen — — Der Neid mag die Gelehrsamkeit und die Künste empor gebracht haben, aber nicht solcher Neid, der Bosheit, gemeine Bosheit ist. Der Mahler Conti ist nicht allein local wahr und schicklich, sondern als die äusserste Gefälligkeit von Hrn. L. für die Zuschauer anzusehen. Denn ausser, daß der Mahler ein Licht über das noch erst angehende Stück verbreitet, und manches auf die

1772. allerschlaueste Art acheminiren hilft, so hat er auch das Gute, daß er dem Untersucher seines Stücks den Leitfaden gleichsam durch diesen Künstler in die Hände giebt, wie er die Geheimnisse aufsuchen soll, wodurch dieses und ein jedes Drama gefallen oder mißfallen kann.

Die ganze Unterredung zwischen dem Mahler und dem Prinzen kann, wo die Rede von seiner Kunst ist, mit einigen sehr wenigen Abänderungen auch von dem Drama gelten. Treten Sie so, sagt Conti zum Prinzen, wenn dieser das Gemählde betrachten soll. Das kann auch dem Kritiker gesagt werden. Treten Sie so, Herr Kritiker, stellen Sie sich an die Stelle, wo sie stehen müssen, um das Stück aus dem gehörigen Gesichtspunkte ganz und in seinen einzelnen Theilen in dem wahren Lichte zu sehen, und dann urtheilen Sie. Urtheilen Sie, daß — doch urtheilen Sie, wie es Ihnen beliebt. Allein, mit wem rede ich, als ob ich mit einem schalen Recensenten mich zankte. Ich hätte beynahe vergessen, daß ich mit Ihnen rede, verzeihn Sie diese Ausschweifung. Es scheint mir beynahe möglich, daß der Dichter das ganze Stück schon fertig hatte, ehe er die Mahler-Scene, die eine leere Episode seyn soll, hineingebracht hat. Ich will damit sagen, daß er sie nicht aus Noht gemacht hat.

Wie schlau stehet alles an seiner Stelle in diesem Stück, und wie sehr macht uns der Dichter mit diesen seltnen Menschen und ihren seltnen Handlungen bekannt! nicht so wol durch das, was er uns auf die künstlichste Art sehen und hören läßt, als durch das, was er uns auf eine weit künstlichere Art, möchte ich sagen, nicht sehen und nicht hören läßt. Ich werde für heute abbrechen müssen, und mein künftiges Schreiben (denn nun lasse ich Sie nicht, bis ich ausgeschwatzt habe) soll dasjenige enthalten, was ich glaube, das den Tod der Emilia und die vorhergehende Scene nach meiner Meynung näher aufklären und rechtfertigen kann, warum ich, nachdem ich gesehen, wie es zugegangen, ganz ruhig bin, daß der Vater seine Tochter wie eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. Ich bin 2c.

Vierter Brief über die Emilia Galotti.

1772. Nachdem ich gesehen, wie es zugegangen, heißt es in meinem vorigen Briefe. Herr L. wollte sehen, wie sich ein Mann von Ehre und Gewissen aus einer Handlung wickelt, wo er bedroht ist, äusserst beschimpft zu werden, ohne sich von seinem Gegner nach den Gesetzen der Ehre selbst Genugthuung verschaffen zu dürfen, und nicht einmal die Gesetze gegen seinen Beleidiger zu Hülfe zu haben, hoffen zu können, weil sein Beleidiger der Prinz, der Souverain, das Gesetz selber ist; und nennt ihn Obrist Odoardo Galotti. In eine Handlung bringt der Dichter diesen Mann also, die niemand als der, der seine Tochter unschuldig in diesen Abgrund gestürzt, oder die Tochter, oder er der Obriste Galotti als Vater selbst endigen kann, wenn die Ehre des Hauses Galotti dabeygerettet seyn soll.

Odoardo ist der Mann, (wir sehen es aus allem, was er thut, und was er gethan haben soll;) der, wenn er nur seine Tochter zu sprechen kriegen kann, dem kurzsichtigen Wollüstling zeigen wird, wie man einen angethanen Schimpf rächt, oder einem angedrohten ausweicht, und ihn lehren wird, daß der, der kein Gesetz achtet, so mächtig sey, als der, der kein Gesetz hat.

Sie kömmt, die Tochter, und sie muß kommen, weil der Prinz doch noch immer gern rechtschaffen seyn mögte, sie kömmt — Die Ehre des Obristen sieht sie als vom Himmel ihm zugeführt, um diesen beschimpfenden Handel zu endigen.

Er glaubt nun nichts thun zu dürfen, als was die Umstände erfodern, sich erst von der annoch unbefleckten Unschuld seiner Galottischen Emilia zu versichern, gegen welche Orsina, Marinelli und der Prinz ihm Verdacht erregt haben, und daß sie das verdient, was er für sie thun will. Er wird davon überführt, und zugleich, daß seine würdige Tochter auch weiß, daß jeder Mensch einen Willen hat, wodurch er andrer Wollen zuvor kommen kann; auch daß sie jener bösem Willen zuvorkommen will. Odoardos Droitüre fodert aber noch mehr Versicherung, daß seiner jungen zarten Tochter bezeigte Gesinnungen ganz und gar in allem Betracht ungeheuchelt, auch unübereilt sind. Er reißt ihr den Dolch wieder aus der Hand, und neckt sie gleichsam. Keine andere Töne können von solchem Vater

1772. angegeben werden, als die dieser Vater angiebt, um seiner Tochter Herz ganz durchsehen zu können, und die Haarnadel ist hier so richtig, als in der besten Frisur à la port Mahon angebracht. Er kann es ihr noch immer nicht zutrauen — könnte wol, wenn nicht der noch erst beleidigt zu werden bedrohte Vater den sich schon beleidigt glaubenden Kriegsmann überwände. Der Vater bekämpft den Obristen. Er steht an. Die Tochter bringt alles auf, was ihren Entschluß rechtfertigt: Verführung, Sinnlichkeit, Religion, Märtyrer und Heilige — Hier hätte der Dichter den Cardinal Guise, der die Ligue commandirte (wenn Cardinäle Väter seyn dürften) richtig zustossen lassen. Der Obrist muß aber durch eine ihm natürlichere Schwärmerey dahin gebracht werden, wohin Herr L. ihn haben will. Ungeachtet unser Obrist nicht ohne Religion ist, muß die Tochter erst sagen: „du noch hier? (zur Rose) herunter mit dir! Du gehörst nicht in das Haar Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!“ Der Vater versetzt: O meine Tochter! — Dieß o meine Tochter! studire der Acteur recht, denn es ist die Lunte, die die Karthaune, die nun ganz geladen ist, anzündet und endlich los brennt, und uns durch den Knall betäubt. Diese Karthaune mag dem Stückgiesser Mühe genug gekostet haben, und Jahre sind vielleicht darüber hingegangen, ehe er die Lader und Anzünder so gefunden, wie er sie gesucht. Pöller lassen sich geschwinder machen, just um so viel geschwinder, als sie von weniger Wirkung sind. Der Acteur studire es recht! Die Tochter soll darauf sagen können, was sie sagt, nämlich: „O, mein Vater, wenn ich sie erriethe! doch nein, das wollen sie auch nicht. Warum zauderten sie sonst? (in einem bittern Tone, indem sie die Rose zerpflückt) Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweyten? das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!“

Was? schreit der Obriste dem Vater zu, und antwortet sich selber. „Doch!“ der betäubte Vater sagt zwar „meine Tochter,“ — aber Doch! ist einmal gesagt und gethan; also — doch! *** „Gott, was hab' ich gethan!“ — sagt

nun der Vater nur, der feuervolle Obriste ist durch den tödtlichen Stoß, den die geliebteste Tochter gekriegt, gleich einem Funken, der zuletzt unter der Asche nur glimmt; und der zärtlichste, gefühlvollste Vater sagt, Gott was hab ich gethan! Emilia bringt den Vater durch ihre Antwort „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert“ dahin, daß sein beynahe erlöschter Obriste wieder auflebt, und seine tapfre Faust in die väterliche Hand legen kann, die sie um der Wohlthat willen zu küssen verlangt. 1772.

Und nun der Obriste und der Vater Hand in Hand stehen, antwortet der Odoardo dem hereintretenden Prinzen, seine Emilia befinde sich sehr wohl; sehr wohl! und so die ganze Scene durch bis sie stirbt. Zieh hin — nun da, Prinz! „Gefällt sie ihnen noch? Reizt sie noch ihre Lüste? noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreyt?“ — — — — Das Uebrige erlaube mir Herr L. zu umschreiben: Nun haben Sie gesehen, Herr Prinz, wie ein rechtschaffner Mann, der Ihnen nie Gelegenheit hat geben helfen, ihr Herz zu mislenken, und also auch seinen eignen Begriffen von Ehre und Recht nicht entgegen zu handeln oder handeln zu lassen nöthig hat, sich beträgt, wenn ihm so wie mir mitgespielt wird. Sie glauben vielleicht, daß ich nun den Stahl wider mich selbst kehren werde, um der Strafe auszuweichen, die ich mir dadurch zugezogen, daß ich nur nach meinen Begriffen richtig, aber nach den Begriffen der heilsamen und jedem heilig seyn sollendem Gesetze strafbar gehandelt habe: Nein, auch das thut kein rechtschafner Mann, Sie irren sich, wenn Sie das glauben! Hier! Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst ins Gefängniß. Ich gehe und erwarte Sie als Richter. Sie, mein Herr Prinz, sind es nun einmal, der Richter im Lande ist, und Recht und Gerechtigkeit ausüben soll. Dieser ihr großer Vorzug, den Sie gegen mich ehrlichen Mann und Vater theils schon durch den Tod des Appiani gröblich misbraucht, theils durch die vorgehabte Schändung meiner Tochter mißbrauchen wollten, haben mich diesen Handel nicht anders endigen lassen können, als ich ihn geendigt habe, und wegen alles dieses, o fürchten Sie sich, Prinz, erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller.

1772. Sie zanken gewiß nicht, wenn Sie hören, daß Ihr Thimoteus, (den Sie noch acht Tage wenigstens bey mir auf dem Lande lassen müssen) gesagt, er wolle lieber einer solchen Tochter Mörder, als ein solcher Prinz seyn. Wir wollen ihm wünschen, daß er keines von beyden werde; daß die Vorsehung bey einem braven Herzen ihm auch die Tapferkeit verleihe, seiner Frau zu widerstehen, wenn sie je mit der Tochter zur lastervollen Residenz des Prinzen ziehen will. Wir wollen es ihm vom Himmel erflehen, weil es eine seltene Sache ist, daß der bravste Mann auch Muth genug habe, seine eigne Frau zu regieren. — Das „wie eine schale Tragödie sich endigen" würde ich, wenn ich Acteur wäre, in der Hitze, worinn mich die Umstände zu setzen scheinen sollen, vielleicht vergessen, und ich glaube kein Zuschauer würde es vermissen, selbst der Dichter nicht, wol aber beim Lesen.

Durch die Kritik zu zeigen neue Wege,
Die sich der Dichter wählen würde,
Wenn er nicht lieber eigne ginge,
Das wäre Meisterwerk;
Die neuen Wege zu entdecken,
Die Dichter, welch' Erfinder sind, betreten,
Das wär' nicht kleinen Beyfalls werth;
Doch Wege, hundertmal gewiesen,
Zum hundert erstenmal zu weisen,
Und trift man auch dabey auf unbemerkte Stege,
Die seitwärts laufen, wiederkehren,
Was ist denn das?

Ich mögte den Verfasser wohl kennen, um zu sehen, ob ihn solche Arbeiten so sehr amüsiren, daß es ihm für alle die schalen und halb schalen Beurtheilungen und unvollkommne Aufführung einsteht. Ich bin 2c.*)

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 25. und 29. Junius, und 2. und 6. Julius.

---

*) Verfasser dieser vier Briefe und des nachfolgenden fünften ist Moses Wessely in Hamburg.

Gelehrte Sachen.

1772.

Wir liefern nunmehr die noch ungedruckte Fortsetzung der Briefe über Emilia Galotti.

Fünfter Brief.

Der Mann, den Hr. Leßing in dieser Handlung den seltenen Tochter-Mord so richtig begehen läßt, ist ein Mann, so wie die getödtete Tochter und alle Helfers Helfer des Dichters, um diese That auszuführen, vom Meuchelmörder bis zur Emilia Menschen unsrer Zeit nach jetziger Religion, Sitten und Gebräuche mögliche Menschen. Und das müssen sie auch seyn, wenn das Spiel, das uns vorgespielt wird unterhaltend seyn, und uns sagen soll; „Seht wohin unsre Seelenkräfte uns verleiten können, wenn wir nicht dafür sorgen, daß wir unter allen Zufällen kalt bleiben, und unser Herz von unserm Verstande regieren; und letztern nicht durch eine jede Aufwallung davon wallen lassen.“

Die Moral, die das Trauerspiel enthält, soll nur negative seyn, und kann auch nur negative seyn. Die positive gehört nicht für die Bühne, weil diese nicht dargestellt, sondern nur beschrieben werden kann: und das Schauspiel fordert durchaus Darstellung. Diese dargestellte warnende Lehre kann auch nur durch Menschen unsrer Zeit gegeben werden, weil Menschen der frühern Zeiten den Eindruck nicht auf uns machen können. Eine jede alte Geschichte, als alte Geschichte, wenn sie noch so historisch, philosophisch und dramatisch richtig behandelt ist, kann den Kritiker weiter nichts sagen lassen, als daß es jene Nation, aus der diese Geschichte genommen, wenn sie unter allen den Umständen wieder existirte, oder wenn das Stück zu ihren Zeiten gemacht wäre, unterhalten und auf sie diejenige Wirkung haben würde, die ein Trauerspiel haben soll; und das will viel sagen. Bey uns aber gar nicht, weil wir die Töne, die nach ihrer Religion Sitten und Gebräuchen nöthig waren, um ihre Leidenschaften aufs höchste zu bringen, nicht so genau als unsre (oder gar nicht) kennen, und man kann Lust haben, zu glauben, daß solche Leidenschaften und ihre unglücklichen Würkungen nur

1772. bey jenen Nationen möglich waren; denn was läßt unsre Eigenliebe uns nicht alles von uns glauben. Wird der Dichter solcher historischen Stücke nicht ausgesetzt seyn, daß der jetzige Zuschauer sagt, solche Menschen sind wir Gott lob nicht: wären diese Menschen das gewesen, was wir sind, so wäre es auch bei ihnen nicht möglich gewesen. Und was kann also der Dichter für Würkung verursachen, als höchstens Verachtung für jene Menschen, die so was ausgesetzt waren, und nicht die Furcht vor der Ausgesetztheit erregen, wenn wir nicht gegen jede Aufwallung mit dem Zügel in der Hand gehen; da jene Griechen, Römer ꝛc. überdem durch das Wort Heyde schon zum Vieh bey uns herunter gewürdigt sind.

Hieraus schliesse ich, daß Hr. L. die Geschichte der Virginia, wie sie im Livius aufgezeichnet steht, nie auf unser Theater gebracht haben würde, wenn auch alle Umstände und Nebenumstände in den Gränzen seiner dramatischen Dichtkunst zu beschränken wären, weil die Würkung verfehlt würde.

Hr. L. Emilia Galotti ist daher ein Stück für unsre Zeit. Die Menschenhetze, die es vorstellt, und das Trauerspiel eigentlich vorstellen soll, ist aus lauter Menschen unsrer Zeit zusammen gesetzt, die durch Instrumente unsrer Zeit dahin geblasen werden, wohin sie gebracht werden sollen, um die Absicht zu erreichen, die ein jedes gutes Trauerspiel eigentlich haben soll. Ich versuche ihnen nur zu zeigen, warum dies Stück mir gefällt, ohne die Ursache angeben zu wollen, warum es vielleicht so vielen nicht gefällt, ob ich gleich die Manier kenne, in der Hr. L. allgemeinern Beyfall erschlichen haben würde, wenn er nicht lieber seine eigne richtigere Manier zu wählen, für seine Pflicht gehalten.

Dieses Stück hat mich auch überzeugt, daß der Gedanke jenes großen Engländers nicht so paradox ist, als er ihm selber vorgekommen zu seyn scheint, wenn er sagt; „oft verdient das Genie dann am meisten bewundert zu werden, wenn es ganz gewiß ist, daß man es tadeln wird: das heißt, wenn es durch seine Vortreflichkeit so hoch steigt, daß sie vor gewissen Augen gänzlich verschwindet.“ Ich

mögte hinzusetzen, und für gewisse andre Augen so groß ist, daß es deswegen lieber unaufgedeckt bleiben muß. 1772.

Bey alle dem, daß Hr. L. seinen eignen Weg dreist fortgeht, so verräth er, meines Erachtens, dennoch zuweilen, daß ihn seine Kühnheit gar zu wenig in Ansehung seiner Absicht zu statten kommen würde, wenn er sich nicht je zuweilen nach dem gemeinern Schlendrian verständlicher machte. Würde sonst dieser kühne Mann, die Orsine zum Odoardo sagen lassen, wenn sie ihm den Dolch giebt. -- „Ich, ich bin nur ein Weib: aber so kam ich her! Fest entschlossen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir sind beyde beleidiget. —" Wozu bedarf es dieses? Wer weiß nicht, daß obgleich verschiedne Ursachen zur Rache da sind, dennoch, da diejenigen, an denen sie ausgeübt werden soll, nicht verschieden sind, dieß ihr Interesse gemeinschaftlich machen kann. Die weibliche Geschwätzigkeit könnte es rechtfertigen; wo bleibt aber die weibliche Verschlagenheit, die sie fürchten lassen muß, er mache ihre Sache nicht zu der seinigen; und könnte er hier nicht sagen, was er später zu sich selber sagt, „was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein habe ich zu retten." Würde Orsine, die stolze Orsine, es nicht übel nehmen müssen? und würden sie nicht hart aneinander gekommen seyn, sich entzweyt und die gemeinschaftliche Absicht auch getrennt haben? Das vorhergehende und folgende in dieser Rede ist das höchste Licht, das der Dichter auf dies Gemählde richtig bringen konnte. Man betrachte die Reden dieser Frau und des Odoardo, und wie die Fraction so richtig ist, aus der erst Funken, dann Feuer und Flammen entstehn, die durch Blut gelöscht werden. Wie wahr männlich ist der Odoardo, und wie wahr weiblich ist Orsine. Diese ist aufgebracht, weil sie keinen Neid mehr erweckt, und ihrer Meynung nach der Verachtung und der Schadenfreude überlassen wird. Sie kann die begangenen Fehler, die mit ihren frühern Lehren von Religion und Tugend so sehr stritten, nicht vergessen und sich durchs nicht Wiederthun mit sich selbst aussöhnen, und es damit gut seyn lassen, das kann sie nicht; sie will lieber Rache ausüben, wo sie kann, wenn sie nicht fortwährend durch eine Menge Augendiener und

1772. schlaraffenländische Lebensart, an ihr Unrecht zu denken, gehindert wird. Und es ist auch das „Bravo! Bravo! Bravo! Küssen möchte ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat! ja, küssen, küssen mögt' ich ihn — Und wenn Sie selbst dieser Teufel wären, Marinelli," keine witzige Stelle, so wie keine Stelle im ganzen Stück mir witzig ist. Es soll heissen; ich freue mich, daß ihr Bösewichter ein Bubenstück begangen habt, das in die Augen fallender ist, als das, was ihr an mir verübt; damit man (wäre es auch nur aus Haß zu euch) sagen mag, die Gräfinn Orsine mag wol auch nicht unrecht gegen diese Bösewichter haben, die mit allen Vorzügen der Geburt, Erziehung, Schönheit und Kenntnisse ausgezierte Orsine. Denn sie sieht die Unmöglichkeit ein, daß man auf ihre Seite treten, und einsehen wird, wie überschwenglich, wie unaussprechlich, wie unbegreiflich sie vom Prinzen beleidigt worden ist, und noch beleidigt wird; wahr und weiblich! Odoardo aber will alles anwenden, um dem auszuweichen, was noch erst geschehen soll; wahr männlich! Und wäre Emilia ihrer Erziehung nicht treu geblieben, der Oberste Odoardo gieng gewiß nach Sabionetta zurück, überließ dich, wie die Sache Appianis, vielleicht auch einem ganz andern; bist du aber noch seine Emilia, und ist es nicht das alltägliche Possenspiel; so wird er was für dich thun, was sich nur denken läßt: aber — mir schaudert die Haut — wenn er es nur denkt, so wird er es auch thun. Denn du Emilia, bist ein treues Bild deines Vaters, zwar in Miniatür und noch dazu en Pastell gemahlt, daß aber bis jetzt so aufgestellt war, daß alle Farben und alle Züge vom Urbilde sich erhalten haben. Du konntest, würdest du an einem zu feuchten, oder zu trockenen Orte aufgestellt, alle Züge verlieren, und es würde endlich niemand glauben können, daß du je nach deinem Vater gemahlt warst, oder daß du ihm ähnlich gesehen. Alles was du bisher weißt, und was du gehört, weißt du durch deinen Vater, und hast es von ihm nur gehört. Man sieht es nicht allein daraus, daß du nicht leben magst, wenn du der Entehrung ausgesetzt seyn sollst, und wäre es auch vom Prinzen; sondern auch an der Art, wie du deiner Mutter den Vorfall in der Messe erzählst und aus die daraus folgende Unterredung mit deiner

Mutter, sondern auch wenn dir dein Vater als ehrlicher Soldat, jemals gesagt, oder wenn du es von ungefähr von ihm gehört hast, daß man, der Religion ungeachtet, auf seine Sinne sich nicht verlassen kann, es zu einer Zeit, wo mancher es nicht von dir erwartet, vorbringst, um deinen Vater von deinem Entschluß zu überführen und ihn zu rechtfertigen. 1772.

Ungeachtet Hr. L. Affe und Schnickschnack sagen läßt, so sind diejenigen, die es sagen, dennoch Personen von Erziehung, und Herr L. hat Welt genug, es sie sagen lassen zu können, wenn anders Monde, das in Welt übersetzt ist, das ist, was im Agathon 2ten Theil 271ste und 272ste Seite davon gesagt ist.

Ueberdem ist die Sprache der Leidenschaften nicht Grimace, keine Hofsprache, sondern die natürliche, es mag sie reden, wer da will. Wenn die Monde-Besitzer, die unaufhörlich schreyen, unsre Dichter haben nicht Welt genug, uns dadurch diesen Mangel bey Hr. L. beweisen wollen, indem sie bewiesen, daß ein Cammerherr kein Marinelli, und ein Marinelli, kein Cammerherr seyn kann, so würde man freylich es einräumen müssen, und es sollte mir sehr lieb seyn.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 16. Julius.

Trauerspiele von Gotthold Ephraim Leßing. Berlin, bey C. F. Voß, 1772. Man findet in dieser Sammlung, Miß Sara Sampson, Philotas, und Emilia Galotti. Weiter braucht es wohl nichts, um dies bloß anzuzeigen; denn zum Lobe Leßings, und seiner Trauerspiele etwas hinzuzusetzen, wäre ganz überflüßig, da ihr Werth längst bestimmt ist. Nur unsre Verwunderung können wir nicht bergen, daß Leßings Philotas, wenigstens so viel wir wissen, gar noch nicht aufgeführt ist, da man doch so viel fades Zeug, so viel Herz und Sitten verderbende Stücke auf die Bühne bringt. Aber bey dieser Anmerkung wird vielleicht mancher Directeur die Nase rümpfen, und in einem

1772. süffisanten Tone ausrufen, Pamela als Mutter des Chiari ist doch ein besseres Stück, als Leßings Philotas.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 20. Julius.

An den Verfasser der Briefe über Emilia Galotti.

Wer Sie auch seyn mögen, mein Herr, Christ oder Israelit, (und das letzte raunt man mir ins Ohr) so sind Sie ein vortreflicher Mann; ihre Briefe beweisen, daß Sie Ihren Leßing studirt haben, daß Sie nicht blos, wie mancher, nach Empfindung urtheilen, sondern auch von Ihren Empfindungen Rechenschaft zu geben wissen. Und das muß man auch, wenn man verlangt, daß unser Lob einem Leßing nicht gleichgültig seyn soll. Und ich, mein Herr, ich habe Ihre Briefe gleichfalls studirt; ich habe sie zu wiederholten malen gelesen; ich habe sie scharf geprüft, und befunden, daß Sie in den meisten Stücken Recht haben. Aber in einem Punkte möchte ich doch wohl etwas gegen Sie erinnern. Sie behaupten die Moral des Drama müsse bloß negativ seyn, weil sie dargestellt werden müsse, und die positive Moral keiner Darstellung fähig sey. Diese Behauptung, ich muß es gestehen, scheint mir nicht gegründet zu seyn. Sie haben die Ursache nicht angegeben, aus welcher die positive Moral keiner Darstellung fähig ist. Was sollte daran hindern? Warum sollte man nicht eben sowol ein Beyspiel der Tugend, als des Lasters auf die Bühne bringen? Warum sollte man nicht eben sowol, handle so, wie dieser Tugendhafte, als, handle nicht so, wie dieser Lasterhafte, dieser von seinen Leidenschaften hingerißne, sagen können! Oder, daß ich ein Beyspiel anführe, warum sollte man nicht eben sowohl sagen können, handle so, wie Gusman, der sterbend seinem Mörder verzeyht, als, handle nicht so, wie Rosemunde, die am Rande des Grabes noch andre mit sich hinein zu ziehen sucht, und von beyden Beyspiele auf die Bühne bringen können? Ich mögte fast behaupten, daß ich lieber tugendhafte, obgleich nicht völlig tugendhafte, Charactere auf der Bühne dargestellt sehen möchte, als

1772.

Lasterhäfte oder von ihren Leidenschaften hingerißne. Ich will meine Ursache angeben. Sie wissen es selbst, mein Herr, wie sehr die Bühne von vielen angefeindet wird. Die Bühne, sagt man, ist eine Schule des Lasters, und wir mögen uns noch so sehr winden, wir mögen noch so viel Ausflüchte zum Vortheil der Bühne ersinnen, so haben diese Feinde der Bühne, unter gewissen Einschränkungen, recht. Woher dies? Weil so viel lasterhafte Charactere auf der Bühne dargestellt werden; weil die Laster so oft unbestraft bleiben, und es für den Lasterhaften oft glücklich auf der Bühne ausfällt. Mancher kömmt ins Schauspielhaus, und geht bekannt mit einem Laster wieder heraus, das er vorhin nicht einmal dem Namen nach kannte, und gegen welches ihm nicht die Abscheu, die er dagegen hegen sollte, eingeflößet wird. Aus dieser Ursache, mein Herr, wünsche ich, lieber tugendhafte Personen, als lasterhafte, oder solche, die ihre Leidenschaften den Meister über sich spielen lassen, auf der Bühne zu sehen.

Vielleicht haben Sie, mein Herr, die Sache gründlich durchgedacht; haben Sie die Güte, ich bitte Sie, ihre Gedanken darüber dem Publicum mitzutheilen, und sich weitläuftiger über die Behauptung zu erklären, daß die Moral des Drama blos negativ und nicht positiv seyn müssen. Denn dieser Punkt verdient auf alle Weise Erörterung.

Noch eins. Sie mein Herr, haben ohne Zweifel der Vorstellung der Emilia Galotti zugesehen, und werden vermuthlich bemerkt haben, daß dies vortrefliche Stück nicht so allgemeinen Beyfall, als Minna, erhalten hat. Woher kömmt dies? liegt es an der schlechten Vorstellung, oder sind die Schönheiten des Stücks zu fein, als daß sie dem gemeinen Zuschauer, (ich meyne den gemeinen Zuschauer in den Logen sowol, als im Parterre und auf der Gallerie) gefallen können. Beantworten Sie doch auch diese Frage, und Sie werden recht sehr verbinden

Ihren

unbekannten Freund

T.

Beytrag zum Reichs-Postreuter, Altona, 1772, 23. Julius.

1772. **Berlin.** Christian Friedrich Voß hat von neuem verlegt:

1) **Trauerspiele von Gotthold Ephraim Leßing. Miß Sara Sampson. Philotas. Emilia Galotti.**

Es wäre überflüßig, von diesen Meisterstücken hier noch etwas zu sagen. Ihre Zahl ist nur klein, wie die Zahl der Schriftsteller, die so, wie Herr Leßing, schöner Geist und Philosoph zugleich sind.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1772, 4. August.

Herr Bause hat die Bildnisse des Herrn **Leßing** und und **Moses Mendelsohn** nach Ant. Graf in Kupfer gestochen, und ist bey ihm in Leipzig, wie auch anderer Orten, jeder Abdruck für 16 Gr. zu bekommen.

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten, Hamburg, 1772, 29. September.

Berlin.

Voß hat verlegt: Trauerspiele von **G. E. Lessing,** und Emilia Galotti, ein Trauerspiel. Seitdem uns Hr. Leßing in der Dramaturgie die Ursachen entwikelt hatte, warum die meisten Trauerspiele der Neuern ihre Absicht verfehlten; seitdem er unsern Trauerspieldichtern Natur, Studium des Herzens, und Schakspear empfohlen, wünschte man diese Lehren vorzüglich von ihm selbst, durch ein vollkommenes Beyspiel erläutert zu sehen. Und wie wird man wohl die wahren aus der Natur entlehnten Regeln, von der Simplicität des Plans, von der Kunst der Exposition, von den Eigenschaften tragischer Charaktere, von den ächten Gesinnungen, von den Zaubereyen des Dialogs, beßer erläutern können, als aus Emilia Galotti. Die Orsina

und den Odoardo haben wir am meisten bewundert. Und der Hofton des Prinzen! und Marinelli! da ließe über jede Zeile sich commentiren. Doch in Absicht der tragischen Wirkung auf der Bühne, glauben wir noch immer, daß Miß Sara den Preis behält. Der Leser kann Zug für Zug behandeln; aber doch scheint die griechische Simplicität der Handlung nicht für deutsche Zuschauer zu seyn. Auch dürfte manchen die zu studierte Nachahmung Shakespears, wenigstens befremden. Marinelli muß so gar englisch fluchen: Tod und Verdamniß! (Death and Damnation.) Hier und da scheint uns auch Hr. Leßing der Natur Gewalt anzuthun. Eine Rose gepflückt ehe &c. unmöglich ist dies Gleichniß an seinem rechten Ort; so stirbt Niemand. Der Zug: „Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schaale Tragödie zu beschließen?“ wünschten wir weg. Auch in den vorhergehenden Monolog vergleicht Odoardo den Ausgang mit einem Possenspiel. Wir waren in Dosalo, und auf einmal steht das ganze Theater für uns da, mit Lichtputzer und Soufleur. Die vortreffliche Anrede Odoardo's an den Prinzen, würde desto eindringender seyn: „Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter — Und dann dort erwart ich Sie vor dem Richter unser Aller!“ Da Dichter und Philosoph, Kenner des Menschen und Kenner des Genies aller Zeiten, nur selten so genau verbunden zu seyn pflegen, als sie es in Hrn. Leßing sind, so möchte in Rührung und Unterricht, in Reichthum und Wahrheit, in Neuheit und Correktheit, so bald kein Trauerspiel der Galotti gleichen, wenn er nicht selbst uns noch mehrere schenken sollte. Und wie sehr wird dieses nicht jeder Freund der Bühne wünschen. Miß Sara Sampson hat schon so oft, und so unzählige Herzen erweicht; Philotas mehr Bewunderung erregt, jene mehr durch Empfindungen, diese mehr durch Gedanken entzükt. Galotti thut beydes.

1772.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1772, 1. October.

Berlin.

1772. **Mina de Barnhelm, ou les avantures des Militaires, Comedie de G. E. Lessing, traduit de l'Allemand, chez Mylius.** Man sollte denken, daß eine Uebersetzung der Mina der Triumph unserer dramatischen Dichtkunst ist, und vorzüglich dazu dienen könne, unser Theater bei den Ausländern aus der bisherigen Verachtung zu reißen. Aber Charaktere und Sprache dieses Stüks tragen beyde viel zu sehr das deutsche Gepräge, als daß die Charaktere den Franzosen, welche andere Nationen immer nur halb kennen, interessant, und die Sprache ganz überzutragen wäre. Den Riccaut hat der Uebersetzer in einem Gascon effronté verwandelt, und dadurch seiner Scene das Anziehende geraubt.

Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig, 1772, 16. November.

Gotthold Ephraim Leßings vermischte Schriften, — Erster Theil. Berlin 1771, bey Voß. 1 Alph. 2 B. 8.

Dieser erste Theil einer neuen Auflage der Leßingischen Schriften, ist ganz epigrammatisch, auser einigen Liedern, die aus der ersten Ausgabe hier beybehalten sind. Der Verfasser will in dieser neuen Gestalt nur diejenigen von seinen vorigen Stücken mittheilen, welche er der Aufbewahrung würdig hält. Es erscheinen aber auser den meisten der vorigen, schon bekannten, Sinngedichten, in dieser Sammlung, noch eine Menge neue. Den grösten Raum füllt eine critische Abhandlung über das Epigram, nebst Anmerkungen über die vornehmsten Dichter des Alterthums, in dieser Gattung.

Was die Leßingischen Sinngedichte selbst betrift, so haben wir mit Vergnügen bemerkt, daß verschiedne aus der vorigen Ausgabe weggelassen worden sind, die uns niemals gefallen haben. Desto schönere sind an deren Stelle getreten. Es wäre lächerlich, wenn man jetzt erst den Herrn Leßing als einen glücklichen Epigrammatisten loben wollte, nachdem seine Talente schon seit zwanzig

Jahren, die Bewunderung des Publikums sich eigen gemacht haben. Zum Lesen dürfen wir ebenso wenig einladen. Aber warnen wollen wir nunmehr die jungen deutschen Dichter, daß sie, ohne einen ganz auserordentlichen Erlaubniß des Apollo, nach solchen Meistern, wie wir in den Sinngedichten nunmehro haben, nicht so leicht der Bearbeitung dieser Dichtart sich widmen. Deutschland kan allenfals mit seinen Logau, Wernike, Kästner und Leßing sich zufrieden bezeigen. Nichts ist auch gefährlicher, als Sinngedichte für das Publicum zu schreiben; weil nirgends das eigensinnige, und individuelle des Geschmacks mehr, als hierbey, seine Wirkung äusert. Vielleicht ist dieses die Ursache, daß uns auch unter diesen neuen und vorigen hier beybehaltnen Leßingischen Epigrams, einige nicht genug Leßingianisch geschienen haben. Von dem Epigram auf die Europa S. 8. glauben wir, daß wohl mehrere mit uns die Pointe nebst der vorhergehenden Wendung, nicht goutiren dürfen.

1772.

Als Zevs Europen lieb gewann
Nahm er die Schöne zu besiegen
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füssen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht — gesagt zu
deinen Ehren,
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Zu dieser Classe gehören die Gedichte Nmr. 83. 84. 114. 139. 38. 36. obgleich einige dem Martial, entlehnt sind. Doch, es könte scheinen, als wenn wir unter tausend Schönheiten, Flecken mit Angst aufsuchen wollten, wenn wir diese oder jene Erinnerung noch beifügten. Es ist billiger, diese Schönheiten zu zeigen; und wie können wir dieses anders, als wenn wir überhaupt auf die ganze Sammlung der Leßingschen Epigrams verweisen? Folgen-

1772. des an den **Salomon** können wir uns nicht enthalten abzuschreiben.

Hochweiser Salomon! dein Spruch
„Daß unter tausenden kein gutes Weib zu finden"
Gehört — gerad heraus — zu deinen Zungensünden;
Und jeder Fluch ist minder Fluch
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bey tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiser Mann!
Muß sich bey tausenden der Probe freylich schämen,
Wird drüber wild und lästert dann.

Eine feine Nachahmung eines Martialischen Epigrams auf einen Arzt, der ein Schuster wird, und welches Herr Leßing auch übersetzt (S. 48.) ist dieses,

Auf D. Klystill.

Klystill, der Arzt, — (der Mörder sollt' ich sagen —)
Will Niemands frühen Tod mehr auf der Seele tragen,
Und giebt, aus frommer Reu, sich zum Husaren an;
Um das nie mehr zu thun, was er so oft gethan.

Nie hat ein Mädgen in zwey Zeilen grösseres, und witzigeres Lob erhalten, als Eleonora, S. 41.

Hier blieb, als Amor, sich noch mächtiger zu sehen,
Eleonora ward, sein Körper geistlos stehen.

Wir wollen aber nichts weiter abschreiben, als die Inschrift, welche Herr Leßing auf sein Bildnis verfertiget, das vor der **Allgemeinen Bibliothek** steht. Es ist ungemein treffend.

Mich mahlte Simon Klecks so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt, so gut als mir, das Bildnis glich.

Die meisten der Leßingischen Sinngedichte, sind Copien älterer Dichter, und der besten Epigrammatisten. Er weiß sich die Schätze der andern aber ganz eigen zu machen, und ahmt so nach, daß man kaum an das Original denkt, welches oft durch die Nachahmung verschönert wird, wie z. E. folgendes Gedichtchen,

Vingt fois le jour le bon Grégoire
A soin de fermer son armoire.
De quoi pensez-vous qu'il a peur?
Belle demande! qu'un voleur
Trouvant une facile proie,
Ne lui ravisse tout son bien.
Non: Grégoire a peur qu'on ne voie
Que dans son armoire il n'a rien.

1772.

Welches Herr Leßing viel kürzer, und frappanter S. 43. so nachahmt

Auf den Fabull:

Fabull verschliesset alle Kisten,
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich Niemand läßt gelüsten,
Zu sehen, daß sie ledig sind.

Wir eilen von den Gedichten hinweg, um einige Worte von den beygefügten neuen Anmerkungen über das Epigram, und einige der vornehmsten Epigrammatisten, unsern Lesern zu sagen. Herr Klopstock verbat, im Nordischen Aufseher, eine Theorie des Epigrams. Ich glaube, wenn er die Anmerkungen des Herrn Leßings gelesen hat, nimt er sein voriges Urtheil zurück. Man ist schon gewohnt, in den Leßingischen Untersuchungen, Scharfsinn, viel Philosophie — zuweilen gar zu subtil — und Neuheit der Bemerkungen zu finden. Allein Herr Leßing wird uns auch erlauben, unsere Einwendungen wider einige seiner Sätze, vortragen zu dürfen. Das gröſste Lob besteht in Versicherung von der grössern Menge des Guten bey allem in der Welt. Er betrachtet die Natur des Epigrams zu etymologisch. Vavassor und Scaliger, erinnerten beyde schon, daß die Bedeutung des Worts, Epigram: sich verändert habe, ob gleich das Wort geblieben sey, und daß man jetzo, nicht mehr auf die Etymologie des Wortes sehen müsse. Herr Leßing aber besteht auf der Entwicklung des Wortes. Er sagt: „es ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Nahmen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu haben, für welches dieser Nahme eigentlich erfunden war."

1772. Wir möchten dieses wohl nicht zugeben können. Noch jetzt fährt der Sprachgebrauch fort, demjenigen Dinge den Nahmen Tragödie zu geben, welches gar nicht mehr fortfährt, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu haben, für welches der Nahme, Tragödie, eigentlich erfunden war. Wer wollte jetzo bey einer Theorie der Tragödie, an die Etymologie des Wortes denken? Herr Leßing schlägt gleichwohl diesen Weg beym Epigramm ein, und fragt: „worinnen es liege, daß ein Sinngedicht, noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heissen kann, ob sie schon eigentlich nur selten, dafür zu brauchen stehet?“ Er beantwortet sich diese Frage selbst: „es liegt in der Form, in dem unveränderlichen Eindrucke, welche solche, und so geordnete Theile, unfehlbar ein jedesmal machen.“ Nach seinem Urtheile, „zerlegen sich alle Sinngedichte von selbsten in zwey Stücke; in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einem besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenstande gereitzt wird; und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.“ Aber passet dieses alles nicht auf jedes Gedicht, welches Verwicklung und Auflösung hat? —

Das Sinngedicht, sagt der Verfasser, ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde, auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr, oder weniger hingehalten wird, um sie mit uns zu befriedigen. —

Wenn es uns erlaubt ist, aufrichtig zu seyn, so sagt diese Definition im Grunde nichts anders, als was die guten Kunstrichter schon gesagt haben. Herr Leßing dünkt uns seiner etymologischen Lieblingsidee der Aufschrift zu stark anzuhangen, und die Subtilität seines Witzes, findet allenthalben reichen Stof, seinen Satz zu behaupten. Er vergleicht die Empfindungen bey einem Sinngedichte, mit den Empfindungen bey einem Denkmale, bey welchem sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Grösse, oder Schönheit des Denkmals gerathen, eine Art von Verlegenheit vermengt, über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns

dem Denkmale genug genähert haben, und durch seine Aufschrift, aus unsrer Ungewisheit gesetzt werden. Er wendet dieses hierauf auf das Epigram an. 1772.

Die zwey wesentlichen Theile des Sinngedichts, welche die andern Critiker Knoten und Auflösung, oder Entwicklung nennen, nent Herr Leßing Erwartung und Aufschluß. Diejenigen, welchen eines von diesen Theilen fehlt, machen Aftergattungen des Sinngedichtes aus. Dahin gehören alle diejenigen kleinen Gedichte, welche nichts als allgemeine moralische Lehren, oder Bemerkungen enthalten, wenn sie auch noch so witzig vorgetragen, noch so spitzig zugearbeitet sind. Bey dieser Gelegenheit wird Batteux, welcher das Sinngedicht als einen interessanten, und glücklich und kurtz ausgedruckten Gedanken beschrieb, sehr gut, und scharfsinnig, mit Beyspielen, widerlegt. Eine andre Gattung der Aftersinngedichte, machen diejenigen aus, welche bloß Historietten, Erzehlungen und Bilder enthalten, ohne unsre Aufmerksamkeit auf einen gewissen Punct, aus welchem wir den Gegenstand betrachten sollen, zu lenken. Auch hiervon werden verschiedne Beyspiele, mit Scharfsicht, critisirt. Hierauf folgen allgemeine Anmerkungen über das Sinngedicht, in welchen insgesamt der Verfasser, wo er nur nicht an seine Idee des Denkmals und der Aufschrift denkt, die feinsten Bemerkungen, und Regeln mittheilt, welche theils die Eigenschaft eines guten Epigrams, theils litterarische Nachrichten betreffen. Man ist es an Herr Leßingen schon gewohnt, daß er die zwey selten verbundnen Eigenschaften eines guten Criticers, philosophische Forschung und genaue Belesenheit, in sich vereiniget, und in diesem Charakter, zeigt er sich auch hier durchgehends.

Auf die allgemeinen Anmerckungen, folgen critische Bezeichnungen der vornehmsten Epigrammatisten. Vom Catull urtheilt der Verfasser wie wir längst wünschten, daß einmal öffentlich werden mochte. Es ist sehr richtig, obgleich viele Gelehrten das Gegentheil bisher behaupten wollten, daß die „allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls, schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein haben, als die Kürze.“ Tiraden möchten wir aber die Catullischen kleinern Gedichte doch nicht nennen. Es

1772. sind, nach unserm Urtheile, theils kleine Lider, theils römische Vaudevills. Bey dieser Gelegenheit sucht Herr Leßing sehr sinnreich wahrscheinlich zu machen, daß ein gewisser Plumatius, ein Veroneser, der erste Erretter des Catulls aus der Finsterniß der Vergessenheit, gewesen sey. Die Vermuthung, welche sich auf ein Epigram gründet, das verschiedenen Ausgaben des Catulls vorgesetzt ist, macht dem Scharfsinne des Verfassers Ehre, wenn man auch noch nicht sogleich, die Meynung annehmen kan.

Martial wird vom Hrn. Leßing als der erste wahre Epigrammatist betrachtet, welcher diese Gedichte als eine neue eigne Gattung bearbeitet hat, welcher sich eine deutliche feste Idee vom Sinngedichte machte, und dieser Idee beständig treu blieb. Dieser Dichter wird auch zugleich, als der erste, dem Werthe nach, vorgestellt. — „Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt." Man wird daraus schon leicht bemerken, daß Herr Leßing ein Apologist des Martial wird, und keinen bessern Vertheidiger konte sich der Dichter nur wünschen. Man kennt die Methode schon, mit welcher H. Leß. die alten Schriftsteller, die er in Schutz nimt, zu vertheidigen, und da die Schönheiten zu zeigen, versteht, wo andere Flecken sahen, wie er bis auf Kleinigkeiten herab, alles zu prüfen weiß, und sich Reichthum verschaft, wo andre dürftigen Mangel bemerkten.

Am begierigsten wird man seyn, zu wissen, wie Martial wegen seines oft so schmutzigen, obscönen Witzes entschuldigt werde — „Kürze, und Rundung welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der erstern Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz, noch sein Verstand Theil nimt" — Zuletzt aber wird die Entschuldigung in ihre Grenzen eingeschlossen — „sein Buch gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir gar nicht angefangen."

Uns dünkt überhaupt, daß man in Absicht der Obscönität der alten Griechen und Römer, zu viel verlangt,

wenn man sie nach dem Maaßstabe unserer Zeiten mißt. 1772.
Wenn man die Begriffe ihrer Religion, und die Gewohnheiten ihrer Zeiten, sich lebhaft genug vorstellen kan, und sich ganz in ihr Zeitalter, ihre Gebräuchen und Lage aller Umstände zu versetzen weiß, so verlangt man nicht einmal von ihren Schriftstellern, daß sie ganz ohne Flecken, nach unsern Begriffen seyn sollen. In einer Stadt, wo man der Venus öffentlich Opfer brachte, wo die Huren sich beym Aedil, als solche, melden konten, und in ein ordentlich Verzeichnis eingetragen wurden, kann man es denen Dichtern, die das Gefallen der Menge zum Ziele haben, nicht so sehr verdenken, wenn sie sich zuweilen das erlauben, was bey uns Unzüchtigkeit ist. Genug, wenn sie sich bey ihrem feinern Publico entschuldigen; wenn sie versichern, daß ihr Leben nicht ihr Witz sey. Der Abstand der damaligen Begriffe von der Ehrbarkeit des Ausdrucks, mit den unsrigen, erhellt am deutlichsten aus den Geschichtschreibern. Man gedenke an die Erzehlungen des Svetons von der Unzüchtigkeit der Kayser. Würden dergleichen Dinge itzo, wenn sie ja irgendwo geschähen, wohl so erzählt werden wie Sveton thut? Würde der Historiker nicht einen Schleyer darüber hängen müssen? — Martial lebte unter den Augen und in der Gunst des geilen, unzüchtigen Domitians. Kan man das für seine Denkungsart halten, was ihm die Schmeicheley, und Hofluft eingab? Er wollte gefallen, und wählte also nach dem Geschmack derer, denen er gefallen wollte. — Er sey immerhin obscön an vielen Orten, er beleidige die Schamhaftigkeit, und gesetzt, er habe auch daran selbst einen Gefallen gehabt, welches doch nicht im geringsten bewiesen werden kan. Kinder sollen ihn nicht lesen, und Männer werden so schwachsinnig nicht seyn, und daran, wenn sie an die Zeiten gedenken, ein Aergerniß nehmen, und deswegen den Martial schlechthin verwerfen. So urtheile ich von der Schlüpfrigkeit dieses Dichters, ohne ihn zu vertheidigen.

Von dieser Ausschweifung kehre ich zu den Anmerkungen des Hrn. Leßings über den Martial zurück. Er unterhält uns mit angenehmen Muthmassungen über die Jugendgedichte des Martial, deren er selbst irgendwo gedenkt, über die Frau des Martial, von welcher manches gute und

1772. böse in seinen Sinngedichten vorkomt, und über die verschiedenen Verleger der Martialischen, wo wir dennoch bey einigen Puncten nicht beypflichten mögen. Das wichtigste ist die Ankündigung von vier Handschriften des Martials, welche sich in der Wolfenbüttelischen Bibliotheck befinden, davon drei auf Pergamen, und eine auf Papier geschrieben ist. Hr. L. macht aber nicht viel Rühmens davon. Sie haben fast durchgängig die Lesearten des Domitius, und ganz eigne, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Indessen muß man dem Hrn. L. für diese Entdeckung wahren Dank schuldig seyn. Auch besitzt die Wolfenbüttelsche Bibliotheck ein Exemplar der Gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. — Nachrichten von einigen Uebersetzungen des Martials, beschliessen die Leßingsche Rhapsodie über diesen Dichter.

Von S. 282. lesen wir einige critische Bemerkungen über die bekanten Priapeia, davon sich eine Handschrift auf der Hochfürstlischen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. Es werden einige Stellen sehr glücklich verbessert; und zuletzt erscheinen zerstreute Beobachtungen über die griechischen Anthologien, deren Nutzen erhoben wird. Durch ein paar Epigrams werden zwey andre Stellen der alten Dichter recht gut erklärt. Aus dem einen wird gezeigt, daß der Thurm, dessen beym Musäus im Hero und Leander gedacht wird, eine Kapelle der Venus gewesen sey; und aus einem andern Epigram wird dargethan, daß der Glycon, dessen Horaz gedenket, eine wirkliche Person zu Horatzens Zeiten und ein berühmter, starker Fechter gewesen sey.

Viele einzelne eingestreute Conjecturen, und critische Bemerkungen, machen das Lesen dieser neuen Leßingischen Schrift, dem Gelehrten von Profeßion, und dem Philologen, eben so interessant, als die Gedichte den Witz vergnügen, und die angenehmste Lectüre gewähren. Wir haben, mit Vorbedacht, diese critische Anzeige so eingerichtet, daß sie bloß die Aufmerksamkeit der Leser reitzen sollte, und Herr Leßing ist gewiß zu edeldenkend, und mit der Natur der Gelehrsamkeit zu sehr bekant, als daß er uns unsre Einwendungen ungeneigt aufnehmen könte. Im pomphaften

Tone zu loben, und mit pausenden Backen zu rühmen, ist meine Sache nicht. Bg. 1772.

Magazin der deutschen Critik, herausgegeben von Herrn Schirach, Halle, 1772, 1. Band, 1. Theil, pag. 174—186.

Trauerspiele von Gotthold Ephraim Lessing. Berlin bey Chr. Fr. Voß, 1772. 1 Alph. 2 Bog. 8.

Hier hat man die Trauerspiele von Hrn. Lessing besonders gedruckt. Es sind deren drei: Miß Sara Sampson und Philotas, die zu bekant sind, als daß wir davon zu reden brauchten. Das dritte ist die ganz neuerlich herausgekommene Tragödie Emilia Galotti. Wenn einer von unsern bekanten vorzüglich guten Schriftstellern etwas ans Licht treten läßt, so macht sein Ruf gleich, daß es durchgehends als ein vollkommenes Meisterstück angesehen wird, und daß man alles daran lobt. Es ist nichts dem Fortgange der Wissenschaften schädlicher, als ein solch Verfahren; und freylich findet diese Art zu urtheilen nur bei einem noch gröstentheils ungebildeten Publicum stat, wie es das unsrige ist. Dieser Umstand legt jedem Recensenten die Pflicht auf, bei den Werken solcher Männer noch schärfer als gewöhnlich zu seyn, und nichts ununtersucht vorbei gehen zu lassen. Es ist wahr, diese Pflicht zu erfüllen wird dadurch fast überflüssig, weil alles, was man wahres davon sagen könte, auf die meisten Leser keinen Eindruck macht; unfähig selber zu urtheilen, und durch den Ruf des Schriftstellers betäubet, pfeifen sie ein dergleichen Urtheil eines Recensenten aus, und nennen es hirnlos, ohne sich die Mühe zu geben, es zu untersuchen. Allein es giebt doch allezeit unter den noch ungebildeten Lesern gute Köpfe, auf die es Eindruck machen kan, die das Urtheil prüfen, und dessen Grund oder Ungrund einsehen, wodurch sie von dem blinden Glauben in Geschmackssachen errettet werden. Nach und nach vermehret sich die Anzahl der selbstuntersuchenden Leser, wenn dergleichen unpartheyische, und von allem Ansehen der Personen freie Urtheile häufiger werden: und so bringt hernach der gesunde Geschmack durch, und

1772. wird allgemeiner. Diese Gründe haben uns bewogen, den eigentlichen Wehrt dieses Stücks weitläuftig und freimüthig zu untersuchen, und zwar ganz eigentlich die Mängel desselben anzuzeigen, da die Schönheiten leicht in die Augen fallen und von andern genugsam werden ins Licht gesetzet werden. Dieses sagen wir zum voraus, damit uns niemand unser Verfahren als eine Begierde auslege, dem verdienten Ruhm dieses vortreflichen Schriftstellers Abbruch zu thun, deren wir uns außerordentlich schämen würden. Wir sind ihrer aber gewis gar nicht fähig, und wir studiren Hrn. Lessings Werke vermuthlich mehr, als die, die sein Lob am meisten ausposaunen.

Dem Publicum das Süjet dieses Trauerspiels zu erzählen, halten wir deswegen für unnöthig, weil fast jeder, dem nur so viel daran gelegen ist, daß er diese Recension nicht überschlage, es schon gelesen haben wird. Wir begnügen uns damit Anmerkungen darüber zu machen, in Rücksicht auf die Kunst und den theatralischen Geschmack.

Der Grund und Hauptfehler dieses Stückes liegt im Plan, in der allerersten Grundlage. Ein theatralisches Stück mus seine Ordonnanz haben wie ein Gemälde. Es mus in demselben die Hauptfigur oder wenigstens die Hauptgruppe seyn, die gleich in die Augen fält, und sich vor allen andern hebt. Die übrigen müssen nach dem verschiedenen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr gehöriges Licht gesetzt seyn, und dennoch alle sämtlich zur Hebung der Hauptperson oder Gruppe concurriren. Das ist aber hier gar nicht beobachtet. Denn wer ist die Hauptperson? Billig solte es wohl Emilia seyn, nach dem Titel, doch der ist eine Kleinigkeit; aber auch nach dem Zweck des Stückes. Denn der Prinz, der wirklich die Hauptperson ist, auf den kan, wegen des gehässigen Lichtes, in welchem sich seine Leidenschaften zeigt, kein Interesse fallen. Dieses gehässige Licht besteht aber, das mus ich sagen, besonders darinnen, daß er, ohngeachtet er nicht wieder geliebet wird, dennoch versucht, seiner Geliebten habhaft zu werden, mit welcher Empfindung wir durchaus nicht sympathisiren können; denn liebte ihn Emilia, und nähme den Appiani blos aus Gefälligkeit für ihre Eltern, so würden wir ihn alle seine Handlungen als Ausbrüche

einer zur Verzweiflung gebrachten Leidenschaft, mit der wir sympathisiren, verzeihen, und Mitleid für ihn empfinden. Daher, wenn man auch setzt, daß Emilia und der Prinz die Hauptgruppe formiren, so ist allezeit das Interesse, vermöge der gemeldeten Beschaffenheit der Leidenschaft des Prinzen, verloren. Es müste durchaus Emilia und Appiani die Hauptgruppe seyn, wenn wir recht gerühret sein solten, und alle übrigen darauf losarbeiten, diese Figuren im Gemälde herauszuheben. Allein hier ists leicht zu sehen, wie sehr dies Paar unvortheilhaft gestellet ist, denn es wird gänzlich von dem Prinzen verdunkelt. Der Prinz ist im gegenwärtigen Stücke allein die Figur, die recht heraustrit, und sich dem Auge des Zuschauers in dem ganzen Lichte zeigt. Daraus entsteht wieder das Ungemach, daß, wenn auch Emilia mit ihm die Hauptgruppe formiren könte, wenn obbemeldetes es nicht hinderte, so gienge es doch so nicht an, da die Emilia weit gegen den Prinzen zurückbleibt, und ihm viel zu sehr untergeordnet ist, um mit ihm gruppiren zu können. Das ist ein Hauptfehler dieses Stücks, dessen Anordnung diese ist. Eine falsche Figur zur einzigen Hauptfigur, das ist der Prinz. Um den Fehler noch zu vergrößern, ist neben dem Prinzen eine Figur gestelt, um diesen noch mehr zu heben, die aber mit ihm fast in gleichem Lichte zu stehen komt, so daß diese untergeordnete Person, nemlich der Cammerherr Marinelli, sich vor allen viel wichtigern vorstelt, und sie verdunkelt. Die übrigen sind alle weit hinter diese beiden zurückgeworfen, und nehmen sich noch dazu fast keine vor der andern aus: die einzige Emilia ist ein klein wenig vor den andern hervorstechend, aber doch so, daß man sie vor dem Prinzen und vor Marinelli lange nicht genau genug bemerken kan. Denn, ohngeachtet es das viel auf dem Theater seyn nicht ausmacht, daß eine Person uns interessant wird, so kan sie es doch nicht werden, wenn sie uns zu sehr aus dem Gesicht gerücket wird, indem wir nur uns alsdenn für die Leute interessiren, wenn wir von ihrer Denkungsart genugsam unterrichtet sind, so daß wir genau wissen, welche Wirkung die Zufälle, die ihnen begegnen, auf sie machen, und daß wir alsdenn mit diesen ihren Empfindungen und daraus entstehenden Handlungen sympathisiren. Dies gehet nun aber

1772. nicht an, ohne daß sich die Person oft zeige und uns auf die Art das Innerste ihres Herzens aufschließen könne. Bei dem Prinzen ist das der Fal, und auch bei Marinelli. Bei jenem sinds die Reden hauptsächlich, bei diesen noch besonders die Handlungen, die uns ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ganz entdecken. Bei den übrigen aber ist nichts dergleichen genau genug angegeben, um das Theilnehmende für sie, bei uns, in einem zur tragischen Empfindung gehörigen Grade hervorzubringen. Im Gegentheil ist das bischen Interesse, was auf sie kömt, unter die übrigen so vertheilt, daß es dadurch noch schwächer wird. Denn da es für keinen von ihnen besonders wirksam ist, sondern auf alle gleich fält, so verändert sichs alle Augenblicke, und ist bald für Emilien ein wenig, denn für Appiani, für den Vater und die Mutter, aber für alle nur ein wenig, in Bewegung.

Ein andrer Hauptfehler dieses Stücks, welcher auch das Interesse in demselben mit vernichten hilft, ist, daß der Gegenstand dessen, was man zu fürchten hat, nicht bestimt ist. Man sieht wol, daß es vielleicht da ein groß Unglück geben kan, aber man sieht gar nicht ein, was wol eigentlich daraus entstehen könte. Ja es ist für den Zuschauer lange so ausgemacht noch nicht, daß einmal ein groß Unglück daraus entstehen kann, als dazu gehört, um ihn gleich in große Besorgnis zu setzen. Und hernach geschieht noch dazu gleich im Anfange des dritten Aufzugs das ärgste, was sich denken läst. Denn im Anfange wird die Neugierde dadurch erregt, zu sehn: wie wirds noch mit der Heirath werden, man besorgt aus der Leidenschaft des Prinzen Hindernisse dagegen, man sieht ihn heftig genug entflamt, um zu urtheilen, daß er die Vollziehung dieser Ehe nimmer mit gutem gestatten wird. Ich sage mit Fleis, die Neugierde wird erregt, denn wahres Interesse ist es nicht, da man den Appiani und die Emilia lange nicht genug kent, um sich für beide in der That zu interessiren, es ist nur der Anfang einer Theilnehmung, die man für beide empfindet. Nun aber, da durch Appianis Tod sich gleich zeigt, daß die Heirath nicht vor sich gehen wird, so geräth der Leser in eine ganze Ungewisheit, über dem was sich noch zutragen wird. Ja das Stück verfält

dadurch in den Hauptfehler, daß es sich in zwei Theile zerschneidet, da bei dem zweiten ein ganz neues und anderes Interesse anfängt. In dem neuen Stücke aber, das, so zu sagen, nach Appianis Mord anfängt, weis der Leser nun gar nicht mehr, von woher er eine Catastrophe erwarten sol. Man müste vom Theater wenig verstehen, wenn man diese Ungewisheit mit derjenigen für einerlei hielte, in welcher der Zuschauer in andern Stücken gehalten wird. Denn in demselben hat jede Person ihr mir bekantes Interesse, ihren Zweck, die alle zu dem mir gleichfals bekanten Hauptzwecke des Stückes concurriren, und der dem Zuschauer sichtbare Zusammenflus dieser in einander wirkenden Ursachen, erregt bei diesem Furcht und Hoffen. Was er aber zu fürchten hat, ist ihm bekant. Iphigenia sol geopfert werden. Wenn das, was man versucht, sie zu retten, nicht gelingt, so wird sie es werden. Wenn Gusmann erfährt, daß Zamora in seiner Gewalt ist, so stirbt dieser gewis. Wer kan aber sagen, was in der Emilia nach Appianis Tode zu fürchten ist? Am natürlichsten wol, daß der Vater den Prinzen, wenn er den Mord des Appiani erfährt, ermorden wird. Das aber hat selbst wenig Schein, da der Prinz in seinem eignen Schlos, von seinem Gefolge umgeben ist, und nur ein Wort sagen darf, um daß weder Vater noch Mutter vor ihm und seine geraubte Schöne kommen dürfe. Kurz, man könte wol mit der Emilia über den Tod des Appiani betrübt seyn, wenn man recht eigentlich wüste, wie zärtlich sie ihn liebte; aber was noch weiter nach diesem zu befürchten ist, das sieht man gar nicht ein. Bei dem Tode des Appiani geht ein neu Stück an, das noch dazu kein bestimtes Interesse hat. Erst ganz spät, nemlich bei Uebergebung des Dolches der Orsina an den Odoard sieht man, daß wol etwas gefährliches daraus entstehen könte. — Wir wollen auch sagen, was, unserer Meinung nach, diesen Fehler hervorgebracht haben mag: denn das kan seinen Nutzen haben, eine Klippe anzuzeigen, an die ein Lessing gescheitert zu haben scheint. Das Stück hat ein großes Verdienst, welches der Verfasser nach seinen aus der Dramaturgie bekannten Grundsätzen mit Fleis gesucht hat, ihm zu geben; nemlich alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen.

1772. Nichts ist im ganzen Stücke, das nicht so zuginge, wie es in der Wahrheit sich zugetragen hätte. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; nemlich um den Hauptpersonen Gelegenheit zu geben, sich auf eine gewisse Art zu zeigen, die ihn blos zum Zweck hätte, dergleichen etwa die Vertrauten, Bedienten oder Cammermädgen sind. Ja es ist kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene; welches Hr. Diderot mit Recht als unnatürlich tadelt: die spielenden Personen bekümmern sich blos um sich. Das ist eine große Schönheit; aber die Beobachtung derselben mus ja nicht wichtigere verdrängen. Diderots Regel mus wohl verstanden werden. Es müssen gar viele Dinge des Zuschauers wegen gesagt, ja ganze Scenen angelegt werden, um die Sache ihm in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, um den Eindruck des Ganzen stärker zu machen; aber das mus so natürlich hergebracht werden, daß kein Mensch die Kunst des Verfassers merke; so wie die höchste Staffel der Tanzkunst ist, daß das Tanzen dem Tänzer gar nicht sauer zu werden scheine, ohngeachtet es ihm den grösten Zwang und die unsäglichste Anstrengung der Kräfte kostet. Von der Vereinigung dieser beiden Dinge ist Diderots Hausvater ein Muster; so wie dessen Lehren Hrn. Lessings Richtschnur hier gewesen zu seyn scheinen. Allein unter der Bemühung, das natürliche zu suchen, ist das Interessante verloren gegangen. Konte man beides nicht erhalten, so muste lieber ersteres aufgeopfert werden. Aber eine andre Contextur des Stückes hätte vielleicht beides zu vereinigen gewußt. Es wäre alsdenn eine andre Emilia Galotti geworden, aber eine bessere. An stat der Scenen, die anjetzt da sind, hätten andre dem Zuschauer müssen gezeigt werden, die ihm versteckt worden sind, in welchen die spielenden Personen nothwendig und natürlich das hätten sagen müssen, was dazu gehörte, dem Zuschauer alles aufzuklären, und den Eindruck zu verstärken. Denn darinnen besteht der Kunstgrif des Dichters, das Natürliche mit dem Zweckbefördernden zu vereinigen. Wenn z. B. Hector Gonzas Leidenschaft die Hauptsache im gegenwärtigen Stücke wäre, so könte keine Exposition schöner seyn, als die jetzige. Sie verdiente zwar allemal zu lang genannt

zu werden, da in dem ganzen ersten Aufzug zur Handlung nicht ein Schrit gethan wird. So aber ist sie ein Hauptfehler, denn sie stelt eine ganz falsche Lage der Dinge dem Zuschauer dar. Man sieht gar noch nicht, was es mit des Prinzen seiner Leidenschaft für eine Bewandnis hat. Sie stelt sie uns als die Hauptsache vor, ja als die einzige. Im zweiten Aufzuge erfahren wir aber, wie es mit Appiani und Emilia beschlossen ist, da wir denn alles aus einem ganz andern Gesichtspunct anzusehn gezwungen sind. Diesem hätte nun gewis durch eine andre Anordnung geholfen werden, und dabei die Exposition eben so natürlich angelegt werden können. 1772.

Das ist der Grundfehler des Stücks, welcher macht, daß man, ohngeachtet der Schönheiten, woran es vol ist, (denn wo solte Lessing was schreiben können, das deren nicht im Ueberflusse hätte) doch nicht sehr gerühret wird. Die besondern Fehler in dem Plan übergehen wir, da sie meistens alle aus diesem entspringen, und sich ohne Aenderung desselben auch nicht wol ändern lassen. Doch einen merken wir noch an, der bestehet darinnen, daß so viel Fäden angesponnen werden, die zu nichts führen. Der Maler und das Bild der Galotti ist ein solcher. Ferner die Orsina, von der man im Anfange etwas erwartet, die man nachher ganz und gar vergist, und die endlich komt, und warum? Um dem Alten einen Dolch zu geben, der sehr leicht hätte kömen ein Gewehr mit sich bringen, und Appianis Ermordung samt dem ganzen Antheil, den der Prinz daran hat, auf eine andre Art hätte erfahren können, unter andern von der Claudia. Warum beschäftigt hier die Orsina den Zuschauer, und zeigt man ihm nicht lieber die Emilia und den Prinzen? Dadurch hätte uns Emilien ihr Character besser entwickelt werden können, welches sie für uns interessanter gemacht hätte. Das Unschickliche der Abwesenheit der Emilie mit dem heftigen, und in dem Schlosse gebietenden Prinzen, wäre weggefallen. In allem Betracht wäre dies für das Stück vortheilhafter gewesen. Wir leugnen nicht, daß die Scene zwischen dem Prinzen und Emilien unerhört schwer zu verfertigen gewesen seyn würde, aber schweren Scenen darf der theatralische Dichter nicht ausweichen, wenn sie seinen Zweck befördern. Uns deucht,

1772. daß dadurch das Pathetische der letzten Aufzüge weit erhöht seyn würde, wenn man Emilien sähe; denn wie sol man sich für sie und ihr Schicksal interessiren, wenn man sie nicht sieht, und nur hie und da von ihr sprechen hört. Man kan nicht auf das, was die Personen sagen, und auf die entfernte Emilia und das, was ihr wohl alleweile begegnen mag, zugleich denken.

Die beiden einzigen Charactere, die gehörig ausgezeichnet sind, so daß der Zuschauer eine ganz volständige Vorstellung davon bekomt, sind des Prinzen und seines Cammerherrn seine. Die sind aber Meisterstücke in der Schilderung; zumal des Prinzen seiner ist mit der grösten Kunst und Warheit gezeichnet. Hätte Hr. Lessing sich zum Zwecke vorgenommen, die Gefahr der Leidenschaften und der Schmeichler für junge, sonst edelmüthige Fürsten, vorzustellen; und beföhle er uns das in seinem Stücke zu erwarten, (in welchem Falle aber die Anlage desselben doch ganz anders werden müste,) so könte nichts schöner seyn als diese beiden Charactere. So aber sind sie hier am unrechten Orte, im falschen Lichte. Die übrigen sind hingegen gar nicht gut; denn sie sind viel zu wenig ausgemahlt, um zu der Erregung der Theilnehmung zu concurriren, wie sie doch sollen. Der Character des Appiani, auf den unser Mitleid recht sehr fallen solte, ja selbst der Galotti ihrer, da sie doch der Hauptgegenstand der Rührung seyn sol, ist lange nicht genug bestimt, um diese Wirkung hervorzubringen. Man interessirt sich für keinen Menschen, wenn man nicht seinen Character genau kent, und der Vertraute von dessen Gesinnungen ist, und dies fehlt uns gänzlich bei der Galotti: Ja so gar das wenige, was wir davon sehen, stelt uns nicht das Liebenswürdige vor, was ein starkes sympathetisches Gefühl zu erregen fähig wäre. Ihre gar große Schüchternheit und Furchtsamkeit ist nicht natürlich, und zeigt einen unangenehmen Mangel der Kenntnisse, sein Ursprung sey welcher er wolle; der uns zu denken bewegt, daß, wenn sie nur ein wenig mehr wird gesehen haben, sich ihr ganzer Character schon ändern wird. Und dieser Gedanke hemt die Theilnehmung, denn nur nach Verhältnis der Eindrücke, die die Vorfälle auf den machen, der da leidet, rühret uns sein Schicksal; und giebt er uns

Gelegenheit zu denken, daß vielleicht dieselben bald ganz anders auf sein Gemüthe seyn werden, so stöhrt das Interesse sowol als das Verstoßen wider die Einheit des Characters in einem Stücke. Das, was hier und da andre vom Charakter der Emilia sagen, ist auch nicht hinreichend, uns ein gehörig Bild davon zu geben; man wil selbst Proben an ihren Gesinnungen davon haben. Auch selbst Appianis Entzückung über seine Verbindung mit ihr giebt uns keinen hinlänglichen Begrif von ihrem Wehrt; ohnerachtet das sonst ein gutes Mittel ist, die Sympathie für eine Person zu erregen, wenn man sieht, daß sie heftig geliebt wird. Aber da müssen wir von dem Grade dieser Liebe große Beweise haben. So sind wir schon sehr für Sophien im Hausvater eingenommen, da wir hören, welche außerordentliche Zärtlichkeit sie dem St. Albin eingeflößt hat; aber diese Zärtlichkeit sehen wir auch gar zu deutlich aus dem, was dieser für sie gethan hat. Nichts ist aber von alle dem hier, denn Appianis Zänkerei mit Marinelli, den er so nicht leiden kan, und die sich auch ohne Geliebte angesponnen haben könte, ist kein Beweis für Emiliens Verdienste, und noch weniger fähig, das Unbestimte, welches in ihrem Character bleibt, und das Interesse für sie schwächt, zu bestimmen. Von den übrigen noch weiter untergeordneten Personen sprechen wir hier nicht; denn deren Character braucht nicht deutlicher ausgezeichnet zu seyn, als er hier ist: nur die Orsina, die hier eine Hauptmaschine wird, hat einen nicht natürlichen Character; oder vielmehr, man kan den eigentlichen Bewegungsgrund ihrer Handlung nicht einsehen, sie scheint ein Werk des Zufals zu seyn. Man sieht nicht, wie sie hier zu dem Dolche komt, was sie bewogen hat ihn hieher zu bringen, und das müste doch seyn; denn es ist für den Zuschauer nicht genug, daß der Dolch da ist. Dieser wil nicht blos die That sehen, die bei dem Schauspiel zum Grunde liegt, er wil alle Triebfedern derselben kennen. Die Weiber, die beständig Gift und Dolch bei sich führen, sind gewis selten, und zu einer solchen ist Orsina gewiß nicht heftig genug. Eine solche würde nicht abfahren, und Odoardo die Sorge ihrer Rache übertragen, sondern sie entweder selbst an dem Prinzen und an ihrer Nebenbuhlerin nehmen, oder wenigstens

1772.

1772. Zuschauerin davon abgeben wollen. Da sie aber keine solche zu seyn scheint, wozu brachte sie denn den Dolch mit? Sie wuste ja von Emiliens Anwesenheit nichts, und von des Prinzen Untreue nur wenig; welches Wenige durch das Hinfahren des Prinzen nach Dosalo gar zu nichts werden muste, indem sie dachte, er thäte es ihr zu Liebe.

Das letzte, worüber wir noch einige Anmerkungen machen müssen, das ist der Dialog. Hrn. Lessings Stärke und besondre Manier hierinnen ist bekant. Er ist gewis auch in diesem Stücke vortreflich. Wir finden ihn aber manchmal unnatürlich. Folgende Beispiele mögen dies Urtheil rechtfertigen.

Marinelli sagt zur Gräfin Orsina, der Prinz hätte ihren Brief nicht gelesen - - aus Zerstreuung nur, nicht aber aus Verachtung.

Orsina (stolz.) Verachtung? — Wer denket daran? - - Wem brauchen Sie das zu sagen? - - Sie sind ein unverschämter Tröster Marinelli! - - Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! - - (gelinde bis zum Ton der Schwermuth.) Freilich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seine Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber darum eben Verachtung! Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu seyn. Nicht wahr Marinelli?

Das ist vortreflich, so weit, aber nicht so das folgende. Man höre:

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orsina (höhnisch.) Allerdings? - - o des weisen Mannes, dem man sagen kan, was man wil! - - Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe! - - Das heist nicht, an die Stelle von etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmänchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schal ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt, nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist - - das ist so viel als gar nicht gleichgültig. Ist dir das zu hoch Mensch?

1772.

Marinelli (vor sich.) O weh! wie wahr ist es, was ich fürchtete. (Nemlich, daß die Bücher sie vollends verrückt gemacht hätten.)

Orsina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung -- (Hier fält Marinelli etwas in den Ton eines lustigen Raths) und wem ist nicht bekant, gnädige Gräfin, daß Sie eine Philosophin sind?

Orsina. Nicht wahr? -- Ich bin eine -- Aber habe ich es mir itzt merken lassen, daß ich eine bin? -- O pfui, wenn ich mir es habe merken lassen, und wenn ich mir es öfter habe merken lassen! Ist es wol noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kan ein Man ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken wil? Ein Frauenzimmer, das denkt, ist eben so ekel als ein Man, der sich schminkt. Lachen sol es, nichts als lachen, und immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bei guter Laune erhalten. -- Nun worüber lach ich denn gleich Marinelli? Ach ja wol! über den Zufal! daß ich dem Prinzen schreibe, er sol nach Dosalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieset, und daß er doch nach Dosalo kömt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein sonderbarer Zufal. Sehr lustig, sehr närrisch! -- Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? -- Mitlachen kan ja wol der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht denken dürfen. -- (ernsthaft und gebieterisch) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfin, gleich!

Orsina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei, u. s. f.

Wir läugnen nicht, daß hier nicht viele Schönheiten in der, der Leidenschaft angemesnen Folge der Gedanken seyn solten; aber dennoch ist das nicht natürlich, und der Ausdruck nicht wahr. So unterredet sich nimmermehr eine Gräfin mit dem Cammerherrn des Prinzen, der ihr Liebhaber ist, und wenn sie gleich in der heftigsten Leidenschaft ist.

Die Scene zwischen Odoardo und der Gräfin Orsina

1772. hat eben auch viel Unnatürliches im Ausdrucke. Man höre nur dieses z. B.

Marinelli sieht sich gezwungen, die Orsina mit dem alten Odoardo allein zu lassen, und da er die Eindrücke fürchtet, die jener ihre Reden auf sein Gemüth machen können, so sagt er im Weggehen zum Odoardo, er solte gar nicht auf das hören, was ihm diese Dame sagen würde, es wäre nicht gar zu richtig mit ihrem Verstande. Da nun nachher Odoardo sie auf eine Art sprechen hört, die ihm Einsichten bei ihr entdecken läst, sagt er: doch, bei Gott, so spricht keine Wahnwitzige.

Orsina. Wahnwitzige! Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? - - Nun, nun, es mag leicht keine von seinen grösten Lügen seyn. - - Ich fühle so was. - - Und glauben Sie mir, wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliehrt, der hat keinen zu verlieren. - -

Odoardo. Was sol ich denken?

Orsina. Daß Sie mich also ja nicht verachten! - - Denn auch Sie haben Verstand, guter Alter, auch Sie! - - Ich seh es an dieser entschloßnen, ehrwürdigen Mine. Auch Sie haben Verstand, und es kostet mich ein Wort, so haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! - - Madame! - - Ich habe schon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieses Wort sagen, wenn Sie es mir nicht bald sagen. - - Sagen Sie es! Sagen Sie es! - - Oder ist es nicht wahr, daß Sie eine von jener guten, unsres Mitleidens, unsrer Hochachtung so würdigen Gattung der Wahnwitzigen sind. - - Sie sind eine gemeine Thörin. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orsina. So merken Sie auf! - - Was wissen Sie, Sie, der Sie schon gnug wissen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? Appiani ist todt!

Odoardo. Todt? Todt? - - Ha, Frau, das ist wider die Abrede. Sie wollen mich um den Verstand bringen und Sie brechen mir das Herz.

Orsina. Das beiher - - Nur weiter - - Der Bräutigam ist todt, und die Braut - - Ihre Tochter - - schlimmer als todt. 1772.

Odoardo. Schlimmer? Schlimmer als todt? - - Aber doch zugleich auch todt - - Denn ich kenne nur ein Schlimmeres? - -

Orsina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein - - u. s. w.

Wir sagen es noch einmal, diese Wendungen, diese Art sich auszudrücken, ist nicht natürlich; sie ist sicher gezwungen. Man erkent an diesen und dergleichen Zügen deutlich den Nachahmer der englischen Bühne, und besonders Schakespears, der Hrn. Lessings eigentliches theatralisches Studium gewesen seyn mag. Wir haben uns allezeit befleißiget, keinen einseitigen Geschmack zu haben, und haben dasjenige, was jede Nation an ihren Schriftstellern bewundert, untersucht, und zu empfinden uns bemühet. Wir sind auch gar nicht gegen Schakespears große Schönheiten blind. Allein, daß die Wendungen und der Dialog der Engländer nicht oft gesucht, unnatürlich und affectirt herauskommen solten, das scheint uns nicht geläugnet werden zu können. So ist es auch, mit über den Berg schwatzen der Orsina, in ihrer Scene mit Marinelli. Das ist auch eine von den Favoritwendungen der Engländer in ähnlichen Fällen. Sie kan nicht selten ihre Schönheiten haben, aber sie mus nur sparsam und mit Behutsamkeit gebraucht werden. Die Verwirrung der Gedanken findet nur stat bei einem unvermutheten betäubenden Unglücksfal, als wenn ein Roland erfährt, daß seine Angelika ihm untreu geworden ist, oder nach einem langwierigen geheimen Kampf mit einer Leidenschaft; als bei der Clementine im Grandison. Niemals findet aber eine Verwirrung stat, so lange nur ein Schein des Zweifels beim Unglück ist, welches Ariost wol beobachtet; und in diesem Fall befindet sich die Orsina immer, so lange sie den Prinzen nicht gesprochen hat. Es ist wahr, der Orsina ihre Verwirrung ist hier nicht so arg als Orlandos Raserei, und Clementinens Schwermuth; aber auch in dem Grade, worinnen sie verwirt seyn mus, um so zu reden, als sie thut, kan sie es

1772. nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, wo ihrer Seele noch Federkraft und Trieb zur Aufmerksamkeit übrig bleiben mus, nicht seyn. Ueberdem muß der Wahnsinn einer Person sehr gut angesponnen, er mus sehr sorgfältig vorbereitet seyn, wenn er gefallen oder rühren sol. Welche Mühe hat die Schwermuth Clementinens dem Verfasser gekostet, um sie gehörig einzuleiten! Ueberhaupt also müsten wir von dem Verhältnis des Prinzen gegen die Orsina, und von den Umständen ihrer beiderseitigen Liebe, besser unterrichtet seyn, um ihre Empfindlichkeit über dessen Untreue genau einsehen und theilen zu können, und dies ist hier alles vernachlässiget.

Wir würden dennoch diese Flecken im Dialog kaum anmerken, denn sie werden gar zu sehr von den weit größern Schönheiten übertroffen, wenn wir uns nicht für die Nachahmungssucht unsrer angehenden Dichter fürchteten. Denn die verfält gemeiniglich auf das Fehlerhafte, welches ihnen weit mehr auffält als die Schönheiten, die versteckter liegen. Ueberhaupt aber müssen wir über Hrn. Lessings Dialog eine Bemerkung machen. Wenn man seine Miß Sara gegen diese Galotti hält, wird man sehen, wie sich seine Manier hierinnen geändert hat. Es war eine ziemlich lange Zeit verstrichen, ohne daß Hr. Leßing etwas fürs Theater gearbeitet hatte, als er seine Minna von Barnhelm herausgab, deren Manier im Dialogiren, von der in seinen vorigen Stücken, ganz entfernt war, und wo nicht ganz so ist wie in dieser Galotti, doch sich ihr sehr nähert. Es ist wahr; trotz aller Schönheiten der Sara, deren fünfter Aufzug, nemlich die Scene der sterbenden Sara, ein wahres Meisterstück ist, so ist doch auch im Dialog viel zu viel Declamation, zu viel Tiraden machen denselben unnatürlich. Dieses ist die Manier der Franzosen, das ist gewis; und es ist eben so gewis, daß sie von der Natur, die allein wahrhaft gefallen kan, ganz weit entfernt ist. In der Natur ist der Dialog kurz, abgebrochen, die Leute peroriren nicht einer nach dem andern. Dies hat Hr. Lessing wol beobachtet, und hat seinen jetzigen Dialog darnach gemodelt. Aber man kan auch in ein ander Aeußerstes verfallen, und das scheint uns Hr. L. hier gethan zu haben. Nicht alles mus abgebrochen seyn,

das Theater heischt zuweilen eine zusammenhangende, nicht kurze Rede. Die Ursache davon ist, weil sich in diesen Tiraden die geheimen Gesinnungen, die Empfindungen, die Züge des Characters einer Person allein entwickeln können, welches nothwendig ist, wenn der Zuschauer lebhaft von ihrem Schicksale gerühret seyn sol. Wenn aber überall der Dialog so zerstückelt seyn sol, so bleibt gar zu vieles in dem Charakter und in der Empfindungsart der Personen unentschieden. Davon ist hier Emiliens Rolle ein Beweis. Ohne zu rechnen, daß es in der Natur häufig Fälle giebt, wo der Redende nicht kurz, nicht abgebrochen redet, wo er seinen Zustand, seine Gesinnungen umständlich schildert, und wo ihm die andern zuhören, ohne ihn zu unterbrechen. Das Peroriren einer sich schlecht fühlenden Miß Sara, das Horchen der andern auf das, was sie sagt, ist gewis in der Natur. Wir sagen auch dies für den angehenden Dichter, der leicht aus Nachahmungssucht den Fehler noch vermehren könte. Zwischen diesen beiden Klippen des abgekrumten (man verzeihe mir dieses Beiwort, es drückt was ich sagen wil gar zu gut aus) und des deklamatorischen Dialogs, mus man die Mitte treffen, welches Hr. Lessing, wie wir meinen, in seiner Minna volkommen zu thun gewust hat. In diesem Stück aber nähert er sich zu sehr der ersten dieser Klippen.

Wir wollen hier Hrn. Lessing keinen pedantischen Vorwurf darüber machen, daß er die Einheit des Orts nicht beobachtet hat. Von dieser französischen Pedanterei sind wir sehr weit entfernt, und beurtheilen gewis keine Werke des Genies mit Boileau oder Batteux in der Hand. Hr. Lessing hat hierinnen den Ausspruch Homers befolgt, welcher behauptet: die Veränderung der Scene in den Aufzügen wäre zu tadeln, man könne aber sehr wohl mit jedem neuen Aufzuge die Scene an einen andern Ort versetzen, ohne daß dadurch der Schönheit des Stücks etwas entgienge. Man sehe die Gründe hievon in seinem Versuch über die Critik. Allein wir bleiben der Meinung, daß die Einheit des Orts eine gar große Schönheit ist, die man nicht gut vernachläßigen darf, wenigstens mus dabei verschiedenes beobachtet werden, um sie ohne Schaden bei Seite setzen zu können. Man hat aber unsers Wissens den

1772. wahren Grund davon niemals recht angegeben. Es ist lächerlich zu sagen, wenn sich das Theater verändert, so wird der Zuschauer in der Täuschung gestöhrt, weil er fühlt, daß er sich nicht bewegt hat und sich doch vorstellen sol, daß er anjetzt an einen andern Ort versetzt worden ist. Diesen Grund, als der gewöhnliche den man anführt, hat Homer wohl zu widerlegen gewust. Aber man stelle sich den Zuschauer vor, wie er das Stück zum erstenmale sieht, (denn darnach mus man alle Einrichtungen machen, so daß ihm bei der ersten Vorstellung nichts dunkles bleibe.) In den ersten Auftritten wird ihm bekant gemacht, wo er ist, was für Leute er vor sich hat, und was diese vorhaben. Das lehrt ihn die Exposition, die deswegen schwer ist, weil sie geschehen mus, und weil sie doch mus ungezwungen angebracht werden. So bald nun aber das Theater verändert wird, so sehe ich wohl, daß dasselbe anjetzt ein Zimmer, einen Garten, ein Feld vorstelt, aber wo das hingehört, was es mit den spielenden Personen für eine Verbindung hat, weis ich nicht. Das mus mir also durch eine neue Exposition bekant gemacht werden, und die wird entweder oft verschoben werden müssen, da ich denn die ganze Zeit in Ungewisheit bleibe, oder sie wird widernatürlich angebracht werden. Die Aufmerksamkeit, die ich anwenden mus, um herauszubringen, was das für ein Ort ist, den man mir zeigt; wie und warum die Personen dahin kommen: die Ungewisheit, so lange ich dieses nicht weis, unterbricht mir den Augenblick das Interesse, hemt meine Empfindung, und es gehört alsdenn Zeit dazu, ehe ich wieder hinein komme, ehe ich wieder in den Grad des Gefühls gerathe, in dem ich war; da doch, wenn es seine ganze Wirkung thun solte, es ununterbrochen wachsen müste. Geschieht nun eine solche Unterbrechung verschiedene male, so schwächt das immer das Interesse mehr und mehr. Wenn man gedruckte Stücke liest, merkt man das nicht so sehr; denn da liest man es gleich, wo die Scene hin versetzt worden ist. Das ist aber nicht so auf dem Theater. Und daher bleibt allemal die Einheit des Orts eine große Zierde für ein Stück. Ja wir halten sie für durchaus nothwendig, und müssen die Freiheit, davon abzuweichen, durch eine, uns nothwendig scheinende Bedingung einschränken:

nemlich wenn aus dem Vorhergehenden ganz deutlich ist, was es mit dem Orte, den nun die Bühne vorstellen sol, für eine Beschaffenheit hat, alsdenn kan das Theater darinnen verändert werden. Z. B. es wird einer auf dem Theater arretirt; der folgende Aufzug zeigt uns ein Gefängnis, worinnen er sitzt; da braucht es gar keines Besinnens, um zu wissen, was es damit für eine Bewandnis hat, und das kan die Theilnehmung nicht einen Augenblick unterbrechen. Lächerlich ist es aber, wenn man sieht, daß die französischen Schauspieldichter, die sich diese Freiheit genommen, sich damit entschuldigen, daß der neue Schauplatz von dem alten nicht weit entfernt ist; als wenn es hier auf das Zählen der Schritte ankäme! Das ist Pedanterei und zeigt die Unwissenheit in der wahren Natur der Schaubühne und ihrer daraus entspringenden Regeln an. Dieses scheint uns aber die wahre Ursache von der Beobachtung der Einheit des Orts zu seyn, und wir zweifeln nicht, daß die Griechen, von denen sie die Franzosen maschinenmäßig angenommen haben, eben diesem Grunde hierinnen gefolgt sind. Darnach, deucht uns, ist das tadelhafte der Veränderung des Orts in einem Stücke zu beurtheilen. Im zweiten Aufzuge hat Hr. Lessing die hier angegebene Regel nicht genau beobachtet. Der Zuschauer sieht sich in ein ander Zimmer versetzt, und weis anfangs nicht, wohin. Er muß sogar genau Achtung gegeben haben, wenn er im Anfange des dritten wissen wil, wo er ist. Denn er mus bemerkt haben, daß Marinelli Appianin hat wollen nach dem Lustschlos des Prinzen bringen, um ihn da zu sprechen: wenn er nun den Prinzen und Marinelli sieht, so kan er begreifen, daß er sich da befindet. Aber so ein kleiner Umstand entwischt der Aufmerksamkeit des Zuschauers leicht. Bei beiden Veränderungen erfährt derselbe doch gar bald, wo er ist. Noch eins, was diese Veränderungen minder unangenehm macht, ist, daß sie in den beiden ersten Aufzügen geschehen. Die drei letzten, wo es am wichtigsten ist, daß das Interesse ja nicht unterbrochen werde, sind frei davon; die ganze übrige Handlung geht auf dem Lustschlos des Prinzen vor. Denn je stärker das Interesse ist, welches immer in den letzten Aufzügen auf den höchsten Gipfel steigen sol; je empfindlicher, je fehlerhafter würde

1772. eine Theaterveränderung seyn, die dem Zuschauer nicht alsbald einleuchtete.

Noch eine Anmerkung und wir schliessen. Man hat Hrn. Lessing gelobt, daß er gewisse alte deutsche Worte energisch anzubringen wüste. Hier wird es wol übertrieben. Die Wörter Traun, Bieder, und dergleichen sind im gemeinen Leben nicht üblich, kein Mensch gebraucht sie, warum sol man sie auf die Bühne bringen? Das ist wider die Natur der Sache. Auch die Exclamationen Huy! Husch! Husch! und dergleichen scheinen uns pöbelhaft, und in dem Munde von Personen von Emiliens und Marinellis Stande ungeziemend. Endlich sehen wir nicht ein, warum Hr. Lessing die fremden Wörter Villa, Vegghia gebraucht hat. Läst man auf deutschen Bühnen Italiäner Deutsch sprechen, so kan man sie diese Sachen auch Deutsch sagen lassen. So ein italiänischer Brocken trägt zur Wahrheit nichts bei und ist kein besonderer Zierrath. Vom Worte Marchese sage ich nichts, denn Markgraf bringt in die Seele einen ganz andern Begrif, der hier lächerlich wäre. Die andern aber könten insgesamt deutsch gegeben seyn, da zumahl nicht leicht jemand wissen wird, was Vegghia seyn sol, welches eine Abendgesellschaft bedeutet, dergleichen in Italien gehalten werden.*)

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur, Lemgo, 1772, 2. Band, pag. 163—187.

G. E. Leßings vermischte Schriften. Erster Theil. Berlin, bey Voß, 1771. 8. 1 Alph. 1 Bogen.

„Blos um nicht wieder in seiner ganzen armseligen Kind„heit auf den Platz erscheinen zu dörfen," wohin ein gedroheter Nachdruck der Leßingschen kleinen Schriften den Verf. zu bringen gedachte, giebt Hr. L. diese neue Sammlung seiner vermischten Schriften. „Das Publikum, sagt „er, wächset täglich an Einsicht und Geschmack; aber viele „Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht

*) Verfasser: Jacob Mauvillon zu Kassel.

„einmal fühlet, daß er zurückgeblieben und eitel genug ist, 1772.
„noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor
„zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet."

Mit eben der Bescheidenheit kündigt sich der Verf. auch zu dieser neuen Sammlung an. Er hat alles behalten, „worauf die Liebhaberey des allernachsichtvollesten „Lesers nur immer einigen Werth legen könnte" und von seinen neuen Stücken, schließt er daß „es Thorheit wäre, „zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu „verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude auf„geführt werden könnte."

Hr. L. hasset alles ecke Lob, das ihm, auch vor dem Publikum, ins Gesicht gesagt würde. Indessen welcher neuere Schriftsteller unsrer Sprache wäre dem Leser bekannt, der so wenig altere, so sehr mit dem Publikum mitgienge, ja der bey jeder neuern Schrift ihm immer noch so neu und mehr vorangienge, immer so gesunder, reifer und blühender erscheine, als Hr. L.? Wer schläft minder, als er, auf seinen Lorbeern, und auf wie verschiednen Feldern und Fluren sind und werden diese Lorbeern von ihm gebrochen!

Vielleicht sind beyde Vorzüge zusammenhängend, und vielleicht müssen sie es auch bey jedem seyn, der Einen derselben haben will. Abwechselung, und immer fortgesetzte thätige Abwechselung hält die Seele vielleicht allein im Zustande einer ewigen Munterkeit und wachsenden Stärke; da jedes auf Eine Farbe, in einen Winkel zu lange geheftete starrende Auge nur zu bald erstarret oder dämmert. Wer sollte im philosophischen Gewühl der Dramaturgie den Verf. der Emilia Galotti; wer im kritischen Wuste über Martial, Catull u. s. w. den Epigrammendichter finden oder ahnden wollen? Bloßer Wahn! Einfältige Absonderung! Eben die Verbindung und Abwechslung und stete Uebung so mancherley Seelenkräfte war vielleicht allein Ursache, daß Eine so munter und so lange und immer neu und reifer erschien!

In diesem ersten Theil sind die Sinngedichte des Verf. vielleicht über zwey Drittheile vermehrt. Neben an folgt eine Abhandlung über das Epigramm, so auseinandergesetzt, als wir sie noch von keinem Kunstrichter

1772. über diese Dichtungsart gehabt haben. Alsdenn meistens einzelne kritische Anmerkungen über Catull, Martial, die Priapeen und die Anthologie, und so beschliessen Lieder das Bändchen, die am wenigsten vermehrt, hie und da aber verändert erscheinen. Der Rec. findet sich zu wenig in Lage, dem Verf. in so verschiedne Felder mit gleicher Muße und Unterstützung folgen zu können, wie er wohl wünschte; er wird also, wie jene arme Feldmaus, mehr den Reichthum ihrer städtischen Freundin bewundern und andre darauf einladen, als selbst daraus kritischen Gebrauch machen können — —

Ueber die Sinngedichte selbst ist also nichts zu sagen: denn was sollen vorzügliche Proben, wo alles vorzüglich ist, wo alles Probe seyn müßte? Jedes

— — Epigramm
so fein, so scharf, als je von Kästner Eines kam.

Die empfindsame Spielgesellschaft unsrer Zeit, die am Markte sitzen und sich zurufen: wir haben euch gepfiffen u. s. w. wird zwar überhaupt diese Epigramme zu wenig empfindsam, hie und da zu unfein, zu rasch, und, „den Göttinnen der Unschuld“ insonderheit oft zu scharf und feindlich finden: sie werden vielleicht über das „Nur witzige! blos witzige!“ Klagen führen; indeß auch gegen deren Geschmack hat der Verf. wenigstens den Vortheil, daß seine Theorie durchaus mit seinen Beyspielen übereinstimmt, daß bey ihm die Gattung der Sinngedichte die höchste oder vielmehr die Einzige ist, die unter den Proben die häufigste seyn dörfte, und daß er sich überhaupt sehr scharf theils gegen eine „vermeynte griechische „Simplicität, theils gegen die erkläret, die, weder gesund „noch klug ihr Mädchen nicht anders als in der Tracht „einer Schäferin sehen mögen“ — — Also zu dieser Theorie selbst.

Sie ist im Hauptgedanken fast selbst Epigramm oder liesse sich dazu machen. Alle wahren Erfordernisse dieser Dichtungsart leitet der Verf. aus ihrem Ursprung her, nach dem sie zuerst „Ueberschrift“ gewesen. Also ein Gegenstand der Erwartung, der Aufmerksamkeit, der uns von fern in die Augen leuchte, uns anziehe — Kurz

Monument, und Inschrift des Monuments, Erwartung und Auflösung sind die beyden wesentlichen Stücke des Sinngedichts. Beyde müssen daseyn! in welchem Maaße gegen einander sie daseyn müssen? Was, wenn Eins oder das Andre nicht ist, für Fehler, oder für andre Gedichtarten werden? Wie man auf jedem andern Wege das Epigramm finden zu wollen, nur Irrweg genommen u. s. w. Der Scharfsinn, mit dem der Verf. hier immer unterscheidet, und seine Idee von Aufschrift, Erwartung und Auflösung nie oder nicht lange aus dem Gesicht verliehret, und von beyden Seiten Seichtheiten in Geschmack und Theorie verbannet — wird für jeden Liebhaber, der mehr, als fühlen, auch denken will, angenehmer Gang seyn. Der Rec. setzt, so hingeworfen manches scheine, diese Abhandlung zunächst an die „Theorie von der Fabel," an die sie auch ihrer Natur nach gränzt, und wünscht, daß Hr. L. seinen philosophischen, aufräumenden Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortsetze: so bekämen wir endlich Fragmente zu einer philosophischen Poetick, die wir, ganz, so sehr wir es wähnen! wahrhaftig noch nicht haben. 1772.

Was man seiner Fabeltheorie eingewandt, wird man auch seiner Theorie vom Epigramm entgegensetzen: sie sey zu enge, zu ausschliessend, zu willkührlich, zu eckel! gränze oft zu sehr an die Kleinigkeit, daß so Etwas, wenns nur nicht Epigramm heißen dürfte, so ein kleines, niedliches Gedicht, Fabel, Liedchen, Vers heißen könne, und was daran liege? Diese Einwendungen verfehlen ganz den Sinn und Zweck des Kunstrichters. Er will blos aufräumen, sondern; Arten und Begriffe vestsetzen; nicht ja aber damit Einem Dinge Werth absprechen, was nicht diese Art ist. Sagt denn Linne, darum, weil dies Ding nicht zu diesem Geschlecht gehört, so gehörts zu keinem Geschlecht, so ists Unding? . . Und wer, wenn er nun hiegegen nicht weiter kann, solchem Forschen ganz seinen Werth abspricht, es für Namenspielerey und Wortunterschied hält . . für den hat der Verf. (und kein Verf. über solche Materien), schlechthin nicht geschrieben.

Aber nun auch in den Gesichtspunkt des Autors, selbst in seine Erklärung vom Epigramm gesetzt: dürfte er

1772. nicht doch etwas zu ausschliessend, zu wählerisch in dem seyn, was er unter seinen Gesichtspunkt und Erklärung bringt? Man behalte, daß wir die Erklärung des Verf. voraussetzen. Wir streiten also auf seinem Grund und Boden.

Wenn nemlich das Epigramm immer noch im Grunde die ursprüngliche Aufschrift ist, nur verfeint und zur Kunst bestimmt, (d. i. mit genauerm Umriß und Bestimmung ihrer Theile und ihres Zwecks versehen): wenn also jedes Epigramm noch immer die Reihe von Empfindungen nachahmen muß, wie wenn wir zu einer Säule, einem Monument erwartend gehen, und durch seine Inschrift befriedigt werden: wäre das Martialische Epigramm würklich das Einzige? das beste? und fielen die manchen kleinern Gedichte, Catulls, der Anthologie u. s. w. weg, die der Verf. mit aller ihrer vermeintlichen Simplicität von dieser Gattung ausschliesset? . . . Wenigstens mögen unsre Zweifel dienen, die Lücken der gegebenen Theorie etwa zu füllen.

Ein Gegenstand setzet uns in Erwartung, den wir gar nicht kennen: der Aufschluß darüber, die Kunde desselben heisse überhaupt Inschrift.

Ein Gegenstand setze uns in Erwartung, den wir gar wohl kennen; nur in der Ferne dunkel, und da wir näher kommen, fällt uns so Vieles und Vielerley ins Auge, daß uns ein Aufschluß gute Dienste thäte. Der Aufschluß dürfte blos mahlen, blos den Gegenstand im kleinen, niedlichen Bilde geben, nur mit bestimmter Richtung des Auges: das wäre vielleicht Epigramm im simpelsten griechischen Verstande, oder wie Hr. L. will, Bild, Ikon: nur veredelt.

Endlich setzt uns ein Gegenstand in Erwartung, bey dem uns die Kenntniß seiner simplen Theile nicht nöthig ist, sondern vielleicht nur die Bemerkung Eines Theils, Einer Kleinigkeit, Einer Seltenheit, die man nicht erwartete, oder Einer Bestimmung, Eines Gebrauchs — der Aufschluß desselben ist das eigentlich Leßingische und martialische Epigramm.

Wir hätten also natürlich drey Arten, die vielleicht auch in der Geschichte der Ausbildung so auf einander

folgen. Das Erste ist Epigramm im rohen, mechanischen Verstande, das zweyte Epigramm zum Monument der Natur, oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen spricht. Das dritte gleichsam Aufschluß einer Hieroglyphe durch willkührliche Zeichen, also der Kunst. 1772.

Wenn wir das Erste nun gleich als bloße Veranlassung ohne Kunst, absondern: so bleibt das zweyte doch wenigstens als Uebergang, als Mittelart übrig, ehe das martialische Epigramm werden konnte; mit dem sich auch jenes noch auf mancherley Weise zusammen schlinget — und dieses das Catullische, das simple, oder (es ist doch Einmal ein ziemlich geläufiges Vorurtheil) das griechische Epigramm: obs nicht unter H. L. Erklärung noch immer stünde? Erwartung und Auflösung, Denkmal und Aufschrift ist da; nur beyde Theile nicht so abstechend gemacht, nicht so auf einen Punkt gesetzt, sind simpler in einander fliessend. Hr. L. erinnere sich an seinen Logau. Was für Mühe würde es ihn gekostet haben, zu sichten und ganz genau zu trennen, wo das Martialische Epigramm aufhöre, und nun das Bildchen, die Moral, u. s. w. anfange? Wie viele mußte er behalten, die so nach keine Sinngedichte sind! Wie viele in allen Sinndichtern, selbst den Martial nicht ausgenommen, die es noch nicht sind. Und man sieht den Grund, warum hier das Schichten so schwer falle? warum sich die Farben so ins kleine brechen müssen? weil es — Mittelfarben sind.

Nehmet einen Gegenstand etwa der Kunst, Bildsäule, Gebäude: setzet eine Aufschrift darunter, die das Auge blos aufmerksam mache, die ihm das mit einem Wink, einer einfachen Beschreibung in Worten sage, was die Bildsäule, das Gebäude ihm durch ihre körperliche Theile, redend, spricht. Eben das, daß die Sprache nicht so sprechen kann, als das Gebäude, die Bildsäule, macht schon Epigramm. Sie muß, wenn jede z. B. Schönheit in allen ihren Theilen zusammenhängend und stumm spricht, gleichsam Bewegung dieser Theile, Reiz sprechen, weil sie Schönheit nicht geben kann. — Gebrauch sprechen, wo sie

1772. Sache nicht sprechen kann. — Eigenschaft sprechen, wo der Körper übrigens für sich redet — — lauter Mittelarten, und würkliche Gattungen des Epigramm, mit vielen kleinen Stufen und Unterschieden: und alle mehr griechische, als Martialsche Epigramme. Ich sezte z. E. zu Leßings Bilde die Aufschrift:

Der edle deutsche Mann
Der Wahrheit lieb gewann
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar
Gleichgültig nimmer war
Wer — Leßing ist der Mann!

und ich wüßte alle diese Prädicate so ins redende Gesicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuschrift blos schilderte, — sollte sie darum nicht Epigramm seyn? Und gränzen nicht die Aufschriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myrons Kuh, Becher, Harfe u. s. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Leßing selbst nicht ungemein oft an diese blos mahlende Gattung, wo nachher nur Ein Zug, Eine Wendung, (weil Rede eigentlich nicht mahlen kann,) von selbst Epigramm macht? Wir sehen also noch kaum veste Gränzen der Ausschliessung.

Bald ist das Epigramm ein Pfeil
Trift mit der Spitze
Ist bald ein Schwert
Trift mit der Schärfe.
Ist manchmal auch (die Griechen liebtens so!)
Ein klein Gemähld', ein Stral, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Wenigstens wer uns eine Geschichte der Dichtarten lieferte, wie sie entstanden sind, würde gewiß auf diese Mittelgattung kommen: und wie viel Annehmlichkeit! wie viel Gestalten hat sie nicht! Wie gesagt, selbst das künstlichste Epigramm muß nur zu oft an sie treffen, und trift oft sehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des stillerhabnen, der simpeln Schönheit, die so

erregt wird, ist wenigstens in einiger Fortsetzung der Seele angenehmer, als der bloßen raschen Neugier, des Unerwarteten, das wir munter erfahren, und das schnell verschwindet. In weniger Zeit schmerzt uns dabey so der Kopf durch Stiche als bey pedantischen Moralen durch Schwere. Wer ist, der einige Bücher der witzigsten Epigramme mit gleicher Empfindung fortlesen könnte? „Auch der muß ein sehr gesunder Kopf seyn," möchte ich hier H. L. nachsagen.

1772.

Die Theorie des Epigramms subjektiv entwickeln, was für Empfindungen dadurch erregt werden sollen? und können? — ob Bewunderung? gefallende Schönheit? sanfte Acquiescenz? oder allein befriedigte Neugierde? — Diese subjektive Theorie, zusamt dem vorgeschlagnen Blick auf die Geschichte desselben, würde alles ins Licht setzen; Hr. L. hat die Sache nur objektiv behandelt — — Doch nun weiter!

Was der V. über Catull sagt, soll nur Catull den Epigrammatischen betreffen; nicht Catull den lyrischen Dichter, den Römischen bel-esprit, dessen porte feuille trouvé den naiven und boshaften Zoten sowol, als den feinsten lyrischen Wendungen unsrer schönen Geister nichts nachgab. Die Muthmaßung über den Finder der catullischen Gedichte ist ein guter Wink, dem jemand bey einer guten italienischen Bibliothek z. E. derer, die von gelehrten Veronesern ausführlich geschrieben haben, so bald und leicht nachgehen könnte. Dem Recensenten ... Doch dies ist nur Ahndung. Als Skaliger alle seine Landsleute besiegen wollte, und den Brugnol vergessen, oder vielmehr nie gekannt hatte, war Brugnol so zuvorkommend, sich Skaligern im Traume zu melden — vielleicht wird der Hr. a calamis oder a thalamis auch Jemanden im Traum erscheinen.

Von Martial ist der V. am weitläuftigsten; leistet vielleicht auf wenigen Bogen mehr als Schreine in ganzen Ausgaben, und beut dabey einem künftigen Herausgeber Vier Mscr. von diesem Autor an, die in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindlich sind. „Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist „uns die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber

1772. „auf mein Wort! von dem was sich in ihnen blos durch „Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch „manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können."

Die Erklärung über Martials Licenz ist sehr treffend; aber bey der so wahren Erläuterung vom electro muß denn pustula blos ein Fleck seyn? nicht ein ausgefahrnes Bläschen dem Wortverstande nach, das bey Bernstein so oft ist?

Ueber die Priapeja sind einige Varianten aus Handschriften, und über die Anthologie theils Winke zur vollständigern Ausgabe, theils Erläuterungen. Die über den Thurm der Hero ist würklich aufklärend: und von der Ausgabe? — irret der Rec. sich nicht, so ist Hr. Prof. Valkenaer in Leiden mit einer vollständigern beschäftigt, als bisher erschienen — —

Die Lieder stehen wohl nicht ungefehr zu letzt. Sie sind meistens muntre Gesellschaftsstücke; und im Cirkel der Gesellschaft, weis man, singt auch manchmal eine Kehle, die es selbst am besten fühlt, daß sie nur der Gesellschaft wegen mitmache, und also auch singend eigentlich nur munter mitspreche. L.*)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1772, 17. Band, 2. Stück, pag. 457—466.

Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werks desselben, wovon in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. Von G. E. Leßing, Bibliothekar daselbst. Braunschweig. Waisenh. 1770. 189. S. 4.

Anschwärzen kann man den Forscher der Wahrheit, ihn in den Ketzerkatalogus setzen, und bey des Weltlaufs unkundigen Leuten seinen Ruhm zerstöhren; aber ganz kann man seine Sache nie unterdrücken. Zuletzt wird alles offenbar. Seinem Andenken wird der Tribut gebracht,

*) Johann Gottfried Herder.

den seine unwissenden, undankbaren Zeitgenossen ihm schuldig geblieben. Der Nahme der Unterdrücker der Wahrheit perennirt zu ihrer Schande; denn man schaut in ihr Herz, lernt ihre Schliche kennen und sie verabscheuen. Daß alle Lanfrancus unserer Zeit sich diesen Erfahrungssatz merken mögen! daß Leßings Fund sie zu ihrer Besserung schrecke! Wahrlich ein wichtiger Fund; denn er betrift nicht blos Namen und Jahrzahlen: die Geschichte des menschlichen Herzens betrift er, den Geist der Ketzermacherey, die Geschichte einer Lehre, über die man Jahrhunderte durch so gelehrt und so unvernünftig gestritten, über die mancher unaufgeklärte Kopf dem Menschenverstande und gesunden Grundsätzen zu Trotz itzt noch, noch im Jahr 1772 ganze zahlreiche Gemeinden verketzert, verdammt, dem Teufel zuerkennt. Im Plan unserer Bibliothek ist enthalten, alle neuen Zusätze zur alten Masse unserer Kenntnisse genau anzuzeigen. Ohne gegen dieses Grundgesetz zu sündigen, ohne dem deutschen Publikum wichtige Entdeckungen vorzuenthalten, können wir diesmal nicht kurz seyn. Hier sind die Aufklärungen des Hrn. Verf. en Mignatüre. 1772.

(Folgt Auszug.)

Die Einkleidung ist meisterhaft. Beym Anfang erblickt man einen Knoten, und mit jedem Bogen rückt man der Entwickelung näher. Deutschland kann stolz seyn, daß Leßing sein Bürger ist.

Möchte der Untergang der Bibliothek zu Gemblou und Leßings Fund manchen schläfrigen Bibliothekar, oder Besitzer alter Mscpte. aufwecken, seine Schätze gemein zu machen. Unendlich viel hat die unbegreifliche Trägheit mancher Leute, unendlich viel hat die Barbarey der vorigen Zeiten uns schon geraubt. Sie wird uns noch mehr rauben, wenn Fürsten und Republiken nicht Bibliothekare wie Lessing sich anschaffen, wenn die Bibliothekare nicht mit einem gewissen Enthusiasmus die übrigen Bruchstücke der ältern Zeiten sammeln, und aus diesem Chaos Licht hervorrufen, Jahrhunderte der Finsterniß zu beleuchten. Dann erst, wann alles kritisch genutzt ist, läßt sich eine pragmatische Geschichte schreiben, kann man die Ueberbleibsel der alten Barbarey ihrem Schicksale ruhig über-

1772. lassen, dann erst kann unser Jahrhundert der Nachwelt ehrwürdig in der Historie werden. T.*)

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1772, 18. Band, 2. Stück, pag. 393—409.**)

---

*) Johannes Müller.

**) Wir lesen:

1772. — Ein neues Théatre allemand der Herren Junker und Liebault enthielt Miß Sara Sampson, die Juden, die geprüfte Treue, den Freygeist, das Loos in der Lotterie und den Schatz.

Chronologie des deutschen Theaters, 1775, pag. 331.

Siehe ferner:

Gotthold Ephraim Leßings vermischte Schriften, Erster Theil. Berlin 1771, bey Voß. 25 Bogen 8.
in:
D. Walch, Philologische Bibliothek, Göttingen, 1772, 1. Band, 6. Stück, pag. 295—329.

Druck von Alfred Busch in Ermsleben.



Lessing
im Urtheile seiner Zeitgenossen.

Zeitungskritiken, Berichte und Notizen,
Lessing und seine Werke betreffend,
aus den Jahren
1747—1781,
gesammelt und herausgegeben
von
Julius W. Braun.

Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Lessings Werken.

In zwei Bänden.

Erster Band. I
1747—1772.

Berlin.
Verlag von Friedrich Stahn.
1884.





